This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

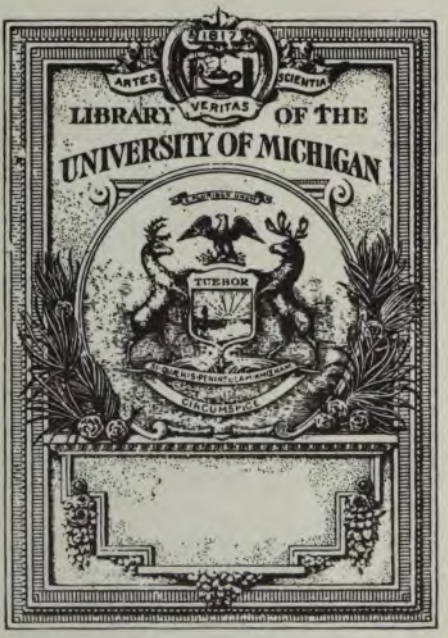
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BUHR A

a39015 01809504 5b



THE GIFT OF
C. Ward Marlatt

Württemberg

wie es war und ist.

Geschildert in einer Reihe

terländischer Erzählungen, Novellen und Skizzen

aus

Württembergs ältesten Tagen bis auf unsere Zeit.

Herausgegeben von

Fr. Müller.

Zweiter Band.

Stuttgart.

Druck und Verlag von Fr. Müller.

1854.

DD
801
.W64
W6
v.2

Stacks
Gift
Edward Marlatt
3-27-75
1104200-291

Inhalt.

	Seite:
Franziska von Hohenheim, von W. Zimmermann . .	1
Burg Stauffeneck, von Karl Pfaff	133
Das Wahrzeichen zu Tübingen vom Jahr 1473 . . .	326
Kabinets-Justiz, oder: Jakob von Gültingen, von W. Zimmann	350
Der Eßlinger Frauen- und Jungfrauen-Raub im Jahr 1450,	428
Die Belagerung Stuttgarts im Jahr 1286, von K. Pfaff	428
Otto von Horrheim und die Nonne von Reichertshofen .	471
Das erste Freischießen in Stuttgart	405

Franziska von Hohenheim.

Von

Wilhelm Zimmermann.

Durch die Waldungen zwiſchen den Ausflüſſen des Kochers und der Jart ritten drei Männer in grünem Jagdkleid. Wenn gleich die Kleidung keinen Unterſchied gewahren ließ, ſo ſah man doch an der faſt ehrfurchtsvollen Aufmerkſamkeit, mit welcher der Eine von den beiden Andern behandelt wurde, und welche auch durch die größte Vertraulichkeit hindurchſchimmerte, daß ſie, ob auch alle von edlem Stande, doch nicht von gleichem Range ſein mußten.

Nun, Freunde, ſagte der Erſte, indem er ſein Roß anhielt und ſich lachend im Sattel umwandte, was meint ihr? Dieſe Tannenzapfen werden wohl nie zu Trauben werden, und ich ſehe es Dir wohl an, Hugo, Du wünſcheſt Dir jetzt einen Glauben, wie ein Senfkorn, oder die Wunderkraft des Zauberers Fauſtus, um dieſem unfruchtbaren Nadelholz einen Becher Weins abzugewinnen.

Die Pferde gehen ſchuhtief im Sand, verſetzte der Angeredete, es iſt mir nur um die guten ſchönen Thiere.

Ich ſelber habe ſo wenig Bedürfniß, wie Euer Durchlaucht.

Durchlaucht? rief der Erſte; o Abgeſchmacktheit! Haſt Du meinen Befehl vergeſſen, daß ich, ſo lange wir auf dieſe Art zuſammenreiten, nicht Dein Fürſt, ſondern Dein luſtiger Geſelle bin? Aber ich wette darauf, dieſe Vergeßlichkeit hat keine andere Quelle, als daß Du Dich ſoeben in den Gedanken Deines Herzens zurückverſetzteſt an unſere Tafel in unſerem Reſidenzſchloſſe. Die gemeinen Vogelneſter in den luftigen Tannenkronen vergegenwärtigen Deiner Phantaſie die indianiſchen Vogelneſter, der troſtloſe Anblick der Tannenzapfen die treffliche Ananas aus den Antillen, die rothen Schnecken, die phlegmatiſch allenthalben uns über den Weg kriechen, zauberten Dir die ſchmerzlich vermißten Auſtern aus dem Moraſte des Arſenals zu Venedig vor, und das ganze herrliche Gefolge von Gerichten und Paſteten, Krebſen aus der Weſtſee und accouchirten franzöſiſchen Marcaſins, zwiſchen den glänzenden Flaſchenſpalieren, die der feuergeiſtige Madeira und der rauhe Burgunder, der ſüße leichtſinnige Champagner und der ſchwarzblütige Syrakuſer umherbilden. Gelt, ich habe es getroffen? Deine Lippen glühen wie eine trockene Kirſche in der Juliſonne.

Du irreſt Dich, Herzog, weil ich doch einmal im Kameradentone ſprechen ſoll. Wenn meine Lippen glühen, ſo iſt es, dächte ich, doch weit eher von den Küſſen des ſchönen Goldſchmidstöchterleins in Gmünd vorgeſtern Nacht, die mir noch in all ihrem lieblichen Feuer daran

fortbrennen. Das war ein Apfelbäumchen, Herzog, ha! wie Du im ganzen großen Liebesgarten Deines Landes keines haſt. Alle goldenen Früchte, kaum gereift, lachten noch darauf in friſcher, unberührter Schöne. So glücklich war ich, während mein Herzog im ſeligen Walzer mit der Frau Bürgermeiſterin, an der das Schönſte ihr Goldſpitzenhäubchen war, den Rathhausboden abſchliff.

Ich merke, lachte der Herzog, Du möchteſt mir gerne Gleiches mit Gleichem bezahlen, und wie ich Dich nach meiner guten Tafel lüſtern machte, mir den Mund nach Deiner Gmünder Traube wäſſern machen, aber Du haſt fehlgeſchoſſen, Freund; ich gönne ſie Dir von Herzen, ohne allen Neid.

Ja, ja, ſagte Hugo, ſo ſprach auch der Fuchs in der Fabel. Nein, ich verſichere Euch, wenn Ihr ſie geſehen hättet! Dieſe Geſtalt, ſo klein und ſo ſtolz, ſo demüthig und ſo gebietend, ſo züchtig und ſo warm — ſie wäre ein Engel, wenn Engel Funken und Flammen ſprühten, aber ſo muß ich ſie für ein Kind des alten, goldlockigen, heidniſchen kleinen Teufel Amor halten; denn ich fühlte, ich ſah es ganz deutlich, feurige Funken floßen ihr aus Lippen, Locken, Augen, Fingerſpitzen und allen Gliedern hervor und zu einem leuchtenden Netze um mich zuſammen. Ich hörte nichts von der Tanzmuſik, die neben uns im Saale fortwirbelte; ich hörte nur ſie, das Flüſtern ihres Wohllauts. Vor mir ſtand ſie, wie eine feurige Braut in der Sternennacht, von innen heraus von der ſchönen Glut der Liebe durchſpielt und durchleuchtet.

Amen! ſagte der Herzog fröhlich. Und damit Du

ſiehſt, wie wohlgeſinnt auch ich Dir bin, ſo wiſſe, dieſes Dein Abenteuer freut mich mehr, als wenn ich ſelbſt der Glückliche geweſen wäre: denn ich bin gar nicht ſo undankbar, wie Du öfters zu verſtehen zu geben liebſt, und gedenke Dir noch mit theilnehmendem Herzen den unſanften und ungebildeten Abſchied, den Dir neulich in meiner eigenen Reſidenz jener Grobian gab, der einfältige Bürgersmann im Schurzfell. Es lag wenigſtens, das mußt Du geſtehen, etwas zu viel Derbheit und Nachdruck in der Art, wie er Deine Schultern berührte, als daß man es noch für eine gemeinbürgerliche Freundlichkeit hätte hinnehmen können, mit der ein Biedermann von altem Schrot einem ihm überfließenden Wohlwollen ſeines Herzens auf die Achſel klopft.

Der Herzog lachte laut auf, wie wenn er ſich an der Luſt der Erinnerung dieſes Schauſpiels nicht erſättigen könnte.

Der Begleiter aber erröthete, und ſeine Blicke ſprühten Unmuth. In Eurer Scherzluſt, ſagte er verletzt ſcheint Ihr zu vergeſſen, Durchlaucht, daß dieſer Abſchied wie Ihr es nennt, ſo eigentlich nicht mir galt. Ich errtete, was ein Anderer geſäet hatte.

Wie? böſe? rief der Herzog. Ich will nicht hoffe daß Du ſo thöricht ſein könnteſt, über ein luſtiges W von mir grämlich zu werden. Und zudem höre: ich h Dir ſchon oft geſagt, Du ſolleſt keine ſprüchwörtlic Redensarten anziehen und alle Bilder aus dem St laſſen; denn Du wendeſt ſie in der Regel wenig ri an, und am wenigſten, wenn Dir das Blut zu K

steigt. Wenn von Ernten die Rede sein kann, so habe nur ich geerntet, nicht Du. Denn ich war es, der an jenem Abend in den verbotenen Garten des ehrlichen Mannes ging, und mir von seinen sieben Rosen an Einem Strauch die schönste pflückte; Du hieltest nur Schildwach an der Gartenthüre, und — auch das mußt Du zugeben — Dir wurde nicht einmal eine Ringelblume, Aster oder ein Heckenröschen zu Theil. Ich hatte den Besuch gemacht, und mir galt der Abschied. Du hast damals das Unangenehme für mich durchgemacht, und siehe, darum freut es mich, wenn Du jetzt auch etwas Anmuthiges genießest, wo ich leer ausgehe. Ja, es sollte mich freuen, wenn Du zehn, zwanzig solch süßer Liebesgeschichten erlebtest, während unsere Durchlauchtigkeit das Zusehen hat; es wäre immer noch nicht zu viel Balsam für jene Wunden, die Du als treue Schildwache für mich empfingst. Aber unser ritterlicher Palatin von Kniestädt hält sich ja so theilnahmlos und schweigsam, als ob er gar nicht zur Gesellschaft gehörte. He da! lustiger Falkonier, Du bist ja auf unserer ganzen Fahrt wie ein Eremit gewesen. Was soll das heißen?

Laß ihn, Herzog, spöttelte Hugo, er ergeht sich in seligen Phantasien an seinen nahen Hochzeitstag oder in den Entzückungen der Erinnerung an seine Braut. Wenn wir gleich neben ihm reiten, so existiren wir jetzt doch nicht für ihn; er sitzt allein auf seinem Schimmel mitten in unserer Gesellschaft, wie Liebende thun.

Hoho, Närrchen, rief der Herzog, Hochzeitstag? Braut? Das soll doch wohl nicht im Ernste heißen,

daß Du bald heirathen wolleſt? Höre, ich weiß viele tolle Streiche von Dir, aber einen ſo tollen trau' ich Dir nicht zu.

Der Freiherr von Knieſtädt, dem die Anrede galt, ſchien wirklich bisher bei dem Geſpräche der Andern wenig Intereſſe zu zeigen. Er war immer einige Schritte hinter den Beiden zurückgeblieben, wie in ernſte Gedanken vertieft. Jetzt ritt er vor und neigte ſich ehrfurchtsvoll vor dem Fürſten.

Verzeiht, gnädigſter Herr, ſagte er, daß ich Euch bis jetzt nichts von meinem Entſchluſſe ſagte. Nicht der Spott unſeres Freundes, ſondern die Furcht, Euch zu mißfallen, hielt mich davon ab. Mein bisheriges Leben liegt hinter mir, wie ein wilder Traum. Ich habe lange die Liebe nicht gekannt; jetzt kenne ich ſie und weiß, daß ihre wahre Flamme nur auf dem reinen Altar lodert, und dieſer Altar iſt das Herz eines edeln Weibes.

Was muß ich hören? rief der Herzog, halb erröthend, es war ungewiß vor Verwunderung oder Unmuth. Ich ſollte doch meinen, Gründe zu haben, die mir gegen Deine Reinheit einigen Unglauben einflößen.

Die Liebe hat meine Leidenſchaften gereinigt, ſagte der Freiherr. Sie kann auch ein beflecktes Herz heiligen und weihen.

Heilige Philoſophie, ſteh' uns bei! rief der Fürſt. So glaubſt Du auf einmal an weibliche Tugend? Wir ſchmeichelten uns wenigſtens in dieſem Fach etwas Virtuos zu ſein, aber wir ſehen, wir haben die Hauptſache erſt noch zu lernen. In dem nicht unbeträchtlichen Re-

giſter unſerer Weiberkenntniß iſt dieſes Fach noch leer. Nun, und wann willſt Du denn Dich vor den Wagen Hymens ſpannen laſſen?

Wenn wir von dieſer Reiſe an den Hof zurückgekehrt ſein werden, erwiederte der Freiherr, werde ich Euer Durchlaucht bitten, mir gnädigſt Urlaub auf meine Güter zu bewilligen, wo ich mit meiner Adelheid glückliche Tage zu verleben gedenke.

Es wäre Thorheit von mir, ſagte der Herzog, wenn ich als erfahrener Mann, als Ehemann, an Dich Warnungen verſchwenden wollte. Ebenſo leicht könnte ich den Nachtſchmetterling von der glänzenden Flamme mit Vernunftgründen zurückhalten. Du biſt Jahre lang auf allen Blumen und Blüthen des Gartens umhergeflattert, Du biſt es jetzt ſatt, und Dein Gelüſte möchte etwas Neues haben. Da lockt Dich Hymens Fackel. Wohlan verbrenne die Flügel.

O wüßten Sie, Durchlaucht! — Möchte meine Probe Sie bekehren.

Ja, ja, leider ich weiß! ſeufzte der Herzog. Probe, daß Dich! — Aber führe nur Deine Tollheit aus. Du biſt der ritterlichſte Cavalier an meinem Hofe, der keckſte Lockvogel in meinem Liebespark; aber trotz der Adlerkrallen erkannte ich immer in Dir etwas von der Taubennatur, etwas Zähmbares. Wir aber ſind ein ächter Adler, unſerer edlern Natur iſt der Käfig der Ehe zu enge, im ungemeſſenen blauen Raum iſt unſer Element, wo wir königlich uns bewegen und die Beute ausleſen mit freier Wahl.

Möge der Himmel geben, Durchlaucht, daß Sie bald einen Gegenstand finden, der Ihrem Geiste genügt und Ihr Herz ausfüllt. Das ist der sehnlichste Wunsch Ihres treuesten Dieners, zu Ihrem und Ihres Landes Wohl.

Ha, Palatin, bläst der Wind daher? Ich weiß wohl, es hat Dir nie gefallen, daß wir von Zeit zu Zeit auch etwas zu unserem Vergnügen thun, und unsere Minister die Staatsmaschine treiben lassen. Du warst mit diesen ohnedieß nie zufrieden, und wenn Du auf Dein Schloß gehst, haben wir künftig doch vor Tadel Ruhe. Sollen wir uns unter Akten einmauern? Sollen wir verborgen und furchtbar wie ein Gott aus dem Hintergrund unseres Palastes regieren und unsern Willen Höflingen in die Feder diktiren, daß unser Volk zitternd aus ihrer Hand unsere Befehle empfange, wie die abergläubische Menge die Orakel eines Gottes, den sie nicht sieht, aus dem Munde der Priester? Nein, wir wollen mit unserem Volke leben, und die Art unseres Regierungsverfahrens gewährt uns zugleich Lust und den Vortheil, daß wir die Zustände unserer Unterthanen, ihr Wohl und Wehe, ihr Gutes und Schlimmes mit eigenen Augen sehen.

Der Herzog gab seinem Pferde, als er dieß gesprochen, die Sporen und ritt den Andern weit voran. Sowohl die Erinnerung an sein eigenes eheliches Unglück — er lebte in Disharmonie mit seiner Gemahlin — als die Anspielung des Freiherrn auf das Wohl seines

Landes hatte ihn auf Einmal um ſeine muntere Laune gebracht.

Ich begreife Dich nicht, ſagte Hugo zu ſeinem Freunde. Du weißt doch, daß er weder Widerſpruch noch Tadel, noch irgend etwas ertragen kann, was ihn, und wäre es auch noch ſo leiſe, an ſeine Verhältniſſe mahnt oder ſeinen Launen und Phantaſien entgegen iſt. Wir werden ihn, wenn ihm nicht bald ein holdes Abenteuer aufſtößt, heute ſchwerlich wieder freundlich machen.

Aufrichtig geſagt, ich wäre auf dieſe Fahrt gar nicht mitgegangen, verſetzte der Freiherr, wenn ich nicht gehofft hätte, auf derſelben die beſte Gelegenheit zu haben, auf ſeinen Geiſt einzuwirken und ihm eine edlere, würdigere Richtung zu geben. Du lächelſt, daß ich ſo plötzlich Philoſoph und Moraliſt geworden bin; aber Alles hat ſein Ziel und ſeine Zeit, Freund. Iſt es nicht eine Schande? Da ziehen wir ſchon wieder in die dritte Woche das Land auf und ab, von Schloß zu Schloß, durch Städte und Dörfer, machen alle Luſtbarkeiten, Bankette, Bälle, Volksfeſte, verliebte Abenteuer und tolle Streiche durch, während das Volk zu Grunde geht. Dieſe Reiſe hat mir die Augen ſchrecklich geöffnet. Die Freude und Luſt im Land hat ſeit den letzten Jahren gewaltig abgenommen; denn ſein Mark, ſein Wohlſtand iſt erſchöpft. Er ſieht in ſeiner Verblendung nicht, in welchen Händen er die Regierung läßt, während er ſchönen Mädchen nachjagt. Weil dieſer abgefeimte Franzoſe, dieſer Montmartin, ſeinen Phantaſien und Gelüſten ſtets bereitwillig Hilfe leiſtet, ſetzt er unbedingtes Vertrauen in ihn; und

mit dem beſten Willen, ſein Land glücklich zu machen, läßt er es geſchehen, daß man auf ſeinen Namen hin es ruinirt, ihm eine tödtliche Wunde nach der andern verſetzt, ſeine ſtärkſten Pflanzen des Lichtes beraubt, oder gar ganz ausreißt; und er weiß nichts, er ahnt nichts von Allem, bis zuletzt dieſes Land, dieſer ſchöne Baum, um den ſeine Vorfahren von allen Fürſten beneidet wurden, ihm keinen Apfel mehr tragen wird, weil ihm ſeines Lebens Quell, weil ihm der Saft durch ſeine Miniſter entzogen iſt.

Nun, Gott verdamme mich, ſagte Hugo, wenn ich mir je meine Luſt durch ſolche unnütze, unnoble Gedanken verderben laſſen ſollte. Du erlaubſt mir, Bruder, daß ich ein wenig über das, was ich eben hörte, erſtaune. Wie kommen denn wir dazu, wir, die wir ihm und dem Plaiſir bei dieſem Stande der Dinge im Schooße ſitzen, unzufrieden damit zu ſein? Der Herzog will es einmal nicht anders, und ich amüſire mich dabei. Was geht den Adel das Volk an, wenn es nur dem Adel gut geht? Und ſind wir nicht im Beſitz aller Ehren, aller Titel, aller Grade in der Armee? Kannſt Du mir einen Hof in Deutſchland nennen, wo der Adel nobler gehalten wird? Wo uns ein ſolcher Glanz, eine ſo blendende Pracht umfängt und in unſerem Lichte erſcheinen läßt? Wo Feſtins, Bankette, Opern, Bälle, Jagden, Maskeraden, die ſchönſten Frauen eine ſo liebenswürdige, immer wechſelnde, immer neue Unterhaltung gewähren; und eine Freiheit, Alles zu thun, wenn es nur mit Galanterie

geſchieht; eine Ungeſtraftheit — nein, ſo trifft Du es nirgends! Und wer iſt die Seele von dem Allen? Wir, Wir.

Wohl, ſagte der Freiherr bitter, wir ſind die Lichter an dieſem Hofe, damit wir, wenn wir zum Glanz desſelben unſer Fett verzehrt haben und zu Ende gebrannt ſind, als ganz kleine Stümpfchen den Fürſten nicht mehr geniren und von ihm abhängig werden. Ich ſage Dir voraus, dieſe Ehren und Gunſtbezeugungen, dieſe koſtſpieligen Bedürfniſſe, dieſe die Einbildung berauſchenden Lüſte, dieſe Triumphe unſerer Eitelkeit machen uns über kurz oder lang zu Knechten des Herzoghuts.

Pah! Chimären! ſagte Hugo; welcher Vernünftige wird ſich um die Zukunft viel kümmern? Jetzt lebe ich, jetzt will ich genießen, und wenn uns die Stunden auf's Angenehmſte dahinfließen, was wollen wir weiter? Gehe Du auf Deine Güter, ich bleibe am Hofe.

Und ich, erwiederte der Freiherr, werde auf dem friedlichen, ſtillen Erbe meiner Väter Gutes zu thun und im Schooße der Liebe ein Glück zu genießen verſuchen, das ich im wilden Hofleben jahrelang nicht gekannt und doch ſchmerzlich vermißt habe.

Sie hatten inzwiſchen den Wald durchritten. Sie mochten noch einige hundert Schritte bis zum Ausgange haben, wo die lange halbdunkle Säulenhalle der Fichten in eine Art von Thor auslief, das die Pforte zu einer ſchönen, ziemlich freien Ausſicht bildete, und durch das ſchon das Schloß von D. von einer gegenüberliegenden Anhöhe hereinſchimmerte. Da vernahmen ſie einen durch-

dringenden Schrei des Herzogs, und in demſelben Momente ſahen ſie, wie er mit verhängtem Zügel vor ihnen hinjagte, dem Ende des Waldes zu.

Sie thaten ein Gleiches. Sie kannten die Art des Herzogs, es mußte ihm ein Abenteuer unter die Hände gekommen ſein.

Am Waldthor, durch das ſie ungehindert ins Freie zu kommen vermeinten, holten ſie ihn ein. Da hielt er, mit hochklopfender Bruſt, weit vorgebeugt über den Hals ſeines ſchweißtriefenden Roſſes, blutroth im Geſicht, das Auge ſcharf nach einem Flecke hingewandt, wie ein Falk auf den Raub. Hart vor ihnen rollte der wilde, breite Strom, hochangeſchwollen vom letzten Regen, aber ſchon wieder klar und düſtergrün. Kein Steg war zu ſehen, und der Fußpfad führte links am Fluſſe hinauf, wenn die Reiter weiter wollten.

Der Herzog aber hatte den Blick rechtwärts gewandt, dorthin mußte ihn ſein Verlangen ziehen. Die Freunde konnten nicht begreifen, nach was? Sie ſahen Nichts.

Dort! Dort! ſeht ihr? dort hinter dem vorſpringenden Waldſaum.

Die Freunde ſahen einander an, ſie konnten noch immer nichts wahrnehmen.

Verdammt! ſtieß der Herzog hervor, und nirgends eine Brücke, nicht einmal eine Hand breit Wegs. Wenn ich nur jenſeits wäre! Jetzt, jetzt kommt ſie wieder hervor. Schaut hin, ha! Wie eine Göttin aus der Nacht des Waldes tritt ſie heraus aus den Umarmungen des verdammten Fluſſes.

Jetzt sahen die Freunde, wie die Spitze eines Nachens sich hervortrieb, den ihnen bisher die Vertiefung, welche eine der zahlreichen Krümmungen des Flusses in den Wald hinein bildete, unsichtbar gemacht hatte. Weiter und weiter bog er auf der andern Seite der Krümmung herauf, jetzt war er ganz sichtbar. Auf dem Hintertheile des Nachens stand, das Ruder in der Hand, eine junonische Gestalt. Schwarze Seide floß im Winde rauschend über den hohen Wuchs hinab. Das Gesicht war abgewandt, aber wenn es so schön war, wie die blonden, hellgoldenen Locken, die um das stolze Haupt unter dem Hut hervorquollen, so war es bezaubernd.

Teufel! seht nur, wie sie das Ruder führt! Diese Heroine muß ich noch einmal sehen und genauer mit ihr bekannt werden.

Er riß sein Pferd an den Uferrand. Es sträubte sich und scheute. Er riß es zurück, drückte ihm blutig die Sporen ein, es bäumte sich, streckte die Vorderfüße weit aus, und war mit einem Sprung in dem Strome, dessen kalte Wellen es dampfend durchschnitt.

Die Gewalt, mit der Roß und Reiter in den Strom fiel, trug das Geräusch bis zu den Ohren der interessanten Schifferin. Sie erschrack, aber wie aus dem Boden des Nachens hervorwachsend, erhoben sich plötzlich zwei nervige braune Männer in Schiffertracht. Sie mußten bisher unthätig im Nachen niedergekauert gewesen sein.

Den Herzog irrte es nicht; er schwamm auf seinem getreuen Pferde muthig den Strom hinab. Aber auch die Schifferin irrte es nicht gewaltig; denn sie ließ das

Ruder nicht aus der Hand, obgleich ſie ſchneller als bisher zu rudern ſchien. Ja es hatte das Anſehen, als ob ſie einiges Ergötzen an der Geſchichte hätte.

Doch der Nachen glitt um das zehnfache ſchneller durch das Gewäſſer, als das Roß mit ſeinem Reiter; und ehe der Herzog die letzte verzweifelte Anſtrengung machen konnte, um es an dem jenſeitigen abſchüſſigen Ufer ans Land zu bringen, verſank es, wie vom Schlag gerührt, unter dem Herzog zum Grunde hinab.

Franziska von B. an Adelheid von G.

Meine Hand zittert, Du Liebe, ich kann die Feder kaum ſicher halten, aber die Stunde iſt da, wo Dein Bote wartet, und ich bin mit Seele und Sinnen zu eng verwoben in Dein eigenes Sein, als daß ich mein Verſprechen, auch während dieſer kurzen Abweſenheit, mit Dir wenigſtens ſchriftlich jeden Tag zuſammen ſein zu wollen, unerfüllt laſſen könnte. Mir iſt hier zu Muthe, wie einem Vogel, der den Frühling der Freiheit trinkt zum Erſtenmale.

Hier höre ich die Bewerbungen des alten Barons, die Beſtürmungen meines Vaters nicht. Nicht nur über mir iſt der blaue Himmel aufgeſchlagen, auch in mir hängt ein wolkenloſes Blau der Vergeſſenheit über meinem Herzen, wie über einem erwachenden Thal, und wie Lerchen auf- und abſteigen im himmliſchen Raume, ſo ergehen ſich meine Gedanken, nie gekannte Gedanken, in

dem All, und greifen, nach Großem ſtrebend, in die Weite, und im Grunde des Buſens wachſen meine Gefühle hier mächtiger, und ſuchen eine Sonne, ihre Blumen für das Leben, zu einer edlen, ſchönen Wirkſamkeit zu entfalten.

Aber fern am Rande meines Horizontes zeigt mir immer nur zu bald wieder ein Blick das dunkle Wölkchen, das eine vernichtende Gewitternacht meinem Frühlingstag werden kann.

Der Baron! O Gott, warum ſoll gerade ich ihn heirathen, da Hunderte ſich glücklich prieſen, Königin ſeiner Schlöſſer zu werden? Er und Ich! Kannſt Du Dir im weiten Raume der Schöpfung zwei ungleichere Weſen denken?

Du kennſt mich zu gut, um mich im Verdacht zu haben, daß mich der Abſtand der Jahre ſchrecke. Nicht Jugend, nicht einmal Schönheit, die doch unſer aller Sinne feſſelt, iſt es, was ich von Dem verlange, mit Dem ich mein Leben theilen ſoll.

Aber ein Mann muß es ſein, kraftvoll und feurig, wirkend und ſtrebend, den ich lieben ſoll. Das Sigel des Geiſtes, der Muth, welcher edler Thaten Vater iſt, müßte auf ſeiner Stirne leuchten, und er müßte alle Quellen und Bäche meiner Liebe und meines Lebens beherrſchen, und ich in ihm, durch ihn und mit ihm wirken. Und der Baron! Dir brauch' ich ſein Conterfei nicht erſt zu entwerfen. Du weißt, daß er im Frühling am Kamin ſitzt, und den Sommer im Pelz bei der Karte hinweggähnt. Sein Gold iſt ihm ſein Himmel und ſeine

Erbe, ſein Frühling und Sommer, ſein Gott und ſein Freund — warum nicht auch ſeine Braut?

Er und ich!

Mein Verſtand und mein Herz empören ſich dagegen; aber mein Vater will es, mein Vater rathet, mein Vater bittet. Selbſt hieher, in die Freiheit, trug ich den rothen, unzerreißbaren Faden mit, an dem er mich jeden Augenblick, in welchem es ihm beliebt, zurückziehen, nach ſeinem Willen lenken kann — die Kindespflicht, die Liebe zu meinem Vater.

Du weißt, wie leidenſchaftlich ich es liebe, auf einem Strome zu fahren. Am Fuße des Schloſſes, kaum hundert Schritte davon, liegt der ſchöne Fluß; er ſpiegelt mir, ſo oft ich zu meinem Fenſter trete, wie eine ſilberne Schlange entgegen. Geſtern konnte ich nicht länger dem Gelüſte widerſtehen. Ich ging in das Dorf und ſah, ob ich keinen der Fiſcher für mich gewinnen könnte, und bald, mit wenigem Geld und viel Freundlichkeit, über die ich ja, wie Du weißt, als zu verſchwenderiſch damit gegen geringe Leute, nur zu oft von meinem Vater getadelt werde, gelang es mir.

Ein alter, wackerer Mann ſagte mir zu, mit Hilfe ſeines Sohnes heute Nachmittag mich ſtromauf- und abwärts zu fahren. Aber meine Liebhaberei, ſelbſt das Ruder zu führen, kennſt Du. Ich that es auch hier, mit welcher Luſt! und ſtromaufwärts. Ich kenne kein Gefühl, das mich mehr erhöbe, als das, dem Naturelement und ſeinen Maſſen entgegen mit gewandter Hand und Kraft zu ſtreben, über ſeinen blauen Rücken ſtolz trium-

phirend dahinzuziehen. Der menſchliche Geiſt ſich nie größer, als im Sieg über die überlegenen Naturgewalten: da wird er ſich ſeines Werthes, ſeines übernatürlichen Geſchlechts bewußt.

Wir fuhren eigentlich um den Wald herum; denn der Fluß umwindet dieſen, wie ein ſilberner Gurt. Es war lieblich-heimlich zu hören und zu ſehen, wenn das Gebüſch rauſchte, und der Kopf eines Rehes oder Hirſches mit verwunderten Augen über die Sträucher heraus uns zuſah, wie wir vorübergleiteten, und das Thier dann auf Einmal wieder ſcheu, furchtſam zurückfloh in den Wald.

An einer ſonnigen Stelle ließ ich landen, um auszuruhen, wo gerade die Landſtraße in den Wald einläuft; die Schiffer blieben im Nachen zurück. Still und groß ſtanden die Buchen wie Säulen, darüber ruhte der Himmel wie ein ſtahlblaues Tempeldach, und an der Wölbung zogen einzelne weiße Wölkchen leicht, wie Träume einer Seele, hin. Ich empfand klar, warum die alten Völker ihren Gottesdienſt in Hainen feierten. Eine große Seele wird größer, begeiſterter in der heiligen Natur, und Weleda, die alte Prieſterin, die begeiſterte Fürſtin ihres Volkes, wäre das in Städten, in Reſidenzen nicht geworden.

Es iſt ein ſchöner Gedanke, daß ein Weib Anleiterin zu Sitte und Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft einem Volke ſein kann!

Ich ſaß, den Rücken an einen Baum gelehnt, das Geſicht dem Walde zugekehrt, und dachte dieſem Gedanken

nach. Dumpfer Hufſchlag ſchreckte mich auf. Den Wald her jagte mit verhängtem Zügel ein Reiter auf mich zu, in einiger Ferne hinter ihm zwei andere. Mit einem Schrei war ich im Nachen, und ruderte kräftig den Strom hinauf.

Es war eine edle Geſtalt, die auf dem Pferde ſaß — denn ich ruderte nur vom Ufer weg, nicht zu weit, um den Gegenſtand meines Schreckens nahe zu ſehen — ritterlich, eine kühne Phyſiognomie, edel, aber nicht zu edel, um nicht verdächtig ſein zu können. Am Fluſſe angekommen, hielt er ſtill, beſtürzt verwirrt, wie Einer, dem auf ſeinem Vorhaben plötzlich ein Schlagbaum vorgeſchoben wird.

Jetzt wußte ich deutlich, daß es mir galt. Wir ſahen uns, Aug in Aug, einige Sekunden. Er ſtieß einige verworrene Worte hervor; ich glaube, es klang, wie Galanterien. Mir wurde ängſtlich. Ich drang mit Macht ſtromabwärts, doch ließ ich das Ruder nicht aus der Hand. Er ſollte mich nicht muthlos ſehen. Nach zehn Minuten, als wir von der Stelle weit entfernt waren und hielten, um zu lauſchen, trieb ein todtes Pferd an unſern Nachen, dieſer ſchwankte und drohte gedrängt von der Maſſe umzuſtürzen — es war ſein Pferd; ihn, ſeine Leiche, ſah ich nicht.

Hat eine göttliche Hand ihn gerettet? oder iſt er todt, hinuntergeriſſen vom böſen tückiſchen Geiſt des Fluſſes? —

Man erſieht aus dem vorſtehenden Briefe, daß die ſchöne Schifferin, die den Herzog entzündet hatte, die Briefſtellerin war. Franziska von Bernardin war die Tochter eines nicht reichen Freiherrn, der einen Antheil an der Herrſchaft Adelmannsfelden hatte, wo ſie ihre Kindheit und Jugend verlebte.

Mit einem ſtarken Geiſte und lebendiger Phantaſie von Natur ausgeſtattet, war ſie in die Hände von Lehrern gefallen, welche dieſen Eigenſchaften die Richtung und Bildung angedeihen ließen, die ſeltenen Gaben ſtets werden ſollte, und die ihnen, beſonders in höheren Ständen, nicht häufig wird. Eine treffliche Erziehung war das Einzige, was das Glück für ſie that. Denn bei unſeren geſellſchaftlichen Verhältniſſen wird Niemand läugnen, daß die Erziehung weſentlich vom Einfluſſe des Zufalls, des Glückes abhängt, wofern man Fügung Zufall nennen will.

Die Kenntniß nicht nur der franzöſiſchen Literatur, die damals die Welt beherrſchte, und die man, wenn auch nur oberflächlich, von jedem Gebildeten ohne Unterſchied des Geſchlechtes forderte, nicht nur des Vorzüglichſten aus der klaſſiſchen Vorzeit, ſondern ſelbſt des deutſchen, damals ſchon erwachten, aber noch wenig erkannten Genius hatte ihrem Weſen einen höheren Schwung, und eine Begeiſterung für das Große und Schöne gegeben, was ſie beim erſten Anblick von Andern ihres Geſchlechtes unterſchied.

Und doch ahnte der gewöhnliche Beobachter nur den geringſten Theil ihres innern Reichthums; denn ihr Geiſt

zeigte ſich im geſelligen Leben nur wie ein klarer und ruhiger Bach, deſſen tiefer Waldquell unter dem blühenden, grünen Ueberhang und den anmuthigen Blumen der liebenswürdigſten Weiblichkeit verſteckt lag.

Aber wer einen tiefern Blick in dieſe Bruſt hätte thun können, der hätte auch für ſie gefürchtet. Ein thatenheißes Herz, das ſeine Sphäre, das Feld nicht findet, wohin es ſeine Quellen befruchtend ausſtröme — ein Schickſal, das bei Weibern öfter vorkommt, als bei Männern — verglüht in ſich ſelbſt, und wird die Urne ſeiner eigenen Aſche.

Das ſind jene ſtillen, hohen, blaſſen Geſichter, jene ruhigen lächelnd ernſten, die unter uns noch lebend umherwandeln, aber über deren Saatfelder des Glückes der Tod ging; die Welt ahnt, das ſie unglücklich ſind, aber kennt ihr Unglück nicht, und findet ſie — intereſſant.

Franziska war von ihrem Vater dem reichen Kammerherrn v. Leutrum beſtimmt. Der gute Alte glaubte auf dieſe Art am leichteſten den Fehler des Glückes, das ihn vernachläſſigt hatte, gut zu machen, und ſeine Tochter zu dem Glanze äußerer Verhältniſſe zu erheben, den er, weil er ſein ganzes Leben ſein höchſtes, vergebens erſehntes Ziel geweſen war, für dieſelbe als das Wünſchenswertheſte hielt. So groß des Kammerherrn Reichthum war, ſo groß war ſeine Ungeſtalt. Franziska's körperliche Reize waren nicht ſowohl Geſchenke der Göttin der Schönheit, als vielmehr der Grazien, welche jede Regung und Bewegung, alle Formen der hohen Geſtalt adelten, und der Zauber, der von ihrer Erſcheinung aus-

ging, war mehr ein unſichtbarer, ganz verſchieden von jenem gewiſſer blendender Schönheiten, aber vielleicht eben darum um ſo geheimnißvoller wirkend und um ſo mächtiger.

Daß Franziska die alltägliche Seele des Kammerherrn beſiegte, war eben kein mühevoller Triumph. Aber daß eine ſolche am Boden kriechende Schnecke, wie dieſe Seele, welcher der Frühling mit ſeinem göttlichen Angeſicht, mit ſeinen Blüthenbäumen und Nachtigallen, mit ſeiner Poeſie und ſeiner Liebes- und Lebensluſt langweilig und ennuyant, und der Winter im warmen, engen Häuschen das Elyſium ihres Seins war, mit einem ſo glänzenden, ſonnetrunkenen Sommervogel, wie Franziska, die Reiſe durch das Leben machen wollte, das war eine Sünde gegen den heiligen Geiſt der Schönheit und Liebe, welche aber eben darum um ſo häufiger in unſern Verhältniſſen begangen wird, je weniger ſie begangen werden ſollte, und je weniger ſich Diejenigen, die ſie begehen, davon überzeugen laſſen wollen.

Den täglich ſich erneuernden Werbungen des Kammerherrn zu entfliehen, hatte Franziska bei Verwandten in der Ferne einen Beſuch gemacht, denen das Schloß Affumſtadt gehörte. Hier war ihr jener Vorfall aufgeſtoßen, deſſen tragiſchen Ausgang ſie ihrer Freundin Adelheid mittheilte, die mit ihr in Adelmannsfelden aufgewachſen war. Von dem Schickſal des verwegenen Jägers konnte ſie nichts weiter erfahren; ſie glaubte ihn todt.

Der Herzog aber war durch ſeine körperliche Gewandtheit und durch den Beiſtand ſeiner Freunde gerettet

worden. Doch kaum an's Ufer gebracht, ſank er bewußtlos zuſammen. Die Glut der Leidenſchaft, die verbunden mit dem ſchnellen Ritt ſein ganzes Weſen fieberiſch entzündet hatte, und der plötzliche Wechſel der Erhitzung und Erkältung im Fluſſe, hatten die ſonſt kräftige Natur überwältigt.

Die Freunde eilten mit ihm auf ein Schloß in der Nachbarſchaft, mitten im Walde, deſſen Beſitzer ihnen befreundet war, Alles in der Stille und in tiefem Geheimniß.

Eine ſchwere Krankheit warf ihn auf das Lager. In ſeinen Fieberphantaſien beſchäftigte ihn wochenlang nur Ein Bild, das hohe Weib, das den Fluß hinabruderte, und er — vergebens ihr nachringend. Aber beim Erwachen war jede Spur der Erinnerung verwiſcht; und von Tag zu Tag, je mehr die Wildheit des Fiebers nachließ, und der Kranke ruhiger wurde, ſank und ſank die ſchöne Schifferin immer tiefer in der Strömung ſeiner Träume, und wie er der Geneſung ſich nahte, hatten die Wogen ſeiner Gefühle und Gedanken, die durch ihre Erſcheinung aus dem Gleichgewichte gebracht worden waren, ſich längſt über ihr geſchloſſen, und ſie floßen glatt und eben, wie wenn nichts geſchehen wäre.

Und die Freunde hüteten ſich, ſeine Erinnerung an die Vergeſſene zu beleben.

Das ſchönſte Land, das Paradies Deutſchlands, hatte der Herzog von ſeinen Vätern als Erbe erhalten;

von hundert Flüſſen getränkt, lag es wie ein lachender Garten vor dem jungen Fürſten, als die Stunde ſchlug, wo das Recht der Erbfolge mit dem Herzogshut ſeine blonden Locken ſchmückte. Aber er war zum Herrſcher berufen worden, eh' er die Kunſt gelernt hatte, ſich ſelbſt zu beherrſchen.

Faſt noch ein Kind — im ſechszehnten Jahre — faßte ſeine Hand das Scepter. Er hatte das Schickſal Adams im Paradieſe. Die Schlange der Verſuchung iſt Keinem näher als einem Fürſten, und ihn verführte ſie bald, nachdem er Anfangs die glänzendſten Hoffnungen erweckt hatte. Er badete ſich in einem Meere ungezähmter Genüſſe, ſein ganzes Land ward ihm ein großes Freudenhaus, und die edeln Frauen, die ſchönen Töchter deſſelben opferte er ſeinem Vergnügen, harmlos, wie man eine Nelke, ein Veilchen am Wege pflückt, als Strauß auf ſeinen Hut oder in's Knopfloch ſteckt, und nach einer Stunde ſie wegwirft, und fröhlich weiter zieht.

Mitten im Garten ſeines Landes ſtand ein Baum, durch uralte Weihen geheiligt und unantaſtbar. Die Erfahrung von Jahrhunderten knüpfte an ihn das untheilbare Wohl von Fürſt und Volk. Sein Vorgänger hatte Hand an ihn legen wollen, aber im Momente, da er den frevelnden Arm ausreckte, hatte ihn ein geheimnißvolles Schickſal blutig hinweggerafft, in welchem der fromme Glaube ein Wunder der Vorſehung, die Menge aber das Wirken einer finſtern dämoniſchen Macht ſah, worüber ſchauerliche Sagen von Munde zu Munde gingen.

Dieſer Baum war die im Herzen des Volkes wurzelnde, alte, freie Verfaſſung des Landes.

Nicht gewarnt durch das Grauen, womit das Ende ſeines Vorfahrs umhüllt war, bethört durch die Schmeichelreden und Rathſchläge der an ſeiner Tafel ſchwelgenden Höflinge, und wie berauſcht durch den täglichen Genuß des Marks und Bluts ſeiner Unterthanen, hatte er ſchon manche Zweige und Aeſte des heiligen Baumes abgebrochen, weil ſie ſeiner erhitzten Begier, ſeinen in's Ungeheure wachſenden Leidenſchaften im Wege waren.

Die Herzen der Gutgeſinnten waren voll Trauer und Unwillen; und doch konnte er, ohne irgend eine Unbill beſorgen zu dürfen, zu jeder Zeit des Tages und der Nacht, allein, oder mit wenigen Begleitern, Stadt und Land durchziehen, ſeinem Vergnügen nachgehend!

So groß iſt die natürliche Liebe der Menſchen zu ihren angeſtammten Fürſten, daß dieſe das Ungeheuerſte ſich erlauben müſſen, bis die Zuneigung in den Herzen ausgelöſcht wird. Frommes Hängen an überliefertem Glauben, der die Perſon des Regenten mit einem hehren Glanz und Heiligenſchein umgibt, als eines Geſalbten des Herrn, und von Kindesbeinen an gewohnte Ehrfurcht, ſind die ſtarken Bande, die ein Volk an ſeinen Fürſten feſſeln.

Wenn dieſe Bande dennoch zerreißen, ſo iſt es ſtets das Verſchulden des Fürſten.

Denn ein gemüthliches Volk übertreibt ihre Tugenden, überſieht ihre Gebrechen und Schwachheiten, und

wälzt den Fluch des Druckes, unter dem es leidet, nicht auf ſie, ſondern auf ihre Berather.

Und das war auch hier bei dem Herzoge der Fall.

Denn ſein Volk war es, von dem einer ſeiner Ahnen gerühmt, daß er, mitten im dickſten Walde, in finſterer Nacht allein, ſicher im Schooße jedes ſeiner Unterthanen ſchlafen könne.

Und des Volkes Urtheil gründete ſich diesmal nicht auf Täuſchung.

Denn der Herzog war gut und edel von Natur, es lebte in ihm der göttliche Funken für Großes und Schönes, und ſein Herz war gefühlvoll für Wohl und Wehe ſeiner Bürger; aber böſen Dämonen in der Geſtalt ſeiner Diener gelang es, ſeine Leidenſchaften zu regieren, ihn durch ununterbrochene Luſtbarkeiten, einen glänzenden Hof, üppige fremde und einheimiſche Schönheiten, Reiſen, wilde Jagden und Soldatenſpiele zu zerſtreuen, damit ſie das Land nach Willkür regieren können.

So war ihm das Scepter aus der Hand gewunden, ohne daß er es in der tiefen Verblendung ſeiner Leidenſchaft ſah, und ſein Volk, ſo ſehr er es liebte, dennoch durch ihn unglücklich; er war ein Unterdrücker, weil er, ohne es zu wollen, litt, daß ſeine Miniſter unterdrückten.

In ſeinem prachtvollen Palaſte in der Reſidenz ſaß der Graf von Montmartin, des Herzogs erſter Miniſter.

Vor ihm ſtand eine Figur, deren Ganzes mit ſich ſelbſt im auffallendſten Widerſpruch zu ſtehen ſchien.

Es war ein hochgewachſener, breitſchultriger Menſch, mit einer kupferrothen, gemeinen Phyſiognomie von frechem, widrigem Ausdruck, in ſeinen Geberden faſt eine ſtumpfe Gefühlloſigkeit, und die Bewegungen der Arme und Beine ließen auf eine grobe, rohe Beſchäftigung ſchließen, auf einen Fleiſcher oder gar Meiſter Hämmerling, hätte nicht der ſchwarzſeidene Ornat und die übrigen Auszeichnungen auf einen ganz andern Stand und Rang hingewieſen.

Nun? ſagte der Miniſter, indem er ſeine lange türkiſche Pfeife aus dem Munde nahm, die er zuvor ruhig zu Ende geraucht hatte, ehe er den vor ihm Stehenden eines Wortes würdigte, nun? was bringſt Du Lorenz?

Der Mann im ſchwarzen Kleide ſchmunzelte, ging zur Thüre, und ließ zwei Lakeien eintreten, die ein Kiſtchen trugen, das ſie auf einen grünen Schreibtiſch auf ſeinen Wink niederſetzten und ſich entfernten. Er holte ein Paket Geldrollen um das andere aus dem Kiſtchen hervor und legte ſie auf den Tiſch vor den Grafen.

Excellenz ſehen hier, ſagte er, wie gewiſſenhaft ich in meinem Dienſte bin, und mein Amt umzutreiben verſtehe. Ich bringe Ihnen die Rechnung vom letzten Monat, und ich hoffe, Sie ſollen mit mir zufrieden ſein. Hier fünftauſend Dukaten, hier vierzig Rollen Brabanter, hier eine ganze Colonne kleiner Münze, zuſammen ſechs und fünfzig tauſend Gulden. Ich habe in der letzten Zeit verkauft zwei Rathsſtellen, vier Amteien, ſechs-

zehn Chargen in der Armee, drei Förstereien und sechs und zwanzig Finanzdienste.

Tausendkünstler! rief der Minister mit funkelnden Augen, hatte ich doch schon gefürchtet, der Dienstshandel werde herabkommen, und sich verschlechtern zu unserm großen Schaden und Verdruß, und Du steigerst ihn mit einer wahren Virtuosität plötzlich wieder auf den doppelten Ertrag. Du bist ein wahres Goldmännchen für uns. Aber sage mir nur, wie machtest Du das?

Sie belieben zu scherzen, Excellenz, lächelte Lorenz grinsend, Sie wissen am besten, daß ich nur ein schlechter Schüler Ihrer Staatsklugheit bin, aber Sie wissen auch, jeder erwirbt sich in seiner Kunst und seinem Gewerbe auch wieder einige eigene neue Vortheile und Praktiken.

Nun, nun, ich will sie Dir nicht ablernen; Du könntest meinen, Du möchtest uns entbehrlich werden, wenn Du Dein Geheimniß, Gold zu machen, uns verrietheſt. Hast Du die Summen schon abgetheilt?

Gewissenhaft in drei gleiche Theile, Excellenz. Ein Drittheil ist bereits in die herzogliche Kasse abgeliefert, und zwei Drittheile liegen zu Ihrer Disposition.

Spitzbuben theilen redlich, lachte der Graf, warum wir nicht? Ich habe Dir Deinen Part nie vorenthalten, obwohl ich nicht zweifle, daß Du auch ohne das nicht zu kurz kämeſt. Nimm Dein Drittel halb in Silber, halb in Gold.

Mit einer Gewandtheit, welche jeden ehrlichen Mann in Staunen versetzt hätte, halbirte der Schwarzrock die

Gold- und Silberrollen im Nu, legte ſie ſorgfältig in das Kiſtchen, und nachdem er es verſchloſſen und den Schlüſſel zu ſich geſteckt, ging er zur Thüre, und übergab es den harrenden Lakaien, um es in ſeine Wohnung zu tragen.

Wir haben bis jetzt gute Geſchäfte miteinander gemacht, Lorenz, ſagte der Miniſter in roſenfarbenſter Laune, indem er ſeine blinzelnden Augen immer wieder an den Gold- und Silberrollen auf- und ablaufen ließ. Es iſt billig, fuhr er fort, daß wir dem Herzoge, dem die naſeweiſen Herren, die ſich Vertreter des Landes nennen, in allen Schritten und Plänen im Wege ſind, Luft machen, und ihn von den gottlos und leichtfertig aufgedrungenen Beſchränkungen befreien. Der Herzog iſt Souverän, und ſein Wille der Barometer, nach welchem allein regieret werden muß, wie es recht und fürſtlich iſt, das ſage ich.

Ich pflichte ganz ihrer Meinung bei, Excellenz. Wenn wir nur einmal dieſe Herren, Prälaten und Bürgermeiſter, dieſe vielköpfige Hydra, unter unſern Füßen hätten!

Wir werden, wir werden ſie hinunterkriegen, guter Lorenz. Das wollte ich ſehen, ob es uns mit Klugheit und Kraft nicht gelingt, das alte, wurmſtichige Gebäude, dieſe Verfaſſung, zu untergraben. Was man im Sturme nicht werfen kann, das untergraben ſtille Waſſer. So ſind die ſtärkſten Mauern ſchon gefallen. Ich werde mit Einem nach dem Andern Verſuche machen. Dem werde ich das Gefährliche ſeiner Stellung bei fortgeſetzter Widerrede gegen die abſoluten Befehle, und ſeine Verpflichtung gegen ſeinen wohlmeinenden Landesherrn zu Ge-

müthe führen. Jene werde ich durch brillante Aussichten auf Begünstigungen am Hofe, auf Amt und Ehren, Andere durch Geld und Gut zu gewinnen suchen. O, ich müßte die Welt nicht kennen, wenn es uns mißlänge! Heiße mich einen Neuling, einen Dilettanten in der Staatskunst, wenn wir die neue Steuer nicht zu Stande bringen und die Volksvertreter nicht selbst ihre Fesseln schmieden helfen.

Das wenigstens ist ausgemacht, sagte der Schwarzrock, die Steuer müssen wir haben; denn womit sollen wir Se. Durchlaucht divertiren, wenn Sie zurückkommen? In dem Feuerwerk, das ich für diesen Fall bestimmt habe, wird mindestens eine halbe Tonne Goldes aufbrennen; die Zurüstungen zu der neuen Opera Dido thun hunderttausend Gulden und darüber, und in der Theaterkasse befindet sich dato nicht soviel, um Oel und Lichter zur Beleuchtung auf eine Stunde anzuschaffen. Ich verlasse mich auf Sie, Excellenz. Die zähen, moralischen Schufte!

Zähe, pah! Guter Lorenz, wie schülerhaft! Und moralisch? Du Thor, der Du bist. Hast Du nicht selbst erfahren, daß Alles moralisch, ehrbar und nobel wird, sobald es zu Macht und Ansehen führt? Ich versichere Dich, die Menschen in der Regel sind alle über die Mittel, die zu dem Ziele ihres Ehrgeizes, ihrer Eitelkeit oder Habsucht führen, eben so wenig verlegen, wie Du. Von einem hohen Posten, der erreichbar aus der Ferne winkt, geht ein gewisser morgenröthlicher, rosiger Schimmer und Schein aus, der dem Verlangen blendend

in's Auge glänzt, und ihm Alles, alle Wege und Stege dazu, veredelt und verschönt. Ich werde Dich ihnen als Beispiel und Vorbild davon zeigen, was Hofgunst heißt. Als Dich Dein Vater in Thüringen zum Lohgerber bestimmte, da dachte er gewiß nicht daran, daß Du einst noch Menschenfelle gerben würdest. Und als Du in meinem Gefolge hieher kamest, und ich Dir die Charge eines Unteroffiziers verschaffte, und den Auftrag, die herzoglichen Truppen das preußische Exercitium zu lehren, da dachtest Du wohl auch nicht, daß meine Gunst in Kurzem Dich zur höchsten weltlichen Würde in den geistlichen Dingen dieses Landes erheben würde. Nicht wahr, Herr Kirchenrathsdirektor?

Ihr wißt, Excellenz, sagte der Schwarzrock mit angenommener Demuthsmiene, daß ich auch dankbar bin, und seit ich „den Beutel" habe, Ihr und Se. Durchlaucht keinen bereitwilligeren, allzeit parateren Zahlmeister und Bankier habt, als mich.

Wir sind zufrieden mit Dir, guter Lorenz. Jetzt aber will ich noch ein Experiment mit dem Consulenten machen, dem Haupte unserer Gegner. Hast Du ihn herbeschieden auf diesen Morgen?

Ich that es, wiewohl mit Widerwillen. Schon sein Name hat mir einen verhaßten, verdächtigen Klang: Johannes Jakobus!

Du hast recht, lachte der Minister; Lorenz Wittleder, Kirchenrathsdirektor — das klingt freilich ganz anders. Nun, ich will sehen, daß ich ihn gewinne; wo nicht, so werden wir ihm begreiflich machen, daß es unter

unſerer Würde iſt, auf ſeine ewigen Proteſtationen und Libellen anders, als mit Kerker und Ketten zu antworten. In ihm ſchlagen wir der Partei den Kopf ab, und der Rumpf iſt dumm und todt.

Und was befehlen Sie, daß ich mit der wahnſinnigen Kaufmannstochter, Ihrer Geliebten, beginnen ſoll? Ich halte ſie in meinem Hauſe nicht länger vor Entdeckung ſicher. Die Verzweiflung ihrer Eltern, die Wuth ihrer Verwandten, die Erbitterung des Volkes — Nachforſchungen, böſe Zungen — wenn etwas dem Herzoge davon verlautete — ich rechne ganz auf Sie, Excellenz.

Seit wann iſt Lorenz Wittleder ſo ängſtlich? ſpöttelte der Graf. Hältſt Du mich für den ſchlafenden Steuermann, der nicht weiß, wie es mit ſeinem Fahrzeuge ſteht, und dem ein Paſſagier Wink und Warnung geben müſſe? Bringe ſie in das Schloß zu Ludwigsburg, in die abgelegenen Zimmer, welche nie bezogen werden. Verſtehſt Du? Von dort aus wird ihre klagende Stimme zu keines Menſchen Ohr dringen, am wenigſten des Herzogs. Vorerſt und vor der Hand, gut! ſagte Wittleder bedenklich! Aber nach der Hand, Excellenz? nach der Hand! wie wird es werden? Glaubſt Du, entgegnete der Miniſter, wir haben unſer Gewebe ſo leicht angelegt, daß jedes vorlaute unzeitige Wort es zerreißen und uns das Spiel verderben könnte? Dieſer Hof iſt ein feſtgeſchloſſener Bund, jedes Unangenehme, das von Außen an ihn gelangen könnte, vom Fürſten abzuhalten — das Werk jahrelanger Mühen und unermüdeter Berechnungen der Staatsweisheit. — An dieſem

während der Freiherr von Knieſtädt in einer Ecke des Zimmers auf einem Stuhle ſaß, die Stirne in die flache Hand geſtützt, und wahrſcheinlich Träumereien von ſeiner Geliebten und künftigem Glück in ländlicher Zurückgezogenheit nachhing.

Die Frühlingsſonne und der balſamiſche Hauch des Morgens rührten gewiſſe Saiten in der Bruſt des Herzogs, die lange ſtumm geweſen waren, wie plötzlich, daß ſie in aller Fröhlichkeit erklangen. Die Bäche des Vergnügens in ſeinen Adern fingen an munter zu rollen, ſchalkhafte Liebesgötter tauchten daraus hervor, und winkten verlockend mit den kleinen Köpfchen; und immer mächtiger wurde in ihm das Verlangen der Luſt, der lange entbehrten.

Er wickelte das Etuis haſtig zuſammen, und mit einem Satz war er im Nachtgewand aus dem Bette geſprungen, und ſtand vor den erſtaunten Freunden hoch und kräftig da.

Geſattelt, rief er dem vor Freude ſich kaum faſſenden Hugo zu, man ſoll ſogleich ſatteln! Wollen wir denn einen ſchnöden Zufall, der mich befiel, den luſtigen Zweck unſerer Reiſe ganz vereiteln laſſen? Würde man uns zu Hauſe nicht mit Recht auslachen, wie Knaben, die prahleriſch auszogen, die glänzendſten Sommervögel zu fangen, und nicht Einen neuen, den ſie mit Ehren aufweiſen könnten, auf ihrer Mütze heimbringen?

In einer halben Stunde war Alles bereit. Denn ging es gleich nicht unmittelbar zur Reſidenz, ſo war doch Hoffnung da, bald dorthin zu kommen, und jeden-

der Obhut ſeiner Freunde und der ſorgſamen Pflege der ſchnell herbeigerufenen Leibärzte.

In dem alterthümlichen Schloß im Walde, in welchem der Kranke, weil die Aerzte jede heftigere Bewegung bei ſeinem Zuſtande für gefahrdrohend erklärt hatten, bisher bleiben mußte, in dem einförmigen, jeden Tag ſich wiederholenden Getriebe des Dorfes fing Hugo bald an, ſich zu langweilen, und mit jeder Sonne wuchs ſeine Sehnſucht nach dem Augenblick, in welchem ihm endlich wieder in dem Farbenglanze und der bewegten Fröhlichkeit des Hofes neu aufzuleben vergönnt ſein würde.

Eines Morgens waren alle Drei im Schlafzimmer des Herzogs beiſammen. Der Arzt hatte geſtern den Fürſten nunmehr außer aller Gefahr erklärt. Dieſer war eben damit beſchäftigt, auf der Decke ſeines Bettes die Geheimniſſe eines prachtvollen Etuis auszubreiten, welches die Trophäen ſeiner galanten Siege enthielt.

Er nahm eine Locke nach der andern, von allen Farben und Schattirungen, aus dem Etuis heraus, und ließ ſie in den Strahlen der eben hinter den Bergen aufgehenden Sonne ſpielen, die durch das Fenſter gerade ſein Bett begrüßten. Die geſunde Frühlingsluft, die durch den kaum geöffneten obern Fenſterflügel ſchlüpfte, bewegte die glänzenden Reliquien, die er ſchönen Heiligen und Unheiligen im Tempel Amors geraubt, wie in anmuthigem Scherze hin und her.

Hugo ſtand an einem Fenſter, und ſah gleichgültig nach der Straße hinaus, welche zur Reſidenz führte,

während der Freiherr von Knieſtädt in einer Ecke des Zimmers auf einem Stuhle ſaß, die Stirne in die flache Hand geſtützt, und wahrſcheinlich Träumereien von ſeiner Geliebten und künftigem Glück in ländlicher Zurückgezogenheit nachhing.

Die Frühlingsſonne und der balſamiſche Hauch des Morgens rührten gewiſſe Saiten in der Bruſt des Herzogs, die lange ſtumm geweſen waren, wie plötzlich, daß ſie in aller Fröhlichkeit erklangen. Die Bäche des Vergnügens in ſeinen Adern fingen an munter zu rollen, ſchalkhafte Liebesgötter tauchten daraus hervor, und winkten verlockend mit den kleinen Köpfchen; und immer mächtiger wurde in ihm das Verlangen der Luſt, der lange entbehrten.

Er wickelte das Etuis haſtig zuſammen, und mit einem Satz war er im Nachtgewand aus dem Bette geſprungen, und ſtand vor den erſtaunten Freunden hoch und kräftig da.

Geſattelt, rief er dem vor Freude ſich kaum faſſenden Hugo zu, man ſoll ſogleich ſatteln! Wollen wir denn einen ſchnöden Zufall, der mich befiel, den luſtigen Zweck unſerer Reiſe ganz vereiteln laſſen? Würde man uns zu Hauſe nicht mit Recht auslachen, wie Knaben, die prahleriſch auszogen, die glänzendſten Sommervögel zu fangen, und nicht Einen neuen, den ſie mit Ehren aufweiſen könnten, auf ihrer Mütze heimbringen?

In einer halben Stunde war Alles bereit. Denn ging es gleich nicht unmittelbar zur Reſidenz, ſo war doch Hoffnung da, bald dorthin zu kommen, und jeden-

falls hatte das langweilige Leben im Waldhauſe ein Ende — Gründe genug, die Hugo zur Eile trieben.

Sie ritten durch den ſchönen Morgen die Heerſtraße hin. Hugo pfiff, ſtets voraus, die luſtigſten Melodien. Plötzlich ſprang er vom Pferde, und einen Brief, den er am Boden gefunden, in der Hand, ſprengte er zum Herzoge.

Ein köſtlicher Fund für uns, rief er von ferne ſchon. Von einer Dame an eine Dame!

Nichts weiter, lachte der Herzog. Es wäre, dächte ich, doch gewiß viel pikanter, wenn es einer von einer Schönen an ihren Galan wäre. Uebrigens nützte es uns auch ſo nichts, fuhr er verdrießlich fort, indem er ihn um und um drehte; er iſt für uns ein verſchloſſenes Heiligthum; er iſt noch verſiegelt.

Was? entgegnete Hugo. Wo denkſt Du hin, Herzog, ſo bedenklich auf einmal zu ſein? Haben wir nicht hundertmale ganz andere Damenheiligthümer ohne Skrupel erbrochen? Zudem habe ich den Fund gemacht, und er gehört mir zu.

Trotz des Gegenbefehls des Herzogs, den er zu gut kannte, um nicht zu wiſſen, daß es damit nicht ſo ernſtlich gemeint ſei, oder um etwas in ſolcher Sache von ſeinem Zorne fürchten zu müſſen, erbrach er den Brief.

Franziska an Adelheid.

Mein Loos iſt beſtimmt. In deine treue Seele, Du

Geliebte, will ich den Schmerz ausweinen, der mir den Buſen ſpaltet. Der Brautkranz ſoll mir zur Dornenkrone, und das Hochzeitkleid, das Ziel der heißeſten Wünſche eines glücklichen Mädchens, zum Nonnenſchleier werden, der mich von Allem ſcheiden wird, was die Phantaſie in ſtillen Träumen als das Schöne und Heitere des Lebens mir vorgebildet hat. Es that mir wehe, daß ich Dich, als ich von meinem Beſuche in Aſſumſtadt zurückkam, nicht mehr hier in Adelmannsfelden traf. Eine Freundesbruſt iſt ein ſtarker Halt in ſolchen Stürmen. Vor zwei Tagen kam mein Vater in Begleitung des Kammerherrn unerwartet zu mir nach Aſſumſtadt.

Ich hatte dort vier ſelige Wochen das Glück gehabt, Alles zu vergeſſen. Wie ein Fiſchchen im klaren Waſſer, ſpielte ich in den ſonnenhellen, himmelblauen Fluthen einer von großen und ſchönen Bildern bewegten Traumwelt. Ich ſaß, als ſie kamen, im großen Saale in einer Fenſtervertiefung, wo man eine weite Ausſicht auf die Landſchaft und beſonders auf den Fluß hat. Jener Vorfall, der mich in den erſten Tagen meines Hierſeins ergriffen hatte, ſtand lebendig in friſchen Farben vor meiner Seele, und ich ſann dem Unbegreiflichen deſſelben nach, und wie ich trotz meiner Nachforſchungen auf keine Spur über das Verhältniß und Schickſal jenes räthſelhaften Menſchen hatte kommen können. So bemerkte ich ihren Eintritt in das Gemach nicht.

Ich las noch nicht lange von einem alten Weiſen, der, in die im Sand gezogenen Kreiſe ſeiner Berechnun-

gen verloren, die rohe Faust nicht sah, die sie zerstörte, bis er, von ihr getroffen, todt darin niederstürzte.

Eine ähnliche Wirkung machte auf mich die Anrede und der Anblick des Kammerherrn, der mich als Braut, als *seine* Braut begrüßte.

Ich fuhr vom Stuhle auf und stand, aber das Glück meiner Jugend, meines Lebens sah ich ermordet zu meinen Füßen sinken. Ich blickte in das Angesicht meines Vaters, aber diese flehenden Blicke seines Auges — sie waren mein Todesurtheil.

O wäre sein Ansehen grausam und hart gewesen, ich hätte Muth gehabt; hätte er mich mit rohen, strengen Worten zwingen wollen, ich hätte widerstanden. Aber er sah nur still bittend, flehend mich an, und mein blutendes Herz zuckte erliegend in seiner Hand.

Aber Antwort gab ich keine. Ich ging auf mein Zimmer, mein Vater folgte mir allein. Alle Fasern meines Wesens waren jetzt gerüstet zum Kampf.

Mein Vater fiel mir um den Hals. Seine Stimme zitterte, wie eines Verzweifelnden. „Franziska, raunte er mir in's Ohr, daß es mir fürchterlich klang, wie ein vernichtender Donner, ich bin ruinirt. Thu, was Du willst, und nimm meinen Segen. Aber wenn Du den Kammerherrn nicht heirathest, bin ich ein verlorener Mann.“ —

Seit gestern Abend bin ich hier. Sie rüsten in Eile zur Hochzeit. Ich bestimmte keine Zeit; mir jetzt je schneller, je lieber. Sie haben sie auf nächsten Montag festgesetzt. Mein Vater will sie glänzend begehen; ich

laſſe ſie machen, ich bin ganz duldend und rede in Nichts; der alte Mann iſt außer ſich vor Freuden, und meine Thränen ſoll er nicht ſehen.

Ueber ſeinen ſich neigenden Tag ſpannt mein Opfer einen ſiebenfarbenen, glücklichen Friedens- und Freudenbogen. Nur dieſen ſoll er nunmehr ſehen, nicht das weinende Gewitter in dem Herzen ſeines Kindes, auf deſſen düſterem Grunde der ſchimmernde Bogen ſich für ihn aufbaut.

Der Kammerherr will mit Gewalt einen Maskenball veranſtalten. Warum nicht? Iſt unſer Verhältniß nicht eine wahre Maskerade, die er wiſſend und gefliſſentlich eingeleitet, und womit er ſich, mich und die Welt betrügt? Die Hunderte von Einladungskarten, die Auswahl unter tauſend Coſtümen nehmen ſeine ganze Zeit in Anſpruch, und ich habe Ruhe vor ſeiner Nähe. Auch das iſt gut.

Eile zu mir, Geliebte. Du biſt glücklich, und ein Theil meines Kummers, den Du mir abnimmſt, wird Dich nicht zu Boden drücken; denn Glückliche ſind ſtark, Unglückliche lernen und werden es erſt.

Warum müſſen noch immer Millionen Menſchenopfer fallen, und am Altare der Religion der ewigen Liebe, vom Prieſter des Gottes der Liebe geſchlachtet werden? Wenn ich unter Feſtmuſik, begleitet von einer jauchzenden Menge, ein bekränztes Lamm zum Altare gehe, wird es mir ein Troſt ſein, Dein Angeſicht zu ſehen. In Deinem reinen Auge will ich leſen, ob der Prieſter auch

das Herz und ſeine Blume, die Liebe, opfern kann und darf. Laß nicht lange, nicht vergebens warten

Deine

Franziska.

Der Brief hatte auf Alle, am meiſten auf den Fürſten, einen von den erwarteten ganz verſchiedenen, und eben darum um ſo tieferen Eindruck gemacht. Er war kaum geleſen, und der Herzog nahm ihn eben aus Hugo's Hand, um den Inhalt ſelbſt noch einmal zu durchfliegen und die einzelnen intereſſanteſten Stellen feſtzuhalten, als ein Bauersmann in großer Angſt, faſt athemlos, die Straße her gegen ſie lief. Beim Anblick des Schreibens ſtürzte er in die Knie, und faltete die Hände wie zum Danke gegen den Himmel; er konnte kaum hervorſtammeln, daß er daſſelbe verloren. Aber ſeine Freude, als Hugo ihm den Brief zuſtellte, verwandelte ſich in Beſtürzung und Entſetzen, wie er das Siegel erbrochen ſah. Der Herzog redete ihm mit begütigenden Worten zu, deren Nachdruck er durch einige blanke Silberſtücke, die er ihm in die Mütze warf, vermehrte. Hugo ſollte in das nächſte Ort vorausreiten, und den Brief wieder verſiegeln. Alle verſprachen dem armen Manne, daß von ihren Lippen keine Silbe verlauten ſollte, womit der Jammernde ſich endlich etwas zufrieden gab.

Während Hugo in das nahe Dorf ritt, forſchte der

Freiherr von Knieſtädt den Bauer aus, an welche Perſon der Brief gebracht werden ſollte, weil, wahrſcheinlich aus Vorſicht, kein Familienname darin genannt war. Aber umſonſt; dieſer wußte nicht weiter, als daß er ihn an den nächſten Förſter überliefern ſollte, welcher gewöhnlich ſolche Aufträge weiter befördere, und als Hugo mit dem wieder verſiegelten Briefe zurückkam, entließen ſie ihn ſeines Weges. Der Herzog äußerte nichts über den ſeltſamen Inhalt des Briefes, aber er war ernſter, als ſonſt, und ohne ein Wort zu ſprechen und ſeinen eigenen Gedanken ſich überlaſſend, ritt er langſam dahin.

Hugo von Pappenheim, der ſich im Uebermuth ſeiner Laune ſonſt viel erlaubte und im Vertrauen auf die uneingeſchränkte Gunſt, die ihm der Fürſt ſchenkte, ſich viel erlauben durfte, ſtörte ihn nicht. Er glaubte ihn verſtimmt durch die Erinnerung an ein Schickſal, das ſo viel Aehnliches mit ſeinem eigenen hatte. Es iſt früher berührt worden, daß der Herzog in der Ehe nicht glücklich war. Seine Gattin, wiewohl ſchön und fürſtlich, konnte ſeinem Herzen nichts ſein. Er hatte ſich vermählt, wie ſich öfters Fürſten und Fürſtinnen zu vermählen pflegen. Nicht das Herz, die Politik hatte gewählt, und da ſie ſich gegenſeitig einander nicht vertragen konnten, hatte ſeine Gemahlin ihn bald wieder verlaſſen und war an den Hof ihrer Eltern zurückgekehrt.

Wie mancher Fürſt iſt wie ſein Palaſt; von außen glänzen Portal und Wände im Sonnenglanz, aber innen iſt es kalt, öd und düſter. „Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?“ Aber Marmorſäle beleuchten ſelten die

reine blaue Flamme der Liebe mit ihrem heiligen Zauber. Hier hat sie entweder keinen Altar, oder es brennt darauf düsterroth und verzehrend die wilde Glut einer Leidenschaft, die im Mannigfaltigen sich zerstreut, weil sie das Eine entbehren muß. Die Nacht, welcher die Eine, Herz und Seele und Geist ausfüllende Sonne der Liebe fehlt, sollen die tausend Lichter der Lust erhellen.

Auch der Herzog suchte sich den einen aber beseligenden Himmel ehelichen Glückes, den er entbehrte, durch irdische Paradiese und ihre Mannigfaltigkeit zu ersetzen. Er tauschte oft den Scepter mit einem Schäferstabe, und den Purpur mit einem Jägerrock, um, wie die Geringsten seines Volkes, ein Glück zu finden, das er vermißte, und um das er sie neidete.

Aber noch hatte er nicht gefunden, was im Stande gewesen wäre, die Leere seines Herzens zu sättigen; und wie der wilde Jäger von seinen eigenen Hunden, jagte er von seinen entfesselten Leidenschaften ruhelos gehetzt durch Städte und Gauen, durch Hütten und Paläste, durch die blühenden Gärten manches Familienglücks.

So wenig als Hugo, suchte der Freiherr von Knieſtädt den Herzog, dessen ungewöhnliche Gemüthsstimmung ihn mehr, als seinen Freund, beunruhigte, auf den Gegenstand des Briefes hinzulenken.

Er hatte noch einen besonderen Grund, dieß nicht zu thun. Nicht umsonst hatte er den Boten auszuforschen gesucht nach dem Namen der Person, an welche der Brief gerichtet war; der Vorname der Dame war der — seiner Braut. Er kannte zwar keine Franziska,

zu der ſeine Adelheid im Freundſchaftsverhältniſſe ſtand; aber er fürchtete, es könnte ſeine Adelheid ſein; und obwohl er den Edelmuth des Fürſten kannte, ſo hatte er ihn doch einmal, wenn auch nur im Scherze ſagen hören: Liebe und Leidenſchaft gehe über Freundſchaftspflicht.

Darum hatte er ſeine Braut nie an den Hof der Reſidenz gebracht, darum dem Herzoge ſo lange nicht einmal etwas von ſeinem Verhältniſſe vertraut. Er war überzeugt, daß des Herzogs ganze Seele mit dem Plane, mit der Briefſtellerin bekannt zu werden, ſich beſchäftigte aber er vermied, ihm dazu behülflich zu ſein. Denn er fürchtete, ihn auf dieſe Art wahrſcheinlich zugleich ſeiner Geliebten nahe zu bringen, und dieß erfüllte ihn mit Beſorgniß, nicht um ihret- oder ſeinetwillen, ſondern wegen des Herzogs, weil er unfreundliche Colliſionen in dieſem Falle für unvermeidlich hielt, und der Ort Adelmannsfelden, wenn des Herzog wirklich dorthin käme, ihm jetzt das Grab ihrer Freundſchaft däuchte.

Franziska an Adelheid.

Ich habe ihn wiedergeſehen! Er iſt nicht todt, er lebt.

Wenn ich nicht zu ſtolz wäre, um wie die kleinen Seelen, die alltäglichen, zu empfinden; wenn ſich mein Geiſt nicht zu groß fühlte, um von den Wallungen des Herzens ſich überfluthen zu laſſen und Empfindungen zu

erliegen; ſo wäre ich unglücklich, mein Loos wäre das eines Verdammten, der im Augenblicke, da der ſchwarze Arm herauffaßt und ihn hinabzieht, und er zur Hölle verſinkt, mit Einem Blicke rückwärts zum erſten und letzten Male den Himmel ſieht, und die ganze Fülle der Seligkeit, — ſie ſieht und verſinkt, und über ſeinem Haupte ſchlagen die düſterrothen Flammen auf ewig zuſammen.

Ich habe ihn wiedergeſehen, den einzigen Mann, in dem mir der erſte Blick den Mann gezeigt, der für mich geſchaffen wäre, und ich habe ihn wiedergeſehen, in dem Augenblick, da ich eben auf ewig verbunden war mit dem Manne, den ich nicht achten, nicht lieben und nicht haſſen kann.

Daß Du erkranken mußteſt, Du einzige, geliebte Freundin, Dein Arm hätte mir gut gethan. Wie ein dumpfer Fluch klangen mir die Worte des Prieſters ins Ohr; eine furchtbare Angſt drückte auf mich, wie vor einem Gewitter, das den rächenden Strahl in ſeinem dunkeln Schooße berge, und für mich!

Denn wer kann dieſe Gelübde halten, die der Prieſter im Namen ſeines Gottes fordert, wer, als die heiligſte, innigſte Liebe? Ich habe oft Bräute am Altare ſtehen ſehen, und wußte nicht und ahnte nicht, warum ſie ſo blaß, ſo todtesblaß waren. Ich wußte nicht, daß die Weihe zur höchſten Seligkeit der Liebe nur zu oft — eine Weihe für die Rachegeiſter ſein könne, weil das feierliche Ja am Altare vor dem Auge des Allſehenden ein Meineid iſt.

Aber ich weiß, als der Prieſter mich fragte, ob ich vor Gott gelobe, treu zu ſein bis zum Tode, und als ich auf das Angeſicht meines Vaters und das Bild des Erlöſers, der ſich auch geopfert, ſchaute, da richtete mein Herz ſich auf, wie ein Todter aus ſeinem Sarge, für den es keine Welt des Lebens und des Glückes mehr gibt, und ich ſprach laut und mit feſter Stimme: Ja.

Es war geſprochen. Als ich es geſprochen, da war mir erſt recht, wie einem der zu Grabe getragen wird und die Augen noch einmal aufſchlägt, und verwirrt und befremdet umherſchaut, und nicht weiß, wie ihm iſt. Ich war mir ſelbſt wie fremd, und ſah umher an den Geſichtern der Verſammlung, als an fremden — da fiel mein Auge auf ihn. —

Ich weiß, Du irreſt Dich nicht an mir, und kennſt mich. Mein Herz iſt fortan eine verſchleierte Nonne. Das Augenlied, das die Liebe aufthut, ſchloß die Pflicht wieder, und ſeine Wünſche legte es entſagend in ſtiller Demuth auf den Altar ſeines Gottes.

Deine

Franziska.

Die Kunde von der Vermählung Franziska's hatte große Freude bei den Bewohnern der Herrſchaft ſowohl, an welcher ihr Vater Theil hatte, als auch in der Umgegend verbreitet. Denn ſie war geliebt, angebetet von

Jung und Alt, in deren Hütten sie oft wie ein Schutzengel mit Trost und Rath eingetreten war, und die guten Leute hatten nur von dem großen Reichthum und Glanze gehört, den der Bräutigam besitzen solle, und der nun ihrem geliebten Fräulein zu Theil werde.

Ueber dem Lobpreisen dieser Herrlichkeit dachten sie an Nichts weiter, weil Armen Reichthum das höchste und das alle Wünsche stillende Gut dünkt, und die Mädchen und Frauen im Volke, wenn sie mit unwillkürlichem natürlichem Gelüste eine glänzend geschmückte Dame von Stande sehen, sich Alles eher einfallen lassen, als daß die beneideten Perlen in den Haaren derselben das äussere Sinnbild der Thränen sein könnten, die vielleicht das gebrochene Herz derjenigen, die sie trägt, in hundert einsamen Nächten auf ihrem Bette sitzend geweint hat, und noch weinen wird.

Sie waren an dem Morgen des Hochzeittages sehr zahlreich herbeigekommen, um ihr gnädiges Fräulein im Brautstaat und in ihrem Glücke zu sehen. Fast keiner kannte den Bräutigam von Angesicht.

Die Zahl der geladenen Gäste entsprach ganz dem heißesten Wunsche des Vaters und seines Eidams, die Hochzeit so festlich und prachtvoll, als nur immer möglich, zu machen. Zwar war erst vor wenigen Tagen ein Mitbesitzer der Herrschaft Adelmannsfelden gestorben und in der adelichen Gruft beigesetzt worden; aber Beide rührte dieser Trauerfall um so weniger, als sie nicht in Verwandtschaft mit dem Verstorbenen standen, und man fühlte sich nicht bewogen, darauf Rücksicht zu nehmen,

beſonders da die Hinterbliebenen, nur lachende Erben, nicht im Schloſſe wohnten. Von vielen Meilen weit her war der Adel zuſammengeſtrömt, um die Vermählungsfeier eines ſeiner reichſten Glieder verherrlichen zu helfen.

Die Trauung ſollte in der alten Kirche vor ſich gehen, welche zu dem Schloſſe gehörte. Die Kirche ſtieß unmittelbar an die Schloßgebäude, und ſo kam das zuſchauende Volk zu ſeinem Leid um den Brautzug. Aber die Spannung war um ſo größer nach dem Augenblicke, wo das Brautpaar am Altar erſcheinen und Allen in der Kirche ſichtbar werden würde.

Franziska klangen die Hochzeitglocken, wie das helle Glöckchen dem Verurtheilten, der den Gang zum Richtplatz antreten ſoll. Während ſo viele Hände um ſie und an ihr beſchäftigt waren, um ſie zu ſchmücken, und ihr Vater mit leuchtenden Augen die Tochter im bräutlichen Putze umhüpfte, ſaß ſie auf ihrem Stuhle, ſchweigend das große, blaue Auge auf den Buſen niedergeheftet, der ſich mit jedem Glockenſchlag hob und ſenkte, und mit jeder Bebung eine große, einſame Thräne im Lichte ſpielen ließ, die einzige, die der Schmerz ihrem Stolze heimlich abgeſtohlen, und die daran hing, wie Thau am Lilienſammt. Jeder Schlag ſchlug nicht an ihr Ohr, ſondern an ihr Herz, deſſen Jugend mit allen ſüßen Träumen von Glück und Liebe ſie unter den Schlägen langſam verbluten fühlte.

Die Todtenſtille der Erwartung, welche die Verſammlung des Volkes in der Kirche gefeſſelt hatte, ging trotz der Anweſenheit des Prieſters, der ſchon zur heiligen Hand-

lung bereit an ſeinem Poſten ſtand, in ein lautes Geflüſter, in Ausrufe des Verwunderns und Mitleids über, als das Brautpaar durch die Seitenthüre eintrat, welche das Schloß mit der Kirche verband. Alle Augen hafteten auf dem Bräutigam. Ihn hatten die Meiſten noch nicht geſehen. Und als ſie das kleine, höckerichte, weit über die Hälfte ältere Männlein vortreten ſahen, und ſeine Verlegenheit, ſeine Hilfsbedürftigkeit in ſeinem Glücke, und es mit Einem Blicke mit der Braut verglichen — da lachten die Boshafteren, aus unwillkürlicher Freude am Contraſt; und die Andern, die Mädchen beſonders, weinten, aus Liebe für ihr Fräulein; die Gebildeten fanden meiſt an der Sache nichts Außerordentliches, weder auszuſetzen noch zu loben, und machten gar keine Bemerkung, als die Männer im Stillen bei ſich die, daß die Braut eine wünſchenswerthe Umarmung, und die gnädigen Fräulein die, daß der Bräutigam, d. h. ſein Geld, eine beneidenswerthe Partie ſei.

Vom Altare aus war das Paar Allen ſichtbar, und während des Trauungsaktes hatte Jedermann Zeit, wie gewöhnlich, nicht an der Andacht der heiligen Handlung Theil zu nehmen, ſondern die Brautleute unter den Brennſpiegel ſeines kritiſchen Auges zu ſtellen.

Wie ein Götterbild neben einem fabelhaften Zwerge ſtand Franziska neben dem ungeſtalteten, krummen Herrchen, das ihr Eheherr werden ſollte. Ein Jedes empfand bewundernd den majeſtätiſchen Bau des hohen Weibes. Ein ſilberner Gürtel umſchloß das ſchwarze Sammtkleid, aus dem ſich ſchwanenweich und weiß und glänzend zwei

bloße Schultern hoben, ſo voll und rund und ſanftgebogen, daß die hellen Haare aus dem Myrthenkranze ſo darüber hinfloßen, wie goldene Wogen über Marmorſtufen.

Aber auch ihr Angeſicht hatte die Ruhe eines Götterbildes. Stirne und Wangen waren weiß und kalt wie Schnee. Das Auge war wie der unbewegte blaue Himmel. Keine Thräne, weder der Freude noch des Schmerzes, ſtieg darin auf. Kein Wölkchen, nicht der leiſeſte Schatten zog über dieſes Geſicht, und deutete denen, die nach der Oberfläche und dem, was darauf vorgeht, urtheilen, den Sturm an, der in dieſem Augenblicke durch den Garten ihres Innern ging, und den Baum des Lebens in Mitten deſſelben in den Wurzeln erſchütterte.

Aber wer die tiefere, geheime Schrift des menſchlichen Antlitzes verſtand; wer ſchon dabeigeſtanden und es beobachtet hatte, wenn die Frage des Prieſters am Traualtare wie das Schwert des Todesengels durch die Blume eines jungfräulichen Herzens ſchnitt, wie das Aeußere ſich entfärbte und kalt und welk ward: dem entging es nicht, daß ihr lautes Ja der letzte erpreßte Seufzer eines gequälten ſterbenden Herzens war. Ihr Geſicht wurde weißer und weißer — jetzt breitete ſich auf Einmal ein zart wehmüthiger Zug um Mund und Wangen, und ein halbes, ſeltſames Lächeln ſpielte darauf, ein Lächeln, das erſt ein Lächeln werden wollte, wie man es oft auf dem Angeſichte von Todten ſieht, wenn der Kampf vorüber iſt.

Im Hintergrunde entſtand eine Bewegung. Ein

fremder Mann, dem ein anderer haſtig folgte, hatte ſich durch die Hinterthüre der Kirche eingedrängt, und ſuchte ſich Bahn durch die drängende und hemmende Menge zu brechen. Niemand kannte ihn.

Jetzt hatte er ſich ſo weit durchgearbeitet, daß er einen freien Blick auf den Altar und was daſelbſt vorging, hatte. Doch wie vom Donner gerührt, fuhr er zurück, und: „Sie iſt's! Hugo, Gott, ſie iſt's!" rief er, verhüllte das Angeſicht mit dem Mantel, und wäre zuſammengeſunken, hätte ihn nicht ſein Begleiter gefaßt, und nach dem Ausgange der Kirche fortgezogen.

Der Vorfall machte Rumor unter den Umſtehenden, doch drang er nicht bis zu den Ohren des Bräutigams.

Aber im Momente, als jener Ausruf gehört wurde, hatte Franziska's Auge ſein Auge getroffen, das Auge deſſen, aus deſſen Munde die Worte kamen.

Ihre weißen, kalten Wangen loderten auf; aber die röthende Glut verſank eben ſo ſchnell wieder in ſich zurück. Auch ſie zitterte durch alle Nerven ihrer Natur.

Aber ein Weib iſt ſtärker in der Beherrſchung ihrer ſelbſt, als der Mann. Der Bräutigam fühlte ihre Hand nicht in der ſeinigen beben, als er ſie vom Altare hinwegführte.

Wie vielen glücklichen Seelen war nicht ſchon ihr Hochzeittag einer der peinlichſten ihres Lebens, und wie viel mehr ſolchen, denen dieſer Tag nicht der Anfang

eines neuen, heiteren Zusammenlebens, sondern das Ende ihres Frühlings und Glückes war!

Die Freude und Seligkeit genießt sich nur in der Stille recht, und das Leid und die innere Wunde wird durch den Jubel der uns umgebenden Menge nur schmerzlicher berührt. Unter allen Gästen, die das hochzeitliche Haus füllen, sind gewiß zumeist die Neuvermählten, wenn sie einen tieferen, feineren Sinn haben, diejenigen, die am wenigsten Genuß und Theilnahme an den lauten Festlichkeiten und fröhlichen Anstalten, an den Freuden der Tafel und der wirbelnden Tanzmusik haben, welche die Hochzeit verherrlichen sollen.

Franziska verließ bald das lärmende Mahl, und stahl sich von der Seite des Kammerherrn in den Garten. Schweigend und schwermüthig hatte sie an der Tafel gesessen, unerfreut und träumend, und die hundertfältigen Beglückwünschungen, welche dem Brautpaare, und dem Eheherrn besonders, dargebracht wurden, sowie sein angeborener Stumpfsinn hatten diesen von der Verstimmung der Braut nicht einmal etwas wahrnehmen lassen.

Sie wandelte allein durch die stillen Gänge des Gartens. Sie sah und hörte Niemanden. Selbst die Vögel, die sie immer sonst so traulich froh begrüßt und umflattert hatten, wenn sie zwischen den Bäumen und Gebüschen ging, schwiegen heute, stumm und zurückgezogen in das Laubwerk; wie vor Trauer, glaubte sie. Denn ein unglückliches Herz, wie ein glückliches, glaubt gerne und leicht an die Sympathie der Natur, und setzt

seine Leiden und Freuden [illegible]
fühlen jener.

Sie setzte sich in ihren [illegible]
Abschied zu nehmen von der [illegible]
Kindheit und Jugend. Ihr [illegible]
gefühlter Bewegung. Ein gro[illegible]
regte alle Zweige und Blume[illegible]
von der verborgensten Gegen[illegible]
Duft aus, der ihre Sinne [illegible]

Seit Wochen trieb in der [illegible]
ihres Innern ein fremder Gen[illegible]
Fleiß verdeckte, und sich hüte[illegible]
ziehen, weil sie es gerne sü[illegible]
gen, wenn es ganz möglich [illegible]
wächs war das Bild einer [illegible]
warme Seele ihr Ebenbild [illegible]
ein Sonnenstrahl bis in d[illegible]
diese Blume stand, und hatte [illegible]
die starken Farben und Lu[illegible]
fesselt waren, ergossen sich [illegible]
den ihres Lebens - sie hat[illegible]
gesehen, und gleich im Stil[illegible]
wiedergesehen, in dem A[illegible]
für ewig entsagt hatte.

Das Auge, das den [illegible]
schen die innere und äuße[illegible]
sich hier in einen heißen [illegible]
zug des menschlichen Her[illegible]
Uebrige auf Erden, des [illegible]

Franzis-
immelte
enfe
thi

ſerer Stärkung bedarf, wenn es müde iſt und ſeine Blätter und Blüthen zur Erde ſich ſenken, ſondern daß es in ſich ſelber den Quell der Erfriſchung, das heilige Waſſer trägt, worin es ſich geſund badet. Und ſo ließ auch Franziska ihre Thränen gehen, ſo lange ſie floßen.

Als ſie ſich erhob, um die Laube ihrer Kindheit zu verlaſſen, hatte ſich das Gewitter, das ihr Inneres durchtobte, gelegt, die Sonne war wieder hervorgetreten, und ihre Seele ſtand unter dem glänzenden Bogen der Verſöhnung und des Friedens, geſtützt auf das klare unerſchütterliche Bewußtſein, daß die Erfüllung der Pflicht die erſte Tugend des Weibes ſei, und daß ſie ſie erfüllen wolle und könne.

In dieſer Stimmung hatte ſie ſich auf ihr Zimmer begeben, und den zuletzt mitgetheilten Brief an ihre Freundin, die einzige Seele, der ſie ſich vertrauen konnte, geſchrieben. Sie hatte reſignirt, aber was ſie dieſe Reſignation gekoſtet, das erſieht der, welcher das weibliche Herz kennt, aus dem Ton und der Farbe der wenigen Zeilen, in welchen ſie ihre Gemüths-Verfaſſung ihrer Vertrauten zeigte. Der Kampf iſt ausgekämpft und der Sieg entſchieden, aber das Schlachtfeld liegt noch offen mit ſeinen verheerten Saaten, mit ſeinem Blut und ſeinen Wunden, und über der ganzen Gegend liegt ein drückender Pulvergeruch. So war's in Franziska's Seele.

Wie ſie in den Saal zurückkam, fand ſie die Geſellſchaft im Genuſſe der Tafel ſchwelgend. Ihr Gemahl hatte ſie nicht vermißt; aber manche Augen unter den Gäſten hatten die Braut umſonſt an der Seite des

Bräutigams geſucht und ihre Abweſenheit bemerkt, und einer derſelben hatte kurz vor ihrer Rückkunft dieſe Bemerkung dem Kammerherrn mitgetheilt. Wahrſcheinlich hatte die Luſt der Hochzeitfeierlichkeit und neckender Uebermuth, zu welchem ein ſolcher Tag den Gäſten, wenn auch nicht ein altes Vorrecht, doch häufig Anlaß gibt, dieſer Bemerkung im Munde deſſen, der ſie dem Kammerherrn mittheilte, etwas Beißendes, einen ſcherzhaften Spott oder eine leichte zur Eiferſucht reizende Witzelei beigemiſcht — genug, der Kammerherr empfing Franziska mit einem ſtechenden Blick, in welchem ſich Unmuth, Mißtrauen und Argwohn vereinten, und ließ ſie dieſen Abend nicht mehr aus den Augen.

Aber Franziska's große Seele ahnte Nichts hievon. Eine heitere Ruhe, welche die Folge des bekämpften Herzens und eines reinbewahrten Gewiſſens zu ſein pflegt, lag über ihrem Angeſicht, und ſie behandelte den Kammerherrn mit einer Auszeichnung und Gefälligkeit, welche das Maaß, das die Gattin dem Gatten unter ſolchen Verhältniſſen ſchuldig iſt, weit überſtieg. Ihr Vater war überſelig, aber von dem Kammerherrn war die Fröhlichkeit für den ganzen Abend gewichen.

Am andern Abende war Maskenball. Franziska hatte umſonſt widerſtrebt. Das Schloß wimmelte von Masken aller Formen und Farben, und das gegenſeitige Suchen und Erkennen der Bekannten und die Irrthümer,

Mißgriffe und Neckereien gaben wie auf jedem Balle der Art Anlaß zu mancher ergötzlichen Scene. Man tanzte, bildete Gruppen, musterte die Masken, rieth und sprach hin und her. Dem Kammerherrn, wiewohl seine Natur eigentlich träge und stumpf war für gesellige Vergnügungen, that der Glanz des Abends wohl, weil er sich den Schöpfer desselben fühlte.

Nach Verlauf einiger Zeit trat der Hausmeister in voller Hast ihn an, und flüsterte ihm ein Paar Worte in's Ohr. Der Kammerherr ließ unruhig seine kleinen Augen wie graue Mücken herumfliegen und auf zwei Masken nahe am Eingang des Saales auf- und ablaufen. Franziska's Vater bemerkte es nicht sobald, als er schon mit ihm bei Seite trat.

Ist Ihnen unwohl oder etwas Unangenehmes aufgestoßen, ich will so was nicht hoffen an diesem Abend — ich bitte Sie, mein bester Herr Schwiegersohn — sprechen Sie, Sie sind erblaßt, ich seh' es wohl, Ihre Augen suchen Etwas.

Nicht doch, sagte der Kammerherr mit Aerger, sie haben schon gefunden, was sie suchten. Zwei Masken haben sich ohne Einladungskarten in den Saal gedrängt, denken Sie.

Doch anständig maskirt, hoffe ich? fragte der alte Baron.

An ihrer Maske ist nichts auszusetzen, versetzte der Hausmeister, Alles ganz nobel, und prachtvoll sogar, aber sie haben keine Karten, und wie mir der Eine auf meine Frage sagte, heute keinen Namen.

Sagen Sie nicht, daß ſie nobel maskirt ſind? Wenn alſo weiter Nichts iſt, ſo können wir für heute, wenn ſie ſich als Perſonen von Ton betragen, damit zufrieden ſein, meinte der alte Baron.

Aber, mein Gott, es kennt ſie ja Niemand, rief der Kammerherr. Wenn es Spitzbuben, Räuber oder noch viel Aergeres wären!

Der dort, der Rothmantel mit dem Turban? ſagte der alte Baron. Der ein Spitzbube? Bei Gott, ich bin wohl vor Jahren lange genug am kaiſerlichen Hofe geweſen, und habe geſehen, was Würde iſt, aber ich ſage Ihnen, Herr Schwiegerſohn, ich habe Wenige geſehen, die es dem dort an Adel der Haltung und des Ganges zuvorgethan.

Damit verließ der Baron ſeinen Schwiegerſohn, und miſchte ſich unter die Geſellſchaft, um ſich die beiden Masken in der Nähe zu betrachten.

Nach einigen Augenblicken kehrte er zurück und ſagte: Nein, das muß ich ſagen, der Rothmantel ſchießt Blitze aus ſeiner Maske hervor, wie wenn er gewohnt wäre, daß man vor denſelben Reſpekt habe. Ich wette, der hat ſich noch nicht viel gebückt; es iſt ein freier Mann und ſein eigener Herr.

Das iſt ein Räuberhauptmann auch, meinte der Kammerherr. Wer irgend von Rang iſt auf zehn Meilen im Umkreiſe, iſt von uns geladen; wie könnten es alſo Perſonen von Stande ſein? Wo liegt dazu die Möglichkeit? Ich frage Sie, Herr Schwiegerpapa.

Gehen Sie mir, gehen Sie mir, mon cher. Was

ſoll denn hier ein Räuberhauptmann zu thun haben, oder eine andere derartige romantiſche Perſonage, erwiederte der Baron hitzig. Ich ſage Ihnen, es liegt ein Geiſt in dieſen Augen, ein Etwas in dieſer Stellung, etwas Gebietendes in ſeiner Hand, in dieſem vorgeſtreckten Zeigefinger, der mir Achtung einflöſ't, und das dazu etwas Bekanntes, wie oft Geſehenes für mich hat! Es iſt ein edler Gaſt. Das muß ich wiſſen. Und der Andere dort im grünen Domino, der ihm nicht von der Seite geht, muß mehr bei Hofe geweſen ſein, als wir Beide. Seht nur die Feinheit und gewande Art jeder ſeiner Bewegungen, und wie er es mit den Damen verſteht! Laſſen wir ſie in Ruhe. Ungeladene Gäſte machen dem Wirth oft die meiſte Ehre.

Ich muß geſtehen, verſetzte der Kammerherr, daß ich weniger beruhigt bin, als Sie, mein Vater. Aber ich füge mich Ihnen, und ſie mögen ungeſtört bleiben.

Damit ging er zurück zur Tanzgeſellſchaft, unterließ jedoch nicht, dem abgehenden Hausmeiſter zuzuraunen: „Halte deine beiden Augen offen; ich will auch auf der Hut ſein.“

Während dieſes Geſpräches hatte ſich die Maske im rothen Mantel, die einen griechiſchen Corſaren vorſtellte, Franziska genähert, deren majeſtätiſcher Wuchs über alle Damen im Saale hervorragte. Mit Mühe hatte ſie ihr Gemahl den ganzen Tag hindurch überredet, ſich zu maskiren, ſie hatte ſich nicht entſchließen können, irgend eine der zwanzig bis dreißig Charaktermasken anzulegen, die er ihr aus der Weite her zur Auswahl durch

Expreſſen hatte kommen laſſen. Ihr Sinn haßte jede Mummerei, und nur mit dem größten Widerwillen, um nicht Anſtoß zu geben, hatte ſie eine Larve vor das Geſicht genommen. Ein dunkelrothes Atlaskleid und ein koſtbares Diadem im Haare gaben der hohen Geſtalt etwas Königliches. Sie hatte bis jetzt nur eine Tour getanzt und hatte ſich mehr im Geſpräche mit ihren Bekannten unterhalten. Obwohl ſie zur Bewunderung Aller, die ſie ſahen, tanzte, war ſie doch, ganz entgegen der weiblichen Natur, immer nur ſchwer dahin zu bringen geweſen, an raſcheren, aufregenderen Tänzen Theil zu nehmen.

Schöne Schifferin, redete der Corſar ſie an, darf ein Cavalier es wagen —

Gott, wie deute ich Ihre räthſelhafte Anrede, Herr Cavalier? lispelte Franziska durch die Maske.

Befinden wir uns nicht mitten im rauſchenden Strome der Muſik? lächelte der Corſar. Und darf ich hoffen, der Ehre des Glückes gewürdigt zu werden, dießmal Hand in Hand mit Ihnen auf dieſem Strome zu ſchaukeln?

Sie belieben eine ungewöhnliche Bilderſprache zu reden, wie ich ſehe, Herr Ritter, ſagte Franziska beängſtigt. Sollten Sie wohl —

Ich verſtehe, lächelte der Corſar. Die ſchöne Schifferin wünſcht eine deutlichere Erklärung, und ein Wink von Ihnen iſt mir Befehl. Ich ſah einmal eine reizende Dame, das Ruder in der Hand, einen Strom befahren. Dieſer Anblick hat mich ſo bezaubert, daß ich ſeitdem

alles Schöne, das mir begegnet, nur mit dem Bilde und Namen der ſchönen Schifferin zu bezeichnen weiß.

Franziska's Erbleichen bei dieſen Worten bedeckte die Maske, und das heftige Pochen ihres Herzens übertönten die Wogen der Tanzmuſik, die eben jubelnd aufrauſchte. Sie reichte dem Corſaren die Hand, und ſtürzte ſich mit ihm in den Strudel der Tanzenden, der ſie ſchnell verſchlang. Nur das ſchöne Haupt Franziska's mit dem funkelnden Schmuck in den hellen Haaren ſchwebte hoch über den wogenden Reihen und hätte ſich auch einem weniger ſcharfen Beobachter, als ihrem Gemahl, nicht aus den Augen verſchwinden laſſen.

Als die Tour vorüber war, hätte ſie gerne ſich ſogleich zurückgezogen, aber die Sitte geſtattete es nicht. Sie mußte, da ſie dem Unbekannten es nicht abgeſchlagen, noch Mehreren eine Tour zuſagen, wenn ſie nicht auffallen oder gar beleidigen wollte. Der Ball ging ſeinen gewöhnlichen Gang fort.

Als eine Pauſe eingetreten war, und die Masken ſich in die anſtoßenden Gemächern zu Erfriſchungen zerſtreuten, flüſterte eine ältere Dame, die als fromme Pilgerin maskirt war, ihrem Galan, der einen Ofen vorſtellte, zu: Haben Sie nichts Auffallendes an der Braut bemerkt, Herr Graf?

Wie ſo? ſchöne Baroneſſe. Ganz recht, Sie deuten wohl auf ihr Ballkleid. Es iſt wahr, es iſt entſetzlich, ſo ſehr gegen allen Anſtand zu verſtoßen, und wo Alles Charaktermaske iſt, ſich ſeinem Trotzköpfchen zu lieb nicht einmal ein paar Stunden gefallen laſſen zu wollen, in

Maske zu erſcheinen, ſondern ganz ſimpel und gewöhnlich wie auf der Promenade.

Ich möchte Ihnen zwar hierin nicht widerſprechen, Herr Graf, und mich freut Ihr ſcharfer kritiſcher Blick und Ihr ſtrenges Halten auf Anſtand, ſagte die Pilgerin. Aber es iſt einmal Eitelkeit ihre Schwäche, und ſie wollte ſich immer gerne durch etwas Beſonderes auszeichnen. Auch hat ſie vielleicht ihren guten und originellen Geſchmack bei der Auswahl eines Coſtüms nicht auf eine gefährliche Probe ſtellen wollen. Aber das iſt es nicht, was ich meinte. Haben Sie nicht bemerkt, daß ſie ganz verſtört und zerſtreut ſich benahm, wie ſie mit dem Corſaren tanzte? und nachher gar nicht mehr in den Takt kommen konnte? Denken Sie nur, Niemand im ganzen Saal weiß, wer er iſt, und der Unverſchämte hat mit keiner Dame ſonſt mehr eine Tour gemacht.

Sie bringen mich, meine Gute, verſetzte der Ofen, auf einen Gedanken, der mir ſchon heute morgen bei der Trauung aufſteigen wollte, aber nicht aufzuſteigen wagte. Ich ſah es genau, daß ſie heftig zitterte. Sie iſt kränklich oder gar wirklich krank.

Kränklich vielleicht wohl, ſpöttelte die Pilgerin, aber krank? nein, Herr Graf, da iſt etwas Anderes dahinter. Ich will wetten, es iſt eine Intrigue im Spiel.

Doch nicht gegen uns, beſte Baroneſſe? rief der Ofen halblaut und halb erſchrocken. Ich bitte Sie?

Gegen Sie, Herr Graf? Nein, gewiß nicht, da die Baroneſſe Franziska nicht Ihre Braut und angetraute

Gemahlin ist. Aber kommen Sie in das nächste Kabinet und ich will ihnen sagen, was ich denke.

Während sie abgehen wollten, traten andere Masken zu ihnen.

Sagen Sie uns doch, Baroneſſe, fing eine an, haben Sie unſern freundlichen Bräutigam und die ſchöne Hauswirthin auch nicht geſehen? Man vermißt Beide ſchon über eine halbe Stunde.

Sie lächeln, Herr Graf, ſagte die andere zum Ofen, Sie ſind ein Schalk mit Ihrem beredten Lächeln.

Wie? Sie meinen doch nicht, daß unſer Brautpaar ſchon ſo frühe ſeine Zimmer aufgeſucht haben könnte? entgegnete die Baroneſſe. Der Kammerherr mag freilich ſich ſehnen — nach Ruhe, ſetzte ſie langſam und lächelnd bei.

Der Ball hat kaum begonnen, meinte die erſte Maske; eben ſchlägt die Schloßuhr erſt Mitternacht. Nun, mögen ſie ſüß ruhen; ich denke bis morgen früh noch mehr als einen Pas zu machen.

Aber es iſt doch hier eine entſetzliche Zugluft, Herr Graf, ſagte die Baroneſſe. Wollen wir nicht ins Kabinet? Mich ſchaudert.

Ganz zu Ihren Dienſten, meine Gnädige. Nur dicht heran an mich, verſetzte der Graf; Sie können ja den Ofen ſo nahe, als Sie nur wollen, haben, wärmen Sie ſich.

Der Ofen bewegte ſich in der That ſehr zärtlich auf die Pilgerin zu, und freute ſich innigſt ſeines Witzes.

Indem liefen Bediente ſchreckensvoll über den Saal und durch die Zimmer. Eine allgemeine Verwirrung entſtand unter den Gäſten.

Der Teufel iſt los! ſagte leiſe der eine Diener zum andern. Haſt du ihn auch geſehen?

Es hat in der Kirche und in der Gruft gerumort, daß es mir unheimlich wurde, ſagte der andere. Ich lief von meinem Poſten vor der Kirchthüre, was ich konnte, und ließ Poſten Poſten ſein, und Herrn Herrn.

Mir quoll ein ganzer Qualm Schwefel und Dampf in die Naſe, ſagte ein Dritter. Ich lief auch. Gott helfe unſerm Herrn! Ich glaube, der Teufel wollte ihn holen. — Nein — Gott ſei gedankt! Da kommt er ſelbſt über die Flur.

Die ganze Geſellſchaft war in dem größten Deragement. Die Einen fühlten ſich das Herz beklommen, ohne zu wiſſen, von was? Die Andern wollten lachen, aber die Geſichtsmuskeln blieben ihnen auf halbem Wege zum Lachen ſtehen, und ſie ſahen einander an, und ſahen noch komiſcher aus.

In dieſem Augenblicke ſtürzte der Kammerherr todesblaß herein, und ſank mit dem Rufe: die Todten ſtehen auf, die Hölle iſt hinter mir! auf einem Stuhle zuſammen.

Alle ſchönen weiblichen Wangen, und auch mehr als eine männliche, überzog dieſer Anblick und dieſes Schreckenswort mit der gleichen Kreide, mit der das Geſicht des Kammerherrn geweißt war, und im nächſten Augenblick ertönte ein allgemeiner Schrei: der todte

Vicomte! und die Damen ſanken ohnmächtig um. Denn über den Hof bewegte ſich langſam ſchleppend eine Leiche, die Grabtücher ſchneeweiß unheimlich hinter ſich ziehend, auf das Schloß zu.

Franziska hatte den erſten ſchicklichen Augenblick ergriffen, an welchem ſie ſich, ohne Aufſehen zu erregen, aus der großen Geſellſchaft entfernen zu können glaubte, deren Nähe ihr drückend war. Im Saale war der Verſucher zu ihr getreten, und hatte in den ſtillen, kaum beruhigten See ihrer Gefühle einen Fels geworfen, daß ſie plötzlich in hohen Wogen gingen.

Sie wußte, daß ſie ſich nicht geirrt hatte. Die Maske im Koſtüme eines griechiſchen Corſaren war der Nämliche, den ſie am vorigen Tage in der Kirche in dem Augenblicke wieder geſehen, wo ſein Anblick wie ein Schwert durch ihre Seele gehen mußte; es war der Mann ihrer ſtillen, geheimen Liebe, die ſie ſich lange ſelbſt nicht geſtanden, der ſie ſich aber am Altar, als ſie eben mit einem Andern getraut war, durch Einen Blick vollends auf's Klarſte bewußt worden war.

Wie betäubt von der innern Aufregung, führten ſie ihre Schritte, als ſie den Saal verlaſſen, durch die Seitenthür — in die Kirche, vor das Bild des Erlöſers. Ein Aufblick zu ihm hatte ihr geſtern in der ſchwerſten Stunde Kraft und Stärkung gegeben: auch heute dieſes

hoffend, ließ ſie ſich auf den Stufen des Cruzifixes nieder.

Was bin ich doch für ein ſeltſames Kind? ſagte ſie zu ſich ſelber. Erſt vor wenigen Stunden war ich mit mir einig, feſt entſchloſſen und beruhigt; und die augenblickliche Erſcheinung eines Menſchen, ein Wort, eine räthſelhafte Anſpielung von ihm, die doch leicht eine zufällige ſein und eine ganz andere Deutung haben kann, als ich meine, ſoll mir den ſchwer errungenen, den kaum gewonnenen Sieg wieder ſtreitig machen und mich auf das unſichere Meer der Kämpfe und Zweifel zurückwerfen können?

Habe ich denn dieſes eheliche Band unbedacht geſchloſſen, wie ein Kind, oder bin ich nicht mit vollem Wiſſen der Opfer, die ich bringe, und der Zwecke, warum ich ſie bringe, und der Pflichten, die dieſes Band mir auferlegt, hineingegangen? Oder hätte ich mir wirklich zu viel zugetraut? Kann dieſes Herz ohne Liebe nicht leben?

Leben? o Gott! was läßt ſich nicht leben und verleben? Ein Leben ohne Liebe iſt ein Dornſtrauch ohne Roſen. Mein Mann kann mir das nie geben; aber wußte ich das nicht zuvor? will ich denn leben? habe ich nicht vielmehr mit meinem Ja dem Leben entſagt und meine Jugend in Kloſtermauern, in ein freiwilliges Grab begraben? Und weiß ich denn, ob dieſer Geheimnißvolle mir Das geben kann, was das Leben zum Leben macht, dieſer faſt Unheimliche, der ſich mir nun ſchon zum dritten Male auf eine ſo ungewöhnliche, ſeltſame Weiſe dar-

ſtellt? Weiß ich, wie er denkt, wie er gegen mich geſinnt iſt? O hätte ich ihn nie geſehen!

Sie warf ſich auf die Knie, und weinte und betete um Kraft gegen ihr eigenes Herz und gegen jede weitere Verſuchung von außen. Franziska, ſo ein ſtarker Geiſt ſie war, gehörte nicht zu denjenigen jungen Damen von feiner Erziehung, die zu ihrer Zeit bei der Alleinherrſchaft des franzöſiſchen Geſchmackes noch zahlreicher waren, als jetzt; zu jenen, denen das Gebet noch frühe etwas Fremdes und Ungewohntes wird. Es gibt Lippen, über die kein Wort, das Dollmetſcher frommer Gefühle und ein Zeichen des Andenkens an Den wäre, in deſſen Hand ihr Schickſal ruht, ſeit der Zeit gekommen iſt, ſeit ſie die Amme oder eine ſonſtige Dienerin bürgerlichen Glaubens nicht mehr zu Bette legte und ihnen die Händchen faltete, und ſie ein kindliches Schlafgebet nachlallen ließ. Sie ſind zu beklagen, und es trifft wohl, daß ſie ſpäter oft, wenn die Furien und das Unglück ſie faſſen, vergebens zu beten verſuchen und nicht beten können.

Franziska war ein reines, frommes Gemüth, und immerdar pflegte ſie, was ſie drückte und beängſtigte, dem Unſichtbaren zu vertrauen, in deſſen Himmel ihre Seele ſeit ihrer Kindheit gewohnt hatte.

In der Kirche hätte jedes Weib, das nicht ein ähnliches Gemüth, wie Franziska hatte, keine Minute verweilt. Es war die Zeit, wo der Volksglaube die Geiſter wandeln läßt. Die Mitternachtsſtunde hatte geſchlagen. Kein Licht brannte in der Kirche, und der Mond warf durch die alten gothiſchen Fenſter einen ſchwachen

Schein, und ſchwankende Schattenfiguren auf die dunklen Wände, und hinter dem Altare hervor fielen die Strahlen von zwei großen Wachskerzen, welche in der hartanſtoßenden offenen Gruft ſtanden, und die Leiche des alten Vicomtes bewachten, der erſt vor wenigen Tagen hier beigeſetzt worden war.

Zwar fühlte ſich auch Franziska, ſo nahe der Kammer des Todes, etwas beklommen, doch war es nicht Furcht zu nennen. Als ſie Tritte auf dem ſteinernen Boden wiederhallen zu hören glaubte, hielt ſie den Athem an, um zu horchen. Aber es war wieder ſtill, und ſie ſah nirgends Etwas. Wenige Sekunden vergingen, ſo hörte ſie den Wiederhall auf's Neue, ganz nahe, und — der Corſar ſtand vor ihr.

Wehe mir! rief Franziska. Wenn Sie ein Ritter ſind, wie Sie ſagen, was verfolgen Sie mich hieher in das Heiligthum?

Verzeihung, gnädige Frau, ſagte die Maske bittend, aber ich mußte. Wenn ich ein Ritter bin, haben Sie weder hier, noch irgendwo, Etwas von mir zu befürchten; und daß ich ein Ritter bin, dafür bürge Ihnen mein Wort, das dem Kaiſer ſelbſt genügt. Franziska, ich liebe Sie! ſetzte die Maske leicht hinzu, und ließ ſich vor ihr auf ein Knie nieder.

Franziska war aufgeſprungen bei ſeiner Erſcheinung und ſtand groß und majeſtätiſch vor ihm. O Gott! rief ſie ſchmerzlich; und hier wagen Sie mir das zu ſagen?

Die Maske ſuchte ihre Hand zu faſſen; vergebens ſuchte ſie, dieſelbe zu entziehen; die Maske hielt ſie feſt.

Hier bei dieſer glänzendweißen Hand, ſagte der Corſar feierlich, doch mit kaum gedämpfter Leidenſchaft, hier an heiliger Stätte, wohin ich zu ſpät kam, um Dich vor eines Prieſters Wort zu ſchützen, hier ſchwöre ich Dir: ich liebe Dich, und Deinen Beſitz ſoll mir kein Sterblicher entreißen.

Kein Wort weiter! rief Franziska. Auf der Stelle verlaſſen Sie mich, ich beſchwöre Sie, ich gebiete es Ihnen.

Hören Sie mich, ſagte der Corſar, und dann verdammen Sie mich, wenn Sie können. Ich weiß, daß es Kühnheit, daß es gegen die Sitte ſcheinen kann, was ich hier thue; aber noch einmal ſage ich Ihnen, ich muß ſo handeln. Darum hören Sie mich, Franziska.

Franziska nahm alle ihre Würde zuſammen, und entgegnete mit Nachdruck und Hoheit:

Wie? ich ſollte Ihre verwegenen Worte, die mich beleidigen müſſen, anhören, Herr Ritter? Noch einmal ſage ich Ihnen: jetzt nicht, hier nicht, niemals. Weichen Sie von mir, oder ich müßte meinen Vater und Gatten, meine Diener rufen.

Drohungen erſchüttern mich nicht, verſetzte die Maske ſtolz und hoch ſich aufrichtend. Wenn ich in dieſes Horn ſtoße, ſtehen in ein paar Stunden mehr als tauſend Bewaffnete zu meiner Seite, um meines Winkes gewärtig zu ſein.

Wehe mir! rief Franziska, in welche Hand bin ich gefallen!

In die edelste, glauben Sie mir, schöne Frau, sagte die Maske, die Ihnen keinen Grund zur Furcht gibt. Hören Sie mich und vertrauen Sie mir.

Vertrauen? einem Unbekannten, dessen Gesicht ich nicht einmal gesehen?

Sie haben recht, Franziska, sagte der Corsar, des Menschen Antlitz ist seines Innern Spiegel, wenn nicht immer, doch meistens, und dem Auge glaubt man leichter als dem Ohre. Vielleicht ist Ihnen dieses Gesicht auch nicht ganz unbekannt.

Damit demaskirte er sich, und trat ganz nahe gegen sie.

Franziska, ob sie gleich mehr als ahnte, welche Züge hinter der Maske verborgen seien, stand doch überrascht, als sie das schöne Gesicht so nahe vor sich sah, dieses große blaue Auge voll Geist und Feuer, diesen edeln Mund, auf dem Scherz und Witz, diese klare, breite Stirne, auf welcher Kühnheit und Adel thronten.

Dem Corsar entging der Eindruck nicht, den er auf Franziska machte. Er wollte sich seines Sieges versichern. Er faßte sie aufs Neue an der Hand.

Franziska, sagte er mit einer Stimme, die zu bezaubern gewohnt war, Franziska, Ihre Seele ist zu groß, der Blick Ihres Geistes zu scharf, als daß ich Sie durch Schmeicheleien eher, als durch einfache Wahrheit mir geneigt zu machen hoffen könnte. Ich kenne Ihr innerstes Herz, Ihre geheimsten Gedanken und Gefühle, und diese,

Kenntniß iſt es, die mir den Muth und eine Art von Recht zu der Rolle gab, die ich jetzt ſpiele.

Und wer iſt der Mann, fiel Franziska ſtolz ein, der mein Innerſtes durchſchaut? Sie ſind keiner von den Bekannten meines Hauſes.

Wer ich bin? ſagte der Corſar. Setzt auch Franziska auf einen Namen ſo viel Werth, wie die gewöhnlichen Menſchen, die vor Allem nur wiſſen wollen, wie das heiße und woher es komme, was ihnen erſcheint, nicht zufrieden damit, daß es als ein Gutes und Freundliches erſcheint? Es war mein höchſtes Glück, als ich Dich ſah; ich fühlte, es war die Stunde, die über mein Leben entſchied, und ich fragte nicht, wie die göttliche Geſtalt heiße, die darüber entſchieden hatte; ich dachte nur daran, ein Prieſter an ihrem Altare ſein zu dürfen. Wie ein ſchrecklicher Zauber fiel es darauf auf meine Sinne; ich ſah Dein Bild lange nicht mehr, bis geſtern in der Kirche, wo es zu ſpät war; da erhellte Ein Strahl aus Deinen Augen die Nacht meiner Erinnerung, und das Götterbild ſtand friſch und leuchtend zwiſchen den Flammen meiner Leidenſchaft. Franziska, noch gebe ich nicht Alles verloren. Unſer Schickſal iſt das gleiche, Du haſt einen Gatten und ich eine Gattin, und doch ſind wir beide frei vor dem Gott der Liebe. Willſt du jetzt ſchon wiſſen, welcher mein Name iſt? Iſt es Dir nicht genug, daß ich Dich liebe, daß ich Dir Alles, Alles tauſendfach geben will, was Du bei jenem abgelebten Alten an äußerem Glanze findeſt, und daß ich Dir gebe, *was er* Dir nie geben kann, ein liebeheißes Herz?

Franziska hätte ſchon längſt der Scene ein Ende gemacht und wäre entflohen, hätte er ihre Hand nicht unentreißbar feſtgehalten. Was auch immer in ihrem Herzen für den nächtlichen Abenteurer ſprechen mochte, das Bewußtſein der Pflicht ſchlug mit marmorner, kalter Hand die aufglühenden Gefühle und Erinnerungen nieder, und jetzt, als der Sprechende in ſo leidenſchaftlichem, jede Zucht verletzenden Tone ſprach, und aus ſeinen Augen ein düſteres Feuer ging, jetzt erſchauerte ihre Weiblichkeit, und mit der Kraft, welche die Tugend der Schwächſten gibt, riß ſie ſich los, um ſich ſchnell zu entfernen.

Aber der Corſar erfaßte ihr Gewand und ſie mußte ſtehen, mit abgewandtem Geſichte.

Höre mich aus, Franziska, ſagte er wie im Tone der Verzweiflung, Du wirſt einſt Gott Rechenſchaft geben müſſen über dieſen Augenblick. Erſcheine ich Dir als ein Furchtbarer, Fliehenswerther, ſo wiſſe, ich bin, ich bin —

Er konnte die Worte nicht endigen oder ſie wurden überhört. Denn in demſelben Momente knallte ein Feuergewehr los, und eine Kugel pfiff durch die öde Kirche, die Leuchter mit den Wachskerzen in der Kammer des Todes ſtürzten zur Erde und verlöſchten, auf einmal war es tiefe Nacht. Man hörte noch einen ſchweren dumpfklirrenden Fall, und von langſamen Tritten hallte der gepflaſterte Boden der Kirche wieder. Dann war Grabesſtille.

Durch das Abenteuer des Kammerherrn war der Maskenball so gestört, daß er sich in Kurzem von selbst beschloß, indem von den Gästen die einen um die andern sich zur Ruhe begaben oder noch in der Nacht heimwärts fuhren. Wie natürlich, wurde viel und mancherlei in der Umgegend von der seltsamen Hochzeitsbegebenheit geredet.

Gerüchte, geflissentlich entstellt, oder, weil der wahre Hergang den Meisten ein unaufgelöstes Räthsel blieb, von der eigenen Phantasie der Einzelnen aufgeputzt und gefärbt, verbreiteten sich durch das Land, die um so eher Glauben fanden, je unwahrscheinlicher und übertriebener sie waren. Der Witz fand viel, der Aberglaube noch mehr Stoff darin.

Wer aber bei der ganzen Geschichte das betrübteste Gesicht, wenigstens nach innen, wenn gleich Anstands halber nicht nach außen, machte, das waren die zu früh lachenden Erben des Vicomtes. Denn der war wirklich und in der That zur Mitternachtsstunde des Maskenballs von den Todten auferstanden, und er war das leibhafte Gespenst gewesen, das den Kammerherrn in Leichentüchern verfolgt hatte. Seine Auferstehung ließ sich um so weniger bezweifeln, weil sie nicht blos eine vorübergehende, kurze Erscheinung war, sondern durch einen guten, noch mehrere Jahre dauernden Appetit des alten Herrn sich bekräftigte, und Niemand, der in dieser Zeit einen seiner Erben zu sehen oder zu sprechen Gelegenheit hatte, hat jemals den geringsten Zweifel gegen die Thatsache dieser Wiederbelebung gehabt.

Die darauf folgenden Vorgänge und Entwicklungen im Hause der Neuvermählten blieben, mancher edeldenkenden, wohlmeinenden Dame, die ſchon bei der Hochzeit ihre ſtillen und lauten Bemerkungen gemacht, zum großen Aerger, dem Publikum verborgen, aber vor dem treuen Auge der Freundſchaft enthüllte Franziska ihre Seele und ihren Kummer. Es war am zweiten Tage nach dem Maskenball, als Adelheid, die noch immer auf dem Krankenlager feſtgehalten wurde, den folgenden Brief von ihr erhielt.

Franziska von B. an Adelheid von S.

Ich ſtehe an einem Abgrund, und Du, Geliebte, fehlſt mir, kannſt mir nur von Ferne die Hand reichen. Alle Bande, die Gatten und Gattin an einander knüpfen, ſind zwiſchen mir und meinem Gemahl zerriſſen. Den Platz, den ihm die Pflicht in meinem Herzen eingeräumt, und wo ich für ihn die Blume ehelicher Zärtlichkeit ſeit Tagen mit meinen Thränen erzog, hat er ſelbſt mit rohem Fuße zertreten, und er iſt für immer daraus verbannt. Ich habe eine Nacht erlebt, deren Schrecken und Empörendes ich dem Papier nicht vertrauen mag. Aber ich danke meinem Gott, daß mein Bette rein blieb von der Berührung des Mörders, deſſen bluttriefende Hände ich ſpät, doch nicht zu ſpät, erkannte. Der Elende wagte es, mich mit den niedrigſten Vorwürfen, mit dem gröbſten Argwohn zu beleidigen. Er

zeigte eine Seele, die der geringſten Magd nicht werth iſt. Und ich habe noch den ſchweren Kampf, vor meinem Vater Alles zu verbergen, um keine Minute früher, als unausweichlich noth iſt, ſeine Ruhe zu trüben.

Komm, o komm, und wenn Du nur halb geneſen biſt; ich warte dießmal Deiner, wie, wer im Todeskampfe liegt, des ſtärkenden Friedensengels nur warten kann.

Deine

Franziska.

Um das Verſtändniß des eben mitgetheilten Briefes zu erleichtern, muß Einiges nachgeholt werden.

Der Kammerherr hatte den ganzen Ballabend über ein wachſames Auge auf die ungeladene Maske im rothen Mantel gehabt. Keine Bewegung derſelben entging ihm, und vor, bei und nach dem Tanze derſelben mit Franziska hatte er jede Miene, jeden Schritt verfolgt.

Nicht ſobald hatte er bemerkt, daß der Corſar aus dem Saale, den ſeine Gemahlin kaum zuvor verlaſſen, ſich entfernte, als er ſich mit dem Hausmeiſter verſtändigte, und ſchnell zwei geladene Piſtolen zu ſich ſteckte und ihm nachſchlich.

Sei es im dunklen Gefühle des eigenen Unwerths und im Bewußtſein, daß er vor Vielen das Schickſal verdiene, das Tauſende von Männern theilen; ſei es, daß er überhaupt argwöhniſch und mißtrauiſch war,

wie alle ſchwachen Seelen — genug, ſein Verdacht wuchs gegen den Fremden und zugleich gegen Franziska, die er in ſeiner furchtſamen Einbildung ſchon in ein unerlaubtes Verhältniß zu einander ſetzte.

Seelen, wie die des Kammerherrn, haben keine geiſtigen Fühlhörner für eine reine Tugend, ſo wenig als für eine wahre Schönheit.

Der Anblick, der ſich ihm darbot, als er der Spur des rothen Mantels bis zur Kirche gefolgt war, machte ihn am Eingang erſtarren. Er konnte nicht vom Platze. Das Einzige, was er vorzunehmen vermochte, war, daß er flüchtig zweien Dienern, die ihm gefolgt waren, zuwinkte, die äußern Eingänge der Kirche ſchnell und ſtill zu beſetzen. Aber die Wuth ſiegte bald über den Schrecken. Er ſelbſt barg ſich im Schattendunkel der Seitenthüre, die das Schloß mit der Kirche verband.

Hier ſtand er, in eine Ecke gedrückt, wie eine Katze, welche die Gelegenheit ablauert, um auf ihre Beute hervorzuſpringen.

Ungeachtet die Stille des Ortes das Gehör begünſtigte, ſo war ſein Standpunkt doch zu weit entfernt, als daß er die ganze Unterredung zwiſchen dem Rothmantel und Franziska hätte deutlich verſtehen können; nur einzelne Worte faßte er auf; und, wie es Lauſchern zu gehen pflegt, auch dieſe ſo unglücklich, daß jedes die Funken des Argwohns, die er im Buſen mitgebracht, zur Flamme zu fachen geeignet war.

Dazu kam, daß er die Stellung der Beiden, die bei dieſem nach ſeiner Ueberzeugung verabredeten Rendezvous

betheiligt waren, zwar ziemlich beleuchtet ſah, aber Franziska's Geſicht nicht, weil dieſe von dem Scheine der Kerzen in der Gruft abgewandt ſtand, während der Rothmantel das ſeinige dem Lichte gerade zukehrte, und das ganze aufgeregte Spiel ſeiner Muskeln dem Beobachter ſichtbar machte.

Je leidenſchaftlicher die Bewegungen und Geberden des Rothmantels, durch das Helldunkel vergrößert, in den Augen des Kammerherrn erſchienen; je feuriger und drängender der Ton ſeiner Stimme ihm ins Ohr klang, deſto mehr beſtärkte es ihn in ſeiner Anſicht. Zu feig, um vorzutreten und mit Einem Male der Scene ein Ende zu machen; zu eiferſüchtig, um, wie es ſonſt nicht ſelten Leute von Welt thun, ſeine Gemahlin ſich ſelbſt und ihrem eigenen Schutze zu überlaſſen; war er wie feſtgebannt, und wollte lieber einen Auftritt bis ans Ende ſehen, der, wie er glaubte, die Darſtellung ſeiner eigenen Schmach war.

Als aber die Scene ihren höchſten Punkt ihm zu erreichen ſchien, als der Rothmantel mit ausgeſtreckten Armen Franziska faſſen wollte, (denn vor ſeinen durch das ſchwache Licht der Kerzen und die Blendlaterne der Eiferſucht irre geleiteten Augen ſchwamm Alles in unbeſtimmten Umriſſen, und der Fluchtverſuch Franziska's und das Anfaſſen ihres Kleides von Seiten der Maske erſchien ihm, als ſänken zwei Liebende ſich einander in die Arme); da ſchoß ein wüthend heißer Blutſtrom ihm an's Herz, und vom Herzen in den Arm und in die Hand, und gab dem Finger einen Druck, die Piſtole

knallte aufblitzend, ein gellender Schrei riß ſich los, und ein Rauchgewölke wälzte ſich langſam an der Decke der Kirche hin.

Nach dem Schuſſe war er in die Mitte der Kirche vorgeſtürzt, und hatte ſeinen Dienern gerufen. Aber die plötzlich eingetretene Finſterniß, welche das Umſtürzen der Kerzen in der Gruft, die wahrſcheinlich die Kugel geſtreift hatte, verurſachte, ließ ihn nichts recht deutlich wahrnehmen, zumal da im erſten Augenblicke der Mond ſich erſt hinter einer verſchleiernden Wolke hervorarbeitete, und auch dieſe Beleuchtung der Kirche entging. Als die Fenſter aber wieder etwas mondhell wurden, und er ſich nach den Gegenſtänden ſeiner Rachelust umſehen wollte; da erhob ſich aus einem der Särge in der Familiengruft langſam eine Todtengeſtalt, im weißen Leichenkleide, ſtieg heraus und wandelte auf ihn zu.

Mit dem Entſetzen des Wahnſinns floh er aus der Kirche, während er hinter ſich die Geiſtertöne des nachrufenden Grabesſohnes und ſeine hohlen Tritte hörte.

Erſt im Schloſſe klärte ſich die Sache auf, als der todte Vicomte wirklich und leibhaftig ſich den Bewohnern darſtellte. Er war, wie ſich nun zeigte, im Starrkrampfe beigeſetzt worden, und der plötzliche Knall des Piſtols, der in der dumpfen Luft der Kirche noch mächtiger erſcholl, hatte ſeinen gelähmten Organismus in erneute Schwingung gebracht, und die unterbrochene Lebensthätigkeit wieder geweckt.

Franziska war im Schrecken des Augenblicks, in der Verwirrung der Finſterniß an ihrem Gemahl vor-

über, den ſie ſo wenig erkennen konnte, als er ſie, durch die Seitenthür in das Schloß zurückgeflohen. Feſt entſchloſſen, den Auftritt der Geſellſchaft geheim zu halten, hatte ſie mit weiblicher Gemüthsſtärke ſich ſchnell und gewaltſam Faſſung auf die blaſſen Wangen heraufgeheuchelt, und eben war ſie in eines der Erfriſchungszimmer getreten, um ſich unter die Gäſte zu miſchen, als ein plötzliches Getöſe im Saale und die durch den Aufruhr hindurchſchallende angſtvolle Stimme ihres Gemahls ſie auf's Neue außer Faſſung brachte. Es war zu viel, ſie konnte ſich nicht mehr halten und zog ſich auf ihre Gemächer zurück.

Die Gäſte waren in ihren Wagen fortgerollt, oder zur Ruhe gegangen, das Geräuſch im Schloſſe war verſtummt, nur hie und da ſchallte noch ein ſchläfriger Tritt eines Dieners oder einer Magd durch die Gänge, die das Silber und Porzellan, im Aufräumen ermüdet, an einander klapperten, und mit dem Klirren der in der Schlaftrunkenheit entfallenen, zerbrechenden Gläſer gleichſam die Feſtlichkeit zu Grabe läuteten. Da erwachte Franziska aus einem ſchweren, bewußtloſen Schlaf, der ſie, wie ſie in ihr Gemach getreten war, ſo überwältigt hatte, daß ſie angekleidet auf das Bett hingeſunken war.

Sie richtete ſich auf ihrem Bette auf, ſchlug das goldene Haar, das ihr über die Stirne hinabgefallen war, zurück, uud ſtützte den Kopf auf die feine vielſagende Hand, die allein ſchon hinreichend geweſen wäre, ſie für den Kenner und aufmerkſamen Beobachter menſch-

licher Erſcheinungen aus der Klaſſe gewöhnlicher Geſtalten glänzend auszuſcheiden.

Sie ſuchte ihre Gedanken zu ordnen, und zweifelte doch immer wieder an ihrem Bewußtſein.

Warum ſollte es nicht, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, ein bloßer, wilder Traum geweſen ſein, was mir jetzt, mich verwirrend und beängſtend, vor der Seele ſteht? Mein Geiſt iſt ohnehin von den Geſchichten der letzten Tage ſo niedergedrückt, daß es zu verwundern wäre, wenn er nicht von den hüpfenden Spuckbildern des Traumes getäuſcht und bewältigt werden ſollte.

Sie trat an das Fenſter und öffnete es. Ein kühler Morgenwind ſtrömte herein ihrem glühenden Geſicht und Buſen entgegen, und erfriſchte alle ihre Sinne. Plötzlich fuhr ſie erſchrocken zurück.

Und wenn es kein Traum wäre? fuhr ſie, die Hand an der Stirne, mit ſich ſelber redend fort. Wenn es Wirklichkeit wäre, was mir mein Blut ſo unruhig fieberiſch durch die Adern rollt? Dort liegt die Kirche, dort iſt die Gruft. Kein Schimmer eines Lichtes erhellt die hohen Fenſter, und doch müßten die Kerzen an dem Sarge brennen, wenn nicht etwas, etwas von der ſeltſamen Geſchichte dazwiſchen gekommen wäre, die immer deutlicher vor meiner Erinnerung auftaucht. Seltſam, ſeltſam! und in jedem Falle ſchrecklich! Sein Bild, ſein Angeſicht habe ich geſehen mit jedem Zuge, jedem Hauche des Lebens — ſo deutlich, feſt und feurig vor mir, daß, wenn es Täuſchung war, die Wahrheit nicht wahrer ſein kann. —

Nein, nein, es iſt ein eitler Troſt, ſagte ſie nach einer Pauſe wieder, du beredeſt mich nicht, thörichtes Herz. Iſt etwa meine Lage weniger gefährlich für meine Ruhe, wenn es keine Wirklichkeit, ſondern ein Traum war, wenn jene lockende Geſtalt nicht lebendig gegenwärtig war, ſondern nur vom Spiegel meiner Einbildungskraft meiner unbewachten Seele vorgezaubert wurde? Nein, nein, der Traum auch holt nichts von außen, was nicht ſchon zuvor in der Seele lag. O Gott, gütiger Gott! Muß ich aufs Neue den Kampf kämpfen? —

Sie ſchloß das Fenſter, und ein heißer Strom aus ihren ſchönen Augen floß in ihren Schooß nieder. Nach einer Weile hörte ſie leiſe Tritte gegen ihr Gemach kommen. Es pochte an ihre Thüre, und herein trat ihr Gemahl.

Eine finſtere Wolke lagerte auf ſeiner Stirne. Als er Franziska in Thränen ſah, wuchs dieſe Wolke zum drohenden Gewitter.

Madame befinden ſich noch auf, und in Thränen? das war der erſte Blitz, mit dem ſich das Wetter entlud. Schnell folgte Vorwurf auf Vorwuef; ein Wuthwort auf das andere. Alle Bosheit des Mißgeſtalteten raste ſich gegen ſeine Gemahlin aus, und jedes grollende Wort des Eiferſüchtigen half die Wirklichkeit der Scene mit dem Rothmantel, wiewohl in den unnatürlichſten Farben, vor Franziska entrollen.

Ein Auftritt erfolgte, über den wir einen Schleier ziehen. Er war von der Art, daß er in Franziska's Be-

wußtſein das Letzte auslöſchte, wodurch ſie ſich ihrem Gemahl verbunden geglaubt.

Es gibt fromme, huldende weibliche Seelen, die, den alten Märtyrern gleich, Alles ertragen, auch das Erniedrigendſte und Empörendſte, und ſtill und demüthig die Pflichten eines Vertrages fortſetzen, der doch auf gleichen, wechſelſeitigen Bedingungen beruht, und, wie ihn ein Theil bricht, keine bindende Giltigkeit für den andern mehr haben kann. Aber zu dieſen demüthigen Seelen gehörte Franziska nicht; für einen ſo ſtolzen, edeln Geiſt, wie der ihrige, gibt es eine Gränze des Ertragens, und dieſe war überſchritten. Nur ihre verbündete geiſtige und phyſiſche Ueberlegenheit ſchützte ſie vor Schmach.

Noch in dieſer Nacht ſchrieb ſie den mitgetheilten Brief an ihre Freundin Adelheid, die ſchon am andern Abende bei ihr eintraf, und einen treuen Buſen ihrem Kummer lieh.

Von dem Corſaren war jede Spur verloren.

Was frageſt Du, woher ich ſtamme,
Und wie das heiße, was Dich liebt?
Genügt Dir nicht die ſchöne Flamme,
Die frei Dir ihren Weihrauch gibt?
Süß athmet die Viole nur, bewacht
Vom Augenlied der Nacht,
Am Tage iſt des Duftes Reiz dahin:
O frage nicht, woher und wer ich bin.

Die Liebe lebt von Küſſen, Scherzen,
Von ſüßem Leid und Thränenglück.
Sagt nicht dem liebekund'gen Herzen,
Als alle Namen mehr, ein Blick?
Es tauchet in des Auges Bronnen ſtumm
Und flieht zum Heiligthum
Der Seele, die ſie liebt, die Seele hin:
O frage nicht, woher und wer ich bin.

Siehſt Du den Falter dort ſich wiegen,
Das frohe Kind des Augenblicks?
Von Blume fort zu Blume fliegen,
Genießend hundertfachen Glücks?
So iſt die Schönheit mir ein Roſenſtrauch,
Roſen ſind Küſſe auch,
Nach ſolchem Honig zieht's mich Falter hin:
O frage nicht, woher und wer ich bin.

Dein Mund iſt meine Ruheſtelle,
Dein Buſen meiner Irrfahrt Bucht,
Dein Aug' die tiefe blaue Quelle
Der Treue, die ich lang geſucht.
O laß mich raſten, trinken, ſchweben hier
In dieſem Luſtrevier,
Bis todesmüd die Schwingen ſinken hin,
Und frage nicht, woher und wer ich bin.

Dieſes Lied hielt Franziska in der Hand, als ſie bei offenem Fenſter mit ihrer Freundin allein in ihrem Zimmer ſaß. Sie hatte es eines Abends auf ihrem Nachttiſche gefunden. Wie es dahin kam, wußte ſie

nicht; ihre Zofe wußte nichts zu ſagen. Aber woher es kam, das ſagte das Lied ſelbſt.

Nach dem Auftritte, der in der Ballnacht zwiſchen ihr und ihrem Gemahl ſtattgefunden, hatte ſie keine Urſache zu haben geglaubt, ihre Abreiſe zu beſchleunigen, ſo ſehr auch der Kammerherr bei dem Vater Franziska's — bei ihr wagte er in dieſen Tagen weder zu befehlen noch zu bitten — darauf drang, daß ſie ihm auf's Schnellſte nach ſeinen entlegeneren Gütern folgen ſolle. Sie verſchob die Abreiſe von Tag zu Tag weiter hinaus.

Wer ein weibliches Herz kennt, der mag entſcheiden, ob dieſer Zögerung blos die Abneigung gegen den Kammerherrn und die Furcht vor ſeiner Rohheit zu Grunde lag, oder ob vielleicht auch ein Intereſſe anderer Art einigen Antheil daran hatte.

Sie hatte ihrer Freundin Alles mitgetheilt, was eine Beziehung auf ſie und den Unbekannten hatte, der ihr ſchon zu wiederholten Malen auf ſo ſonderbare, Intereſſe erweckende Weiſe erſchienen war. Sie hatte ihr Nichts verſchwiegen, gar Nichts, nicht Einen Punkt in ihrer Seele. Edle Gemüther ſind wahr in der Freundſchaft, ohne Rückhalt, ohne Verhüllung. Wo die Freundſchaft einen Rückhalt hat oder haben zu müſſen glaubt, da iſt nicht ihre ächte Blüthe und Verklärung; nur kluge Freunde bergen ſich etwas, nicht großherzige.

Der intereſſante Fremde war in dieſen Tagen der oft wiederkehrende Gegenſtand ihres Geſpräches, und ſeit das Blatt mit den Verſen in Franziska's Händen war, noch weit mehr, als zuvor. Denn es konnte kein Zwei-

fel ſein, daß ſie von Niemand anderem kamen, als von ihm, da ſie ſich zu deutlich auf die Unterredung in der Kirche bezogen.

Franziska war durch das Blatt um ſo mehr erfreut, als ſie nun durch ein ſichtbares Pfand die Gewißheit hatte, daß er durch den Mordanfall wenigſtens nicht gefährlich verletzt worden. Uebrigens war daſſelbe Blatt und die Art ſeiner Ueberlieferung zugleich eine Andeutung, daß er noch in der Nähe ſein mußte. Franziska empfand bei dieſer Wahrnehmung ein gemiſchtes Gefühl; ob mehr Beſorgniß vor einem neuen Zuſammentreffen mit ihm, oder ein geheimes Wünſchen danach, und ein inneres Entzücken über die Nähe deſſelben, wer möchte das beſſer entſcheiden, als die, welche ſchon in ähnlichen Fällen ſich befanden?

Spät trennten ſich die Freundinnen: Adelheid ſah in Franziska's Herz hinein, wie in ihr eigenes: ſo offen hatte dieſe es ihr dargelegt. Noch fühlte Franziska keinen Schlaf, als die Freundin ihr gute Nacht wünſcht. Es war eine ſchöne Nacht. Erfriſchend und reizend zugleich zog ihr Hauch durch Franziska's Fenſter herein, die nach dem Garten zu gingen, und lud von ſelbſt in ihren reizenden Palaſt ein, den ſie aus Himmelblau und funkelnden Sternen und grünem Wald ſich erbaut hatte.

Der Tag war ungewöhnlich heiß geweſen, und Franziska war keinen Augenblick in's Freie gekommen. Im Schloſſe ſchlief ſchon Alles. Sie ſtand einen Augenblick im Zweifel, ob ſie allein in den Garten hinabgehen oder ihre Freundin Adelheid wecken ſolle, um die ſchöne

Nacht mit ihr zu genießen. Sie entschied sich für das Letztere, und ging nach dem hart an das ihre stoßenden Zimmer ihrer Freundin. Auch diese war noch wach, sie hatte eben an ihren Verlobten geschrieben, und war gerade mit dem Durchlesen des Briefes beschäftigt. Mit Freuden willigte sie ein, wenn die Freundin sich noch gedulden wolle, bis sie mit Versiegeln und Ankleiden fertig wäre. Aber Franziska drängte es, ihre Brust ging in heißen Wogen, und sie sehnte sich nach der kühlen Frische draußen. Sie sagte, sie wolle vorausgehen, Adelheid möge bald folgen.

Der Garten stieß unmittelbar an ein Gehölz; denn das Schloß war ringsum von weiten Waldstrecken umgeben. Der funkelnde Thau in den grünen Tannenhallen, die das Licht der Sterne tranken, und die weit über die anderen Bäume und Gebüsche des Gartens hereinragten, erfüllten mit einem romantischen Schauer, und die Stimmung Franziska's wurde dadurch noch mehr gehoben, während sie mit raschen Schritten durch die Gänge ging, und die Nachtluft trank und am Spiele der glänzenden Johanniswürmchen sich ergötzte, die um sie und neben ihr flogen und gaukelten. Wie dieses äußere Spiel, so war das Spiel der Gefühle und Gedanken in der Brust Franziska's. Leuchtende Bilder flatterten in ihr auf und ab, aber sie scheute sich, sie festzuhalten und in der Nähe zu betrachten, weil sie fürchtete, sie möchten den Leuchtwürmchen gleichen, deren Glanz auf der Hand ermattet und zu einem trüben Gelb zusammenschrumpft.

Sie ſah von Zeit zu Zeit nach dem Fenſter ihrer Freundin. Das Licht brannte noch immer, ſie ſchien noch beſchäftigt, und ihrem Verſprechen, bald nachzukommen, nicht entſprechen zu wollen. Franziska verlor ſich indeſſen, ihren Gedanken nachhängend, bis ans Ende des Gartens, wo derſelbe durch ein künſtliches, ſchön abgetheiltes Gehölz, das, von Ferne betrachtet, ſich zu einer grünen Pagode formirte, den Uebergang zum Walde machte und unmittelbar in ihn auslief.

Als ſie das Gehölz kaum betreten, und durch einige Irrgänge nach dem Mittelpunkte deſſelben ſich gewandt hatte, war es ihr, als bewege ſich aus dem Dunkel hervor eine Geſtalt ihr entgegen. Sie ſtand, und ehe ſie einen Enſchluß faſſen konnte, ſah ſie den Unbekannten auf einem Knie vor ſich.

Sie hier? rief Franziska aus, und trat kaum einen halben Schritt zurück.

Erſchrecken Sie nicht, ſchöne Frau, ſagte er, ihre Hand faſſend. Ich habe dieſe Gegend von jenem Augenblick an nicht verlaſſen. Ich bin als Ihr Wächter und Schutzgeiſt Ihnen immerdar nahe geweſen, und in jener Schreckensſtunde auf Ihrem Zimmer, als ein Wurm einem Engel den Degen auf die Bruſt ſetzte, war ich nicht ferne, für den Fall, daß meine Hilfe nöthig geweſen wäre. Ich weiß Alles, Franziska; Sie ſind jetzt frei vor Gott und allen Vernünftigen. Franziska, jetzt gehören Sie mir an. Ich habe mich überzeugt, daß hier Etwas ſchlägt, (er drückte die Hand auf ihr Herz,) das Sie Niemanden, als mir zuſpricht. Ich bin gekommen,

Sie zu retten, aus verhaßten, Ihrer unwürdigen Banden, und Sie einem schöneren Leben der Liebe zuzuführen. Franziska, fliehen Sie mit mir, heute noch, diesen Augenblick; es ist Alles bereit.

Wagen Sie in der That, mein Herr, sagte Franziska stolz, mir einen Vorschlag zu machen, der meinen Ruf, meine Ehre in den Augen der Welt für immer zerstören müßte, und den ich schon deßwegen mit Abscheu zurückweisen müßte, selbst im Falle, daß Sie Etwas mit einigem Grunde voraussetzen dürften, zu dessen Voraussetzung ich übrigens Sie durch nichts berechtigt zu haben mir bewußt bin.

Franziska, sagte der Unbekannte mit Leidenschaft, die Nacht eilt. An einem andern Orte werde ich Rede stehen, so lange Sie wünschen. — Ich habe geschworen, Sie zu besitzen. Seit drei Tagen wartete ich einer günstigen Gelegenheit, wie die jetzige; hätte ich Sie nicht durch den Garten kommen sehen, so war ich entschlossen, heimlich in Ihre Gemächer zu dringen, um Sie von der Nothwendigkeit der Flucht zu überzeugen. Franziska, bald tagt es, die Stunde drängt; kommen Sie, fliehen Sie mit mir!

Sonderbarer, gewaltsamer Mensch, sagte Franziska, was hängen Sie sich an mich und reißen mit blutigen Hacken an diesem Herzen? Lassen Sie mich, fliehen Sie! Ich will Sie nie wiedersehen.

Nein, nein, so entkommst Du mir nicht, Franziska. Ich weiß, Du fühlest für mich; soll ich Dich in der Gewalt eines Elenden lassen, der seinen Anspruch an Dich

mit Füßen trat? Werde mir, werde Tauſenden eine Göttin! Franziska, fliehe mit mir!

Alle Glut eines von der mächtigſten Leidenſchaft bewegten Herzens lag in dieſen Worten. Er ſtürzte nieder vor ihr, und faßte ihre Hände beide, und beſchwor ſie. Aber Franziska ſtand unbewegt, ſo ſchien es, und kalt inmitten dieſer Flammen.

Hebe Dich von mir, Verſucher, auf ewig! Adelheid! Adelheid! rief ſie durch den Garten hin, und wollte ſich zum Rückweg wenden.

Da warf der Unbekannte ſich auf ſie, ſchlug beide Arme um ſie, und drückte ſie an ſich, wie ein Raſender.

Noch einmal, Franziska, bei Allem, was heilig iſt, ich kann Dich nicht laſſen; fliehe mit mir!

Aber Franziska ſuchte ihn von ſich zu wehren.

Ich habe Ihnen meinen Willen kund gethan, ſagte ſie kalt. Sind Sie ein Cavalier? handeln Sie, wie ein Cavalier?

Bei Gott! rief der Unbekannte, ich habe Alles verſucht. Du zwingſt mich, Dich zu Deinem und meinem Beſten zu zwingen. Wer eine ſeltene Blume hat, die er in dem Boden, wo ſie ſteht, ſchnell verwelken ſieht, der iſt ein Thor, wenn er ſie nicht in beſſeres Land verſetzt; und wer ein goldenes Vöglein im ungeſunden Käfig ſieht, wo es verderben muß, und es blos deßwegen, weil es aus augenblicklichem, launiſchem Eigenſinn darin bleiben will, nicht mit Gewalt herausnimmt, der hätte keinen Verſtand, ſchöne Frau; und Beides wäre mein Fall, wenn ich jetzt Ihrem, nicht meinem Willen folgte.

Er hob die hohe Geſtalt mit Heldenkraft an ſich hinauf, und trug die Hilferufende ſchwebend mit ſtarken Armen, eine beneidenswerthe Beute, nach dem Walde. Eine Welt hätte ſie ihm in dieſem Augenblicke nicht abgerungen, außer mit ſeinem Leben; denn ſo ſchön und reizend war ſie ihm nie erſchienen, als jetzt, wo er den holden Leib, mit all ſeiner Fülle und Zartheit, in ſeinen Armen wog. Ihr Haupt ruhte an ſeiner Bruſt, ihre Augen, in deren feuchtem Blau Zorn und Liebe, Scham und Bewunderung der Keckheit ihres Entführers ſtritten, waren gegen die ſeinigen gerichtet, und der ſüße Hauch des Mundes, als er ihn mit heißen Küſſen zu ſchließen verſuchte, berauſchte ihn ganz.

Im Walde, hart an der Straße, erwartete ſie eine Kutſche, die von mehreren Berittenen umringt war. Der Unbekannte hob Franziska, die ſich vergebens ſträubte, ſo ſanft er konnte, hinein, ſchwang ſich an ihre Seite, der Schlag ſchlug zu, und ſie rollten pfeilſchnell durch den Wald hin.

Franziska's Hilferuf mußte von Adelheid gehört worden ſein; denn ſie waren noch nicht zehn Minuten gefahren, als der ganze Garten von hin und her irrenden Fackeln erhellt, und das Geräuſch vieler Stimmen, die einander anriefen und antworteten, vernommen wurde. Aber zu Franziska konnte kein Schein und kein Laut dringen. Denn die Kutſche war dicht verſchloſſen.

Franziska ſchien die Hoffnung, durch Rufen die Ihrigen herbeizuziehen, aufgegeben zu haben; denn die Bewaffneten, die den Wagen umgaben, hörten nur gedämpfte

Laute noch aus demſelben; wie wenn Liebe und Zorn, Vorwurf und Entſchuldigung wechſeln. Nacht verhüllte mit undurchdringlichem Schleier vor neugierigen und zudringlichen Augen die, welche darinnen waren.

Nach mehreren Stunden hielt die Kutſche, der Schlag öffnete ſich, und Franziska's Entführer bat dieſe, mit aller Artigkeit des feinſten Cavaliers, hier eine Stunde zu ruhen und Erfriſchungen zu ſich zu nehmen. Er ſchwang ſich darauf leicht und zierlich aus dem Wagen, reichte Franziska den Arm, und hob ſie heraus. Sie ließ es ſchweigend geſchehen, indem ſie während des Ausſteigens ſchnell einen Schleier über ihr Geſicht fallen ließ, den ſie bei ihrem nächtlichen Spaziergang um Hals und Buſen geſchlungen hatte. Diejenigen, die ihr nahe ſtanden, und während des Ausſteigens einen flüchtigen Blick auf ihr Geſicht werfen konnten, glaubten zu bemerken, daß ſie ſehr blaß und ängſtlich ausſah.

Der Ort, wo man hielt, war ein kleines Jägerhäuschen, wie es Franziska ſchien, mitten in einer unüberſehlichen Waldung gelegen. Sie hatte ſchon während des Fahrens zu bemerken geglaubt, daß ſie nicht auf der Heerſtraße fuhren, ſondern auf ganz ungewöhnlichen Wegen; denn der Wagen fuhr ſo ſanft und weich dahin, daß es nicht möglich war, daß er auf einer harten, beſchlagenen Chauſſee ging, und ſie hatte ſich längſt überzeugt, daß ſie ſich meiſtens über Raſen und wieſige, wenig befahrene Waldſtraßen, wie ſie in den hochadeligen Forſten für den beſondern, ausſchließenden Gebrauch der Beſitzer angelegt waren, hinbewegten. Die Gegend,

in welcher ſich Franziska nun beim Ausſteigen ſah, war, ihr völlig unbekannt. Dem langen und ſchnellen Fahren nach zu ſchließen, befand ſie ſich bereits viele Stunden weit von ihrer Heimath, und der bedeutend mildere Anſtrich der Landſchaft, die geregelte Waldpflanzung und der üppige Trieb des Bodens beſtätigten ihr, daß ſie ſich bereits in einem von dem Sande ihres Geburtsortes ganz verſchiedenen Revier befand.

Sie waren noch nicht lange wieder eingeſtiegen, und der Wagen rollte flugſchnell eine große Allee hinunter, als ſchon wieder Halt gemacht wurde. Der Schlag öffnete ſich, der Unbekannte fuhr im Zorne von ſeinem Sitze auf: „Was ſchon wieder?“ Aber ein Blick, den er zum Schlage hinauswarf, beſänftigte ihn. Ein neuer Reiter war zu den übrigen geſtoßen, und verlangte dem Unbekannten eine wichtige Nachricht mittheilen zu dürfen. Dieſer beugte ſich weit zum Schlage heraus, und ſie flüſterten leiſe mit einander, ſo daß Franziska kein Wort verſtand, als das laute ihres Nebenſitzers: „Hier habe ich, was mehr werth iſt, als ein Fürſtenthum; das muß zuvor in Sicherheit gebracht werden, wenn ich es nicht für immer verlieren ſoll.“

Der Erſtere, von dem Franziska übrigens nichts ſah, als einen Reiherbuſch, der im Morgenwind flatterte, entgegnete wieder, aber noch leiſer, als zuvor. Der Unbekannte ſchüttelte unwillig mit dem Kopfe, beſann ſich dann einige Augenblicke und ſagte dann ſtrenge, halblaut: „So ſei's denn; in einer Stunde erwarte mich mit zwei Pferden in .....“

Den Ort verstand Franziska nicht, aber alles Uebrige. Sie merkte deutlich, daß ihr bisheriger Begleiter sie verlassen wolle, was ihr in dem Fall unangenehm war, weil sie fürchten mußte, entweder der Macht roher Bewaffneter von nun an allein überlassen zu werden, oder einen andern Gesellschafter in dem Wagen zu erhalten.

Ihr bisheriger Gesellschafter saß nach der gehabten Unterredung einige Zeit in Nachdenken versunken, wie wenn er einen Plan zu einem gewagten Unternehmen überlegte. Die hohe Stirne runzelte sich, das Feuer in seinen Augen sprühte mächtiger, und die Lippe, die feine, scherzgewohnte, warf sich auf in trotzigem Uebermuth. Franziska verwandte kein Auge von ihm, wenn sie es gleich nur verstohlen that. Hochherzige, weibliche Naturen lieben nichts so sehr in der männlichen Physiognomie, als den Ausdruck der Kraft und der Kühnheit, und das ist der Magnet, der manchen Männern die Herzen fast zufliegen macht.

Der Wagen fuhr eben auf einen freien Platz zu. Franziska's Gesellschafter arbeitete noch immer heftig in seinen Gedanken, als der Schlag schon wieder aufging, und der Reiherbusch sich abermals zeigte.

Ist es schon Zeit? herrschte der Unbekannte diesem zu. Das ist ein Treiben, als ob Erde und Himmel einbrechen wollten.

Ich thue meine Pflicht, gnädiger Herr, sagte der mit dem Reiherbusche.

Ist Alles, wie ich befahl, bereit?

Dort ſtehen die Pferde, zwei Stunden von hier treffen wir friſche, gnädiger Herr.

Gut! ſagte der Unbekannte, und wandte ſich zärtlich zu Franziska.

Die Pflicht, eine eiſerne Nothwendigkeit, ſprach er, treibt mich auf eine kurze Zeit von Ihrer Seite. Vertrauen Sie mir. Sie werden indeſſen durch einen meiner Freunde geſchützt werden, und bald an Ort und Stelle kommen, wo Sie Alles finden werden, was Sie nur wünſchen mögen. Wir werden uns bald wieder ſehen, und dann will ich Ihnen von Allem Rechenſchaft geben.

Er ergriff, ehe ſie ſie ihm entziehen konnte, ihre Hand, und drückte einen Kuß darauf, dann verbeugte er ſich, und ſprang zum Schlage hinaus, und mit Einem Satz auf den Rappen, der ſeiner wartete.

Du geleiteſt die Dame nach dem Schloſſe, und ſtehſt dafür, daß ich ſie zufrieden wiederfinde, hörte ihn Franziska zu einem Dritten ſagen, und gleich darauf ritt er an den noch offenen Schlag, indem er einen jungen Mann von cavaliermäßigem Anſehen an der Hand führte.

Sie erlauben, Madame, bat er, daß mein Freund ſtatt meiner, Ihnen Geſellſchaft leiſte. Auf Wiederſehen, Madame!

Damit ſprengte er in einer andern Richtung davon, und der Wagen rollte auf der Straße fort.

Während der Herzog noch immer, ſeinem Privatvergnügen nach, das Land durchzog, hatte die Wirthſchaft

ſeines Miniſters Montmartin das Herzogthum an den Rand des Abgrundes gebracht.

Er war nicht im Lande geboren, nicht einmal ſeinem Fürſten, der ihn erhoben, mit Neigung zugethan. So war ihm das Wohl des Regenten, ſowie des Volkes, vollkommen gleichgiltig; und, jederzeit entſchloſſen, bei dem geringſten Gefahr drohenden Vorfalle ſich und ſeine erpreßten Schätze in's Ausland zu flüchten, wurde er an Beiden zum ehrloſen Verräther. Darum ging er auch nicht ſachte und behutſam zu Werke, ſondern eben, weil das Gebäude, das ihm jetzt Obdach und Bereicherung gewährte, nicht ſeine Heimath und er nicht geſonnen war, für immer darin zu wohnen, riß er mit jedem Tage neue Steine, die ſeiner Habſucht im Wege ſtanden, gewaltſam aus demſelben, unbekümmert um ſeinen Einſturz, da es ja nicht über ihm, ſondern nur über dem Herzoge zuſammenſtürzen würde.

Das ganze Regiment dieſes Miniſters war nichts, als eine Räuberei der niedrigſten Art, die zuletzt das treueſte, geduldigſte Volk zur Verzweiflung brachte.

An mehreren Orten kam es zu offener Widerſetzlichkeit, und an einem brach der Aufſtand in vollen Flammen aus. In der Reſidenz herrſchte eine dumpfe Gährung. Aber der Miniſter pochte auf ſeine Tauſende von Söldnern und Kartätſchen; und das ſchreckende Erdröhnen der Pflaſterſteine und Fenſter in den Straßen, über welche bei nächtlicher Weile die ſchweren Geſchütze hinrollten nach den Orten der Unruhen hin, hielt die Bevölkerung der Hauptſtadt in dumpfer Angſt. Nur Abends verließen

ſie ihre Häuſer, trieben ſich durch einander auf den öffentlichen Plätzen, auf den Straßen und in den Wirthshäuſern, und reihten ſich da und dort um einen, der das Feuer zu dämpfen oder zu ſchüren ſuchte.

Die Macht der öffentlichen Preſſe begann eben damals ſich aus dem Nichts zu erheben, und im Gaſthauſe zum Reichsadler, wo der Herausgeber der freiſinnigſten Zeitſchrift jener Zeit ſich täglich aufhielt, verſammelten ſich die aufgeweckteſten Köpfe des Tages. Dort war auch jetzt die größte Aufregung ſichtbar, dorthin drängte ſich die Hauptmaſſe der Bürger.

Nein, rief einer, jetzt muß es losgehen, es wird zu toll.

Stille, Geduld, nichts in Uebereilung, verſetzte ein anderer, ein Apotheker; vorher müſſen wir wiſſen, wie es ſteht. Komm, wollen die Chronik dort fragen.

Damit arbeiteten ſich Beide durch die dichten Gäſte in der Wirthsſtube bis hinten vor den Tiſch, der auf einem Trippel ſtand, und an welchem zwei auffallende Phyſiognomien ſaßen.

Beide hatten nichts Aehnliches mit einander, als zwei Stücke, ein weinrothes Geſicht und den Ausdruck geſunden Witzes darin. Der Eine mochte ein Mann in den Dreißigen ſein, groß und ſtarkknochig, mit krauſen, ſchwarzen Haaren und buſchigen Brauen, unter denen ein geiſtflammendes, braunes Auge ſeine Feuer ſchoß. Weder die Blatternarben, noch die Stürme wilder Leidenſchaften, die in ſeinem Geſichte gewüthet, hatten den Stempel des edleren, des genialen Menſchen darin zu

verwüſten vermocht, und um die aufgeworfenen Lippen lag ein ſchmerzlicher Zug, wie ein bitterer, zurückgepreßter, lächelnder Hohn, wie man ihn im Geſichte mancher Patrioten in ſchlechter Zeit bemerken kann.

Der Andere war ein unterſetzter wohlbeleibter Mann, wohl noch einmal ſo alt, als ſein Genoſſe. Er trug einen ſchwarzen Tafftrock und die Tonſur, was ihm ein Ausſehen, wie das eines Geiſtlichen, gab, ſo ſehr auch ſein Benehmen einen ganz entgegengeſetzten Stand vorausſetzen ließ.

Seit Jahren waren dieſe Beiden die täglichen Gäſte im Reichsadler, und ſtets ſaßen ſie an demſelben Tiſch und jeder auf demſelben Stuhl an demſelben Platze. Nur einmal hatte ein Fremder, der nichts von dieſen Gäſten wußte, auf einem der Stühle Platz genommen. Der Tafftrock erſchien, und ſah ſeinen Stuhl beſetzt. Aber er ſaß nicht, obgleich ſeines Genoſſen Stuhl leer, und mehr als vierzig Stühle in der Stube waren. Er trank ſtehend, und ging. Nach einer Stunde kommt er wieder. Noch ſitzt der Fremde auf ſeinem Stuhl. Jetzt geht ihm die Geduld aus, er ſtoßt ſein mächtiges Rohr, größer als er, fürchterlich auf den Boden, daß der Fremde erſchrocken vom Sitz aufſpringt, murmelt: „Donnerwetter, Herr, das iſt mein Stuhl,“ und ſetzt ſich, freundlichſt verneigend, dann nieder.

Vor dieſem Paare hielt der Apotheker und ſein Begleiter, um zu fragen, wie es ſteht.

Wie es ſteht? fragt Ihr, närriſcher Apotheker, rief der Angeredete aus, und ſeine Augen funkelten feuriger

und seine Mundwinkel lachten spöttischer; wie es steht, wollt Ihr wissen? Ich sehe, Ihr begreift etwas schwer und langsam.

Er zog seine große, viereckige Dose, die wie ein Gesangbuch aussah mit schwarzer Decke und Goldschnitt, aus der Tasche.

Wie lange ist es, fuhr er lächelnd fort, daß Ihr keine Prise Schnupftabak mehr ohne innerlichen Aerger nehmet? Nicht wahr, seit man Euch den freien Handel damit verboten, und das Monopol an den Gil Blas, den Franzosen, verpachtet hat, um Ihr ein Schönes abgeben müsset, wenn Ihr die Töpfe in Eurem Laden nicht leer lassen, und Eure Kunden verlieren wollt, weil Ihr keine Prise Tabak im Hause habt. Schnupft herzhaft von meinem; der ist nicht von dem Franzosen; es ist ein Präsent von meinem Gönner und Herrn, dem Fürstbischoff von R. Jetzt schauet einmal dies Salzfaß an. Von wem bezieht Ihr Euer Salz, Herr Sadler?

Ich handle längst nicht mehr mit diesem Artikel, antwortete des Apothekers Gefährte verdrießlich.

Ja, ja, ich weiß schon, lachte der Sprecher, Ihr seid fromm und ein guter Christ; seit Aaron Levi und sein Bruder Elias das Land salzen, fehlt es Euch, weil Ihr nichts möget, was durch eines Juden Hand ging, versteht sich — nur Speisen und Gewürze. Denn mit Herrn Nathanael Silbermann, dem Münzjuden, der gegen einigen Kostenersatz dem Staate die Last des Geldmachens abgenommen hat, seid Ihr, wie ich glaube, gut Freund.

Der Unwille über die jüdiſchen Verwalter äußerte ſich hier in lauten Verwünſchungen unter der Geſellſchaft.

Ich muß geſtehen, fuhr der Sprecher ruhig fort, daß mir die neuen Münzen nicht ſo ganz verwerflich dünken. Ich trage an einem Gulden jetzt nicht halb ſo ſchwer als zuvor, und die Groſchen laufen mir viel runder, kleiner und dünner durch die Finger. Es iſt noch einmal ſo leicht Geld ausgeben.

Und was ſagt Ihr denn zu dem Neueſten? was glaubt Ihr denn, daß jetzt vorgeht, Herr Magiſter? riefen viele Stimmen.

Was jetzt vorgeht, fragt Ihr? wie es jetzt ſteht, fragt dieſer da ſchon lange? O es ſteht Alles gut, ſehr gut, Alles in guten Händen, wie ich Euch ja eben gezeigt; und vorgeht auch etwas. Ein neues Einmaleins wird eingeführt.

Wa — was? ein neues Einmaleins? riſſen die Leute verwundert das Maul auf.

Und warum denn nicht, ihr guten Leute? lachte der Sprecher. Seht, die Kirche iſt veraltet, die Landesrechte und Freiheiten ſind ein altes Papier, ſie ſind aus der Mode, und man hat ſie bei Seite geſetzt. Seht, ſo iſt es nun auch mit dem alten Einmaleins; es iſt ein alter Lappen und paßt nicht mehr für die neue Mode. Es hat lange genug geheißen: zwei mal zwei iſt vier; von jetzt an ſoll's heißen: zwei mal zwei iſt Null.

Das iſt erſt nichts Neues, fiel der Dicke im Tafftrock ein, indem er ſeine Weinflaſche, die er eben geleert,

auf den Tiſch ſtieß. Man hat ſich zu dieſem Einmaleins ſchon vorbereitet, ſeit man das Schenkmaß um einen Kopf kürzer machte, und ein Schoppen mit Hirſchhörnlein kaum über einen halben hält. Elende Zeiten!

Wir wollen uns zuſammenthun, wir wollen Ihnen den Daumen auf's Auge drücken, ſchrie ein Haupthahn aus der Geſellſchaft.

Der hat Recht, das wollen wir. Wir ſind Manns genug gegen dieſe Handvoll Tyrannei, gaben Andere als Echo zurück. Ja, ja, wir ſind Bürger; ein Hundsfott, wer ſein Recht nicht vertheidigt, ſchrie die Geſellſchaft durcheinander. Angeſtoßen, angeſtoßen! es lebe die Freiheit, nieder mit der Gewalt! ſchrie Einer, indem er auf einen Tiſch ſprang und hoch ſein Glas hinaus hielt.

Die Gläſer klirrten, die Freiheitsſchwüre ſchwirrten wie wilde Käuze durch den Saal —

Ein Gemurmel entſtand an der Thüre. Es waren neue Gäſte gekommen.

„Der Herzog iſt in der Stadt," flog das Gerede durch die Stube, wie ein ſchreckender Unglücksvogel.

„Der Herzog iſt da mit dem ganzen Militär," hieß es da und dort.

„Mit dem ganzen Militär! was ſoll das werden?" flüſterten ſie zuſammen, die noch eben kühnen Geſichter wurden immer bläſſer und furchtſamer bei dem Wort Militär, und einer um den andern ſchlich ſich hinaus. Bald war das Zimmer leer, und nur der Sprecher und der Tafftrock ſaßen noch an ihrem Tiſche. Der Erſtere war

Schubart, der Dichter, der die schwäbische Kronik schrieb. Der Andere war sein Freund, der Schieferdecker, ein geheimes Mitglied des Jesuitenordens.

Höre, Magister, sagte der Letztere, als sie allein waren, ich frage Dich, wie oft Du noch unsern Vertrag ungestraft brechen willst?

Wie meinst Du das, Schieferdecker? sagte Schubart.

Habe ich Dir nicht gesagt, fuhr dieser mit der äussersten Ruhe fort, daß an unsrem Tische kein Wort von der leidigen Politik gesprochen werden dürfe, oder in demselben Momente, wo Du dies Gesetz verletzest, sitzt Dir meine Weinflasche halb schuhtief im Gehirn? Es war eigentlich nicht der Zorn über das kleine Maß, was mich die Bouteille vorhin auf den Tisch stoßen ließ; es war pures Mitleiden mit Dir, in dessen Hirnkasten ich sie verwahren wollte. Siehst Du nun meine Langmuth?

Eines Theils hast Du schon Recht, versetzte der Magister, es ist leeres Stroh gedroschen. Dieses Volk ist seit Jahren herein von Jedermann bis auf den letzten Hofbedienten herab so systematisch niederträchtig behandelt worden, daß es alles Selbstgefühl verloren hat, und in einem ewigen Katzenjammer sich hinschleppt. Aber mir schien, die Scene mit den Philistern von vorhin habe Dir nicht ganz mißfallen.

Höre, Magister, sprach der Schieferdecker, meine Hand juckt wieder nach der Flasche. Hör auf und trink.

Er zog in langsamen großen Zügen ein Glas hinab.

Das iſt Opium, ſagte er, für patriotiſche Schmerzen. Magiſter, fuhr er nach einer Pauſe wehmüthig fort, Du mußſt mir meine Grabſchrift machen, wenn ich ſterbe. Beſinne Dich bei Zeiten darauf.

Ja ſtirb, Alter, ſtirb, ſagte der Erſte, Deine Zeit iſt um, und Du kannſt keinen Sturm mehr ertragen. Es iſt umſonſt, daß Du durch das Feuer des dunklen Weines Deinen Wangen die rothe Jugendglut anzumalen ſuchſt; umſonſt, daß Du Deinen Tafftrock vierteljährlich erneuerſt und ſtattlich einhergehſt, wie ein Dreißiger; das Kleid Deiner Seele iſt mürbe und Dein Geiſt iſt ein Kind worden, das flennt, wenn ein Schmerz über daſſelbe kommt. Sieh, Bruder, Du begreifſt, ich müßte Dich nothwendig verachten mit Deiner Weinwehmuth, wenn ich nicht wüßte, daß auch Dein Geiſt einmal wie meiner ein Rieſenjüngling war, deſſen Mark und Fleiſch nur der ſchleichende Wurm des Grames über ein elendes Jahrhundert fraß und zum alten Manne machte vor der Zeit; wenn nicht ein Etwas mir noch von Deinem halbkahlen Schädel predigte, daß auch Dich einſt ein prometheus'ſcher Funke gegen Tyrannei und Tyrannen entflammte und für Freiheit ſchwärmen machte, daß Du vom Altare des Pöbelgottes Wahn zu dem der Weiſen übergingſt, und ein Bürger der unſichtbaren Republik Vernunft wurdeſt.

Magiſter, Magiſter, unterbrach ihn der im Taffetrock, und ſchüttelte traurig den Kopf, laß die Todten ſchlafen. Das Stück von mir, von dem Du da redeſt, deckt längſt das Leichentuch; reiß es nicht wieder auf und

entblöße es nicht. Alles Traum und Schaum. He da, faule Burſche, könnet ihr keine leere Flaſche mehr von einer vollen unterſcheiden? Nein, nein, das ſage ich Dir ein für alle Mal, Magiſter; eine Flaſche und eine Spanne Raum iſt Alles, was meine Bedürfniſſe noch ausmacht.

Darum ſage ich auch, ſtirb, Alter, ſtirb, ſagte Schubart wieder. Nein, nein, o Gott, laß mich nicht werden, wie dieſer da! Wenn ich dieſen Kopf betrachte — dieſe Stirne — ein Feſtſaal großer Gedanken, ein Olymp voll Götter! und jetzt eine Ruine, eine Wüſtenei! Ein Heldengeiſt und jetzt eine Memme, ein Phlegma! Ich habe es geſehen von Kindesbeinen an, wie der gefräßige Löwe Deſpotismus den Wittwen und Waiſen ihre Nothdurft, dem Handfröhner den Biſſen Brod raubte, den er im Schweiße ſeines Angeſichtes erarbeitete; ich habe es geſehen, wie ſein Hunger die glücklichen Wohnungen der Unſchuld und der häuslichen Tugend verödete, daß bald weit herum keine mehr zu finden war; ich bin es gewohnt worden zu ſchauen, wie das Ungeheuer Tyrannei Alles in ſeiner Nähe verſchlang oder abzehrte, Alles elend machte und herunterbrachte, ſo daß um ſeine fürchterliche Höhle nichts zu ſehen iſt, als blaſſe Furcht, mit Füßen geſtoßene Knechtſchaft, dürre Gebeine und Skelette, vom Fleiſche gefallen: aber daß ſeine Gewalt über Geiſter ſich erſtrecken ſoll, daß es den Spiritus eines Kopfes, wie Deiner war, aufzuzehren, allen edeln Willen und Muth bis zum letzten Funken auszubrennen vermag, das könnte mich wahnſinnig machen.

Opium, Magiſter, trink Opium! Das ſind läſtige Ideen, deren man ſich entſchlagen muß; ſie führen zu Nichts, als auf die Feſtung, meinte der Tafftrock, indem er ein Glas hinabſchlang.

Trinke Du immer zu, rief der Dichter; ich neide Dir Deinen Zuſtand nicht; er iſt nicht viel beſſer, als Tod, ja noch ſchlimmer. Es iſt eine Art fröhlichen Wahnſinns aus Verzweiflung. Auch ich verzweifle, aber nur an dieſem Geſchlechte, nicht an mir und meiner Idee. Ich ſpüre es deutlich in allen Gliedern, das Gewitter iſt im Anzug, das die höchſten Paläſte und die ſtolzeſten Bäume zerſchmettert, daß ſie ſchwindelnd von ihren Höhen ſtürzen. Ha, wie will ich geſund mich baden in dem brauſenden Gießbach, der große und kleine Deſpoten im Strudel fortreißt, und die Felder der Freiheit mit ihren Leichen düngt!

Die Feſtung, Magiſter, die Feſtung, fiel der Andre monoton ein, der Paroxismus macht Dich blind, und Du ſiehſt den Sündenbuckel nicht, wie ihn das Volk bezeichnend heißt für Deinesgleichen, Magiſter.

Du ſcherzeſt, ſagte Schubart, und wenn Träume manchmal Wahrheit haben, könnte es Ernſt werden, Bruder. Es ſind noch keine acht Tage, daß es mir zweimal nach einander träumte. Ich ſtand am Fuße eines Aſchenberges, und ſchwarze Teufelchen, die ausſahen wie Pfäfflein, packten mich und ſchleppten mich hinauf auf den Berg, und umtanzten mich hohnlachend und ſtießen mich in den Bauch des verkohlten Berges hinab, wo ich weder Sonne,

Mond, noch Sterne ſah. — Horch! Tod und Hölle! Was war das? Haſt Du Nichts gehört?

Nichts, ich ſah Dich in Gedanken in den Schlund des Aſchenbergs fallen und hörte die ſchwarzen Pfäfflein lachen, ſonſt Nichts.

Nein, nein, ich hörte es genau, das war Kettengeklirr. Schon wieder!

Er war mit dieſen Worten an's Fenſter geſprungen.

Gerechter Himmel! ſo iſt es wahr. Vier Patrioten in Ketten!

Wo? fragte der Andere plötzlich electriſirt.

Gerade führt man ſie die Hirſchgaſſe hervor, über den Markt.

Wer ſind ſie?

Sind keine von hier, aber ehrenhafte Männer dem Anſehen nach. Wahrſcheinlich von den Orten, wo ſie ſich, nachdem ſie Alles hergegeben, die Haut wenigſtens nicht über die Ohren ziehen laſſen wollten, wie wilde Zobel. Der Herzog ſtößt wie ein Geier, im Nu, aus unſichtbarer Höhe; Energie hat er wenigſtens, und darum habe ich vor ihm trotz ſeines Despotismus noch immer zehntauſendmal mehr Reſpekt, als vor Haſenfüßen, wie ſie vorhin die Luft unſerer Stube verunreinten, die Helden mit der Fauſt in der Taſche. — Gott, was ſeh' ich? es ſind Tübinger. Donner und Wetter! Es iſt Huber, der brave Tübinger Oberamtmann. Es iſt der Bürgermeiſter Steeb. Es iſt Lenz und Rupf, die wackerſten Männer im Lande. — Nach einer Pauſe fuhr er fort:

Auf dem ganzen Marktplatz läßt ſich keiner ſehen.

Alle Buden und Laden sind geschlossen. Die Gänse sind schnatternd ins Nest gekrochen, als sie die Nähe des Königs-Adlers witterten. Erbärmliches Volk! Da lassen sie die Märtyrer für ihre Sache zur Schlachtbank führen, ohne einen Finger aufzuheben. —

Der Schieferdecker hatte sich schon längst auch von seinem Platz erhoben und war ziemlich nahe an's Fenster getreten, ohne jedoch ganz an die Brüstung sich zu wagen. Schon lange zupfte er den Magister am Aermel, aber vergebens. Dieser wollte Nichts merken.

Bist Du toll? brach er endlich los. Wer bei gesunder Vernunft wird in einem Augenblicke, wo alle Wände und Spalten Ohren haben, ein solches Räsonnement verführen? Siehst Du denn nicht, daß nach allen Richtungen Husarenpiquets mit bloßer Wehre streifen?

Aber der Magister hörte noch immer Nichts. Seine flammenden Augen folgten den Schritten der Gefangenen, die eben in einem engen Gäßchen verschwanden, und deren Spuren nur noch die blitzenden Waffen des Militärs bezeichneten, das sie bewachte.

Nur zu, nur zu, sprach er, ihnen nachsehend, und seine Augen flammten wie Prophetenblick. Schrecket nur, ihr Despoten, durch eure Ketten, durch eure Gefängnisse, durch eure blutigen Schaffote; stopfet dem Worte der Wahrheit, der freien Rede den Mund, zwinget eure Sklaven den Staub von euren Füßen zu lecken; spielet nach euren Launen mit unsern Weibern, mit unsern Kindern, mit unserem Vermögen, mit unserer Freiheit; brechet die feierlichsten Verträge, schwelgt

in Ausschweifungen, so viel euch nur immer Verdorbenheit oder Wahnsinn eingeben mag; fahret blutbespritzt, königlich bepurpurt mit dem Lebenssafte der zertretenen Menschheit in jauchzendem Triumph über ihren Nacken und haltet eure Unterthanen wie wilde Thiere im Käfig, die ihr ungestraft in kindischem Muthwillen necken und reizen dürfet: ich sehe die zum Thiere herab Gedrückten ihre Ketten zerbrechen und den Urheber ihres Zwanges zerfleischen; ich sehe das Schwert, das aus der Nacht schlägt, wie Blitz aus der Wetterwolke; ich sehe in Staub geschmetterte Throne, im Elend der Fremde umirrende Despoten, verblutende, erwürgte Tyrannen, und auf blutigem Schlachtfeld die Sonne der Freiheit stille stehen, das Gericht betrachtend. —

Er hielt inne, wie im Entzücken seines Schauens. Der Schieferdecker gebärdete sich wie in Verzweiflung über die Indolenz seines Kameraden gegen alle seine Bemühungen, ihn fortzuziehen; endlich, als er eben auf's neue in prophetische Worte ausbrechen wollte, sprang er auf ihn zu, umschlang ihn mit beiden Armen fest, und riß ihn, eh' er sich's versah, zu einer Hinterthüre hinaus mit sich fort. In demselben Augenblick füllte sich das ganze Wirthszimmer mit bewaffneten Husaren.

Im Schlosse zu Ludwigsburg war die Neugierde auf's Höchste gereizt. In der Nacht war eine Kutsche *eingetroffen, von* mehreren Reitern begleitet, welche eine

fremde Dame in das Schloß ablieferten. Faſt Jedermann wußte dies nur von Hörenſagen. Denn ſie war zu einer Zeit angekommen, zu welcher die Dienerſchaft im tiefſten Schlafe lag, und auf einer Seite des Schloſſes, welche ganz abgelegen und den bewohnten Partien deſſelben gerade entgegengeſetzt war. Die Reiſenden waren auch nicht den gewöhnlichen Weg in's Schloß hineingefahren, ſondern von hinten in den unbewohnten Flügel des Gebäudes gelangt. Nur das Geräuſch, das durch den Hufſchlag der Pferde und das Aufſchlagen der Räder auf dem mit Moos überwachſenen Steinpflaſter, ſo wie durch das Knarren des dortigen Thores, das alt und ſchwerfällig nur mit Mühe in ſeinen verroſteten Angeln ſich drehte, entſtand und die Stille der Nacht unterbrach, hatte einige Schläfer geweckt. Den ganzen Tag hatte dieſe Begebenheit die Bewohner des Schloſſes beſchäftigt, und ſie waren ihr Abends noch nicht auf den Grund gekommen. Denn Niemand durfte dieſen Flügel heute betreten. Zwei Grenadiere mit ſcharfer Ladung hielten an der großen Treppe, die dahin führte, Wache.

Bſt! Georg! flüſterte ein Diener einem andern entgegen, der eben aus einem nahe an dieſe Seite ſtoßenden Wäldchen kam, aus deſſen dichtem Dunkel ein freundliches Schlößchen mit Thürmchen hervorragte. Bſt, Georg! haſt Du das ſchöne Frauenzimmerchen geſehen?

Wie kann ich? entgegnete dieſer. Ich war in der Stadt drinnen, und ſah die Rebellen gefeſſelt auf die Feſtung durchführen. Es iſt Alles vorbei und beruhigt. Aber um es Dir nur zu ſagen, eben weil ich die ſchöne

Frau sehen möchte, habe ich den kleinen Umweg durch das Wäldchen gemacht.

Ich laure schon über eine Stunde, sagte der Andere, Aber es ist umsonst; sie läßt sich nicht sehen.

Und es wird immer dunkler, sagte der Andere; bald wird es mir zu spät.

Ich glaube gar, Du fürchtest Dich, spöttelte der Erste.

Was die Courage betrifft, versetzte der Andere, so stelle ich meinen Mann. Aber so spät ist es nicht geheuer an diesem Orte.

Larifari, Larifari, lachte der Erste. Du kannst solche Mährchen glauben, welche die alten Basen den Mädchen in der Lichtkarz erzählen, und womit sie einander gegenseitig in eine angenehme Bänge jagen?

Man sieht wohl, daß Du erst seit ein paar Tagen im Schlosse bist, meinte der Zweite. Aeltere Leute, und klügere als Du, haben ihn gehört, wie er mit schwergewappnetem Fußtritt durch die Gemächer schritt, und die Thüren zuwetterte, daß das ganze Haus erzitterte, und es im innersten Gemache wie eine Windsbraut toste.

Das glaub' ich, sagte der Ungläubige, ist doch in dem ganzen großen Flügel gar Nichts, als leere, ungeheure Zimmer, und wenn der Wind Lust bekommt, durch die Schornsteine in dieselben herabzufahren, und darin umzuspazieren, mag es schon ein wenig Rumor geben, wenn er aus vollen Backen lacht, daß die dummen Men-

ſchen ihm die großen ſchönen Zimmer allein zum Gebrauche überlaſſen.

Du redeſt, wie Du es eben verſtehſt, verſetzte unwillig der Andere. Haſt Du keine Augen, und ſiehſt dort die großen blutigen Flecken nicht, die vom Fenſter dort an der Mauer hin bis auf's Pflaſter herab ſich ziehen? Mehr als zwanzig Mal hat man die ganze Wandung übertünchen laſſen, und jedes Mal treten die Blutflecken wieder hervor, noch ehe es trocken iſt. Glaubſt Du denn, man würde dieſe Makel den Bau verunſtalten laſſen, wenn man's wegbringen könnte?

Das iſt wahr, mich hat's ſchon längſt genirt, dieſes alte Blut, meinte der Ungläubige. Woher ſoll es kommen, ſagſt Du?

An dieſem Fenſter, flüſterte der Andere kaum hörbar und ängſtlich weiter wegtretend, an dieſem Fenſter hat der hochſelige gnädige Herr mit dem Böſen gekämpft und gerungen, der ſein unſterblich Theil holen wollte. Aber es iſt nicht gut davon reden; es iſt gefährlich und verpönt; er war ein großer, gewaltiger Herr, möge er in Gott ruhen!

Aber Du ſagſt ja, daß er nicht ruhe, daß er umgehe, und man ihn erſt kürzlich wieder gehört haben wolle.

Wie Du doch redeſt, entgegnete der Andere. Allerdings regt es ſich ſchon ſeit vierzehn Tagen wieder, und zwar oft am hellen Tage, es mag kein Menſch in der Nähe jener Zimmer bleiben. Hoffentlich hat es jetzt Ruhe. Denn es hat gewiß nichts Anderes, als die Un-

ruhen im Lande bedeutet. Aber es ist kühl, mich fröstelt; komm, es ist umsonst zu warten.

Pah, lachte der Erste, die Sonne ist ja noch nicht einmal ganz hinunter; ich glaube, Du hast Dich selbst in Angst hineingeschwazt. Ich bleibe, ich muß sie sehen, und wäre es nur ihre Nasenspitze oder eine Haarlocke von ihr, oder ihr Schatten, der sich an der Wand zeigte. Heiland meiner Seele! war es nicht, als ob dort auf der Terrasse die Flügelthüren aufgingen? Meiner Treu, so ist's. Da ist sie selbst. Zieh Dich zurück, daß wir sie nicht stören.

Sie traten leise hinter ein Gebüsch zurück, versunken in die Bewunderung der hohen Frauengestalt, die auf den Altan heraustrat.

Es war Franziska.

Vergebens hatte sie von Denen, die sie den Tag über bedienten, herauszubringen gesucht, wo und in wessen Eigenthum sie sei. Man wußte ihr entweder artig auszuweichen oder sie wurde mit dem Troste bedient, der gnädige Herr werde bald selbst kommen, und habe Alles sich vorbehalten. So habe er es hinterlassen.

Franziska war bisher wenig über die Gegenden ihrer nächsten Heimath hinausgekommen. Der Glanz, den sie da, wohin sie gekommen war, gesehen, war nicht bedeutend gewesen, und die Pracht, die sie in ihrem jetzigen Aufenthalte vor ihrem Auge entfaltet sah, überraschte sie und nahm ihre Weiblichkeit ein. Sie schritt Anfangs nicht ohne Wohlgefallen durch die hohen und geräumigen Gemächer und musterte Stück für Stück von den

reichen Meubeln. Ihre Stimmung war nicht niedergedrückt und wurde durch die Einsicht in ihre Umgebungen noch mehr gehoben. Hatte sie schon zuvor ein gewisses Vertrauen in die Ritterlichkeit ihres Entführers gesetzt, so zweifelte sie jetzt um so weniger, daß sie in Cavaliershänden sich befinde. Doch bald trat ein düsterer Gedanke, der an den Kummer und die Angst ihres Vaters, hervor, der ihre Seele ganz bewölkte. Mit unbeschreiblicher Sehnsucht sah sie der Rückkehr dessen entgegen, der sie seine Geliebte nannte, und der noch heute Aufschluß über so Vieles, was ihr Herz am nächsten anging, zu geben versprochen hatte. Der Zeiger an der Uhr rückte immer weiter vor, der Erwartete erschien nicht. Entfliehen, hätte sie es auch gewollt, konnte sie nicht.

Gewitterwolken hatten den Tag über den Himmel bedeckt und die Sonne verhüllt. Das Wetter war fernab an den Bergen hingezogen, und nur ein sanfter Regen hatte gegen Abend sich auf die Gegend ergossen. Die ganze Natur, die lange gedürstet hatte, hatte alle Poren und Saugäste geöffnet, um den himmlischen Nektar in sich zu trinken, und ein weicher Wind trug die Düfte der Gewächse auf seidenen Schwingen den Menschen zu. Um diesen Genuß in vollen Zügen zu genießen, trat Franziska auf den Altan heraus. Die Sonne, die eben hinter der grauen Wolkenwand hervortrat, und wie eine goldene Kugel in einem grünlichblauen Strome, in dem schmalen heitern Streifen des Horizontes schwamm, überschüttete, während sie sich zum Untergang neigte, mit verklärendem Lichte die Landschaft. Vor ihr winkte das

Schlößchen mit ſeinen ſonnenhellen Thürmen wie ein traulicher Sitz der Liebe aus dem Wäldchen; links zeigte ſich ihr mit ſchimmernden Dächern ein freundliches Dorf, und rechts in einiger Ferne glänzten in grünem Golde weichſchwellende weinreiche Berge und Hügel, wie natürliche Schutzmauern eines friedlichen Gartens. Sie fühlte ſich nicht fremd in dieſer Landſchaft; ihr war, als gehörte ſie von jeher in dieſe ſchöne Natur, und ſie fühlte ſich wie heimatlich und befreundet mit dieſen reizenden Hügeln und Bergen.

Eben war es, daß die Sonne prachtvoll verſank und der Glanz der Gegend, den ſie hervorgerufen, mit ihr verſchwand. Sie empfand, wie viel Eine große Kraft einem ganzen weiten All ſein könne, und ſie konnte den Gedanken nicht unterdrücken, der ihr ſchon früher manchmal aufgeſtiegen und den Hauptwunſch ihres Buſens ausmachte, den Gedanken, auch einmal eine Sonne einem größern Kreiſe ſein zu können, ſegensvoll durch Glanz und Wärme.

Sie war noch nicht lange in ihr Zimmer zurückgegangen, als ſie eine ſtarke Bewegung im Schloſſe vernahm. Reiter ſprengten in den Hof herein, die Diener liefen hin und her; ſie ahnte, daß der Herr des Schloſſes entweder ſchon angekommen, oder in der Nähe ſein müſſe. Während ſie ſich ſammelte, um zu einer Unterredung, die für ihr Lebensglück entſcheidend war, Alles vorbereitet zu haben, glaubte ſie zu hören, wie etwas über den Gang ſchlich, und in ein paar Augenblicken darauf rauſchte es am Schloſſe des Nebenzimmers. Ein

Schauer lief ihr den Rücken hinauf. Jeſu Gott! rief ſie unwillkürlich aus, als ſie ſich nach dem Geräuſche wandte. Eine große, ſchlanke Dame im weißen Kleide ſtand in der Thüre.

Franziska raffte ſich zuſammen, faßte die Erſcheinung in's Auge, und ſchnell erkennend, daß ſie eine Leidende vor ſich habe, ging ſie ihr freundlich entgegen.

Ihre ſchwarzen Haare fielen aufgelöst herab; ihr Angeſicht — es mußte einmal wunderſchön geweſen ſein — war ſchneeweiß, und ein ſterbendes Feuer glimmte in dem irren Auge. Sie bewegte ſich, aber ihr Ausſehen war das einer ſchönen Todten auf der Bahre, ſelbſt bis auf das leiſe, milde Lächeln um die Lippen hinaus. Als ſie ſah, daß Franziska ihr entgegen kam, ſchritt ſie langſam, mit feierlich abgemeſſenem Schritte gerade auf ſie zu. Sie faßte ihre Hand, und ſah ihr wehmüthig lächelnd in's Auge. Dann neigte ſie ſich zu ihr herab und flüſterte ihr in's Ohr.

„Trau ihm nicht, er iſt ein Baſilisk. Sieh mich an; er will Dich machen, wie mich; ich kenne ihn, oh!“

Bei dieſen Worten ſtrich ſie mit der Hand über die Stirne, wie wenn ſie eine Erinnerung brenne, und bedeckte dann beide Augen wie vor Scham. Große Thränen perlten unter der weißen Hand hervor, und eine auffallende Röthe flog für einen Moment über den Schnee des todten Angeſichtes.

Dann richtete ſie ſich groß auf, wie ſich faſſend, und mit flehendem Nachdruck ſprach ſie, indem ſie ihr die Hand heiß und feſt drückte, und ſie nicht laſſen wollte:

„Trau ihm nicht, ich meine es gut mit Dir. Gelt, Du traust ihm nicht?“

Franziska wußte nicht, was sie aus der Scene machen sollte. Das Mädchen war schwermüthig, der stille Wahnsinn sprach aus jedem ihrer Züge, und doch konnte sie in ihrer besondern Lage das Geständniß nicht von sich weisen, daß in ihren irren, geheimnißvollen Worten eine warnende Beziehung für sie liege. In gewissen Zuständen findet der Mensch leicht im dunklen Worte, selbst von Kindern und Wahnsinnigen, Orakelstimmen seines Schicksals, die ihn ängstigen oder leiten.

Sie zog das Mädchen bittend auf eine Ottomanne nieder. Diese hielt ihre Hand noch immer fest zwischen ihren beiden, und Franziska fiel es dabei ein, was man von den Geistern sagt, daß sie einen nicht mehr los lassen, wenn man ihnen die Hand gegeben. Es kostete sie einige Mühe, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, und im Laufe desselben setzte sie sich die Geschichte der Leidenden aus abgerissenen, oft durch irre Ausbrüche unterbrochenen Sätzen wenigstens fragmentarisch zusammen.

Rosalie, so hieß die Unglückliche, war die Tochter eines reichen Kaufmanns in der Residenz. Ein schöner vornehmer Mann hatte auf einem Balle ihre Liebe gesucht und gewonnen, und sie war einige Zeit glücklich in diesem Verhältnisse. Unter allerlei täuschenden Vorspiegelungen hatte er sie vermocht, eines Nachts das väterliche Haus zu verlassen, um sich heimlich mit ihm vermählen zu lassen. Die Vermählung wurde vollzogen, aber ohne Priester. Ihr Himmel brach zertrümmert über

ihr, zuſammen in Einer Nacht. Sie unterlag der Gewalt. Von Scham und Furcht zurückgehalten, wieder in das elterliche Haus zu gehen, blieb ſie verborgen in dem Hauſe einer der Kreaturen ihres verrätheriſchen Geliebten, des Conſiſtorialdirektors Wittleder, bis ſie kürzlich mit Gewalt dort aufgehoben und in das Schloß gebracht wurde, wo ſie ſeit vierzehn Tagen, nur von einem Diener beſucht, in den abgelegenſten Zimmern unter Schloß und Riegel gefangen gehalten wurde.

Seit heute frühe, ſchloß ſie, bemerkte ich eine Verſtörtheit und ſeltſame Verwirrung an meinem Wächter. Vorhin ließ er in der Zerſtreuung meine Thüre unverriegelt. Ich ſah Dich geſtern Nacht im Mondſchein aus der Kutſche ſteigen, und hörte Dich den ganzen Tag über mir. Mein Wächter ſagte, der Geiſt des hochſeligen Herrn gehe wieder um, aber ich wußte beſſer, daß Du es warſt, und beſchloß Dich zu warnen, Dich zu retten. Trau' ihm nicht; er will Dich machen, wie mich. Trau mir! flüſterte ſie beſchwörend.

In furchtbarer Bänge hatte Franziska der Erzählerin gelauſcht. Schreckliche Zweifel zerriſſen ihr Inneres. Sie riß ſich von der Ottomanne auf, und ſchritt einige Male durch das Zimmer raſch hin und her. Dann blieb ſie vor Roſalie ſtehen.

Du haſt mir noch keinen Namen genannt, Du haſt vorausſetzend, daß ich ihn kenne wie Du, nur immer geſagt: Er wolle mich machen, wie Dich. Wer iſt dieſer Er?

So kannteſt Du ihn alſo doch nicht? ſagte Roſalie

zuckend. Freilich, daran erkenne ich ihn, er liebt das Incognito, der Herr Miniſter.

Welcher Miniſter? ich beſchwöre Dich.

Der herzogliche! Montmartin! ſchrie ſie Franziska ſchrecklich in's Ohr.

Unglückliche, Du redeſt irre, ſprach dieſe entſetzt. Und wo bin ich jetzt?

Im herzoglichen Schloſſe zu Ludwigsburg.

Franziska ſchwindelte. Der Blitz hatte zu ihren Füßen niedergeſchlagen, und blutigroth leuchtend den Höllenabgrund aufgeriſſen, an deſſen Rande ſie ſtand. Sie in der Gewalt des Mannes, auf dem die Millionen Flüche eines Volkes ruhten, des Mannes, deſſen Kunde bis in die Wälder ihres Geburtsorts gedrungen war, den ſie von Kindesbeinen an als ein Ungeheuer hatte ſchildern hören! Sie taumelte, und wäre hingeſunken, hätte ſie ſich ſinkend nicht an die Ottomanne gehalten. Geiſt und Leib brach unter dem fürchterlichen Gewichte dieſes Gedankens zuſammen.

Eine ſchauerliche Pauſe trat ein. Roſalie ſtand regungslos, die Hände gefaltet wie betend. Das irre Auge ruhte auf Franziska, die, das Geſicht in die Kiſſen der Ottomanne gedrückt, dalag.

Dann trat ſie leiſe an Franziska heran, beugte ſich über ſie und liſpelte ihr in's Ohr: Wir wollen fliehen, gleich, gleich; rette Dich mit mir!

Franziska wußte noch kein Wort hervorzubringen. Nur das Haupt hob ſie empor, und ſah Roſalie fragend

an, wie wenn ſie nicht recht verſtanden hätte, was dieſe geſagt, und es noch einmal hören wollte.

Aber dieſe fuhr wie erſchrocken zuſammen. Wohl, es ſoll nicht ſein, ſagte ſie lächelnd, ſchnell vom Wahnſinn erfaßt; es iſt zu ſpät, zu ſpät, zu ſpät! Wenn ich ein Vöglein wär'! Ein Vöglein, ein Vöglein, ich flög in den Himmel hinein!

So ſang ſie, aber es war kein Singen, nur ein Schrillen, das abgeriſſen hinſtarb.

Große Thränen lösten ſich aus ihren Augen, aber man ſah deutlich, daß, ſie nicht wußte, daß ſie weinte. Es war, als weinte nur ihr Körper, nicht ihre Seele, nur jener über dieſe, daß ſie ſo zerſtört war.

Dann fuhr ſie auf: Horch, horch, ſie kommen. Die Treppe knarrt. Das iſt ein feiner Tritt, eines Hofmanns Gang. Wohin ſchlüpf' ich?

Franziska hörte daſſelbe und ſtand auf, auf Alles gefaßt.

Jeſus Maria! der Herzog! ſchrie Roſalie auf, und wie eine Schwalbe an der Mauer hin, huſchte ſie längs der Tapetenwand zur Thüre hinaus.

Ja, der Herzog, er ſelbſt, ſagte der Eingetretene, ſtürzte mit leidenſchaftlich ausgeſtreckten Armen auf Franziska hin, und ließ ſich, ihre Hand mit Küſſen deckend, zu ihren Füßen nieder.

Dieſer ſank ein Gebirge von der Bruſt. Es war der Mann ihrer geheimen Liebe, den ſie vor ſich ſah, und dieſer war nicht das Ungeheuer, wie ſie fürchtete, ſondern der Herzog. Wie der Morgenſtern über der er-

wachenden Welt, ſtrahlte dieſe Gewißheit über der Dämmerung ihrer Seele, und wie von oben erhellte ſie ſich. Der Mann ihrer Liebe war der Fürſt des Landes; war es Gottes Wink und Fügung, daß ſie eine Sonne dieſem Lande werden ſolle? — —

Spät nach Mitternacht verließ der Herzog Franziska's Gemächer.

Wer glücklich ſein will, war Franziska's letztes Wort, der muß glücklich machen. Volksliebe iſt ein goldnes Dach, unter dem ſich's wohnt, wie unter keinem.

Ich werde Deiner werth werden; denn ich will's, ſagte der Herzog.

Was ſie ſonſt mit einander ſprachen, und wie der Herzog ſein bisheriges Incognito, und was damit zuſammenhing, vor ihr rechtfertigte, das verdeckt die Geſchichte mit einem Schleier. Nur aus dem Erfolge läßt ſich erkennen, daß ihre Seelen ſich verſtanden. Denn von jetzt an beherrſchte Franziska den Herzog unumſchränkt, und ſchon am zweiten Tage fuhr ſie mit ihm öffentlich nach der Reſidenz Stuttgart, wo ſie für jetzt ihren Sitz nahm. Jetzt konnte ſie die Sonne eines Landes werden.

Der Herzog war ausgezogen, planlos und nichts nachgehend, als ſeinen Launen und Phantaſien, und hatte unverhofft die köſtlichſte Blume für den Kranz ſeines Lebens gefunden. War es Anfangs auch nur ſeine

Abenteuerſucht und Chevalerie, was ihn zu der intereſſanten Schifferin hinzog, ſo hatte ſich doch eine tiefere Neigung bald genug bei ihm eingeſtellt; eine reine, nie empfundene Flamme fachte ihre Nähe in ihm an, und er lernte zum erſten Male kennen, was für ein Unterſchied ſei zwiſchen einem edlen und einem gewöhnlichen Weibe. War bisher ſeine Leidenſchaft für das ſchöne Geſchlecht eine glühende Mittagsſonne in den Sandwüſten Afrika's geweſen, die ſtets nur verſengend kein Talent ſeines Geiſtes grünen, keine ſeiner edeln Eigenſchaften des Gemüthes recht gedeihen ließ: ſo ſtieg ſeine Liebe zu Franziska als ein ſtiller, klarer Mond an ſeinem innern Himmel auf, welcher große, hochherzige Gedanken in ihm ſchuf und nährte, und alle Keime und Knospen ſeines Lebens mit geiſtigem Thaue tränkte.

Der Herzog erhob die Geliebte zur Gräfin von Hohenheim: ſie war ihm ſo ſehr Alles, daß man ihn nie mehr faſt öffentlich ſah, ohne daß er ſie zur Seite oder am Arme hatte.

Als des Herzogs Gemahlin im Auslande ſtarb, und die Ehe Franziska's mit dem Kammerherrn gerichtlich getrennt worden war, vermählte der Herzog ſich feierlich mit ihr, und Franziska wurde Herzogin eines der ſchönſten Fürſtenthümer Deutſchlands.

Der Raub des Herzogs und ſeine Vermählung machte großen Rumor im In- und Auslande. Der

Kammerherr, ſo wie die ausgebreitete Familie des verlaſſenen Gemahls ſchrie zuerſt über ſchändliche Gewalt, und ſie fanden im Volke viele Ohren, welche begierig ihren Anklagen ſich neigten, und viele Lippen, welche in ihren Fluch einſtimmten und ihn mehrten. Die ſchwerſten Anklagen aber trafen aus dem Munde der Menge Franziska. Die Gemäßigteren ſchüttelten achſelzuckend den Kopf; die Spötter lächelten; die Moraliſirenden, die Frommen und die Maſſe verdammten ſie laut.

Aber große und edle Seelen haben ihren Richter in ſich ſelbſt. Ihr Leitſtern iſt, was ſie mit Liebe und Enthuſiasmus in ſich tragen. So ließ auch Franziska ſich durch die hohe und geringe Stimme der Menge nicht irren, und hüllte ſich in das lichte Kleid ihres reinen Bewußtſeins, das ſie glänzender ſchmückte, als der herzogliche Hermelin, den ihr viele neideten. Still, aber tief wirkend, wie die Sonne, brachte ſie es bald dahin, daß der Herzog, der Hof, das Land wie neugeboren war, und ſchon da ſie in ihrer Mittagshöhe ſtand, die Zunge der Läſterer bewundernd vor ihrer Tugend verſtummten, und als ſie ſpät am Abend unterging, noch lange ihr Grab vom Thränenthau der dankbaren Liebe erglänzte, der Liebe eines Volkes.

Ohne unmittelbar in den Gang der Regierung einzugreifen, übte ſie den größten Einfluß durch die geiſtige Macht, die ſie über des Herzogs Neigungen und Entſchließungen gewonnen hatte, und durch die zarte Art, mit der ſie ihm ihre Anſichten und Wünſche zu erkennen

gab. Der Traum ihrer Jugend, mit und in dem Geliebten zu wirken, der heiße Wunsch ihrer für das Große und Schöne enthusiastischen Seele trat in das Leben, und ihre Liebe strebte, „zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen, gleicher Ansicht der Dinge auf."

So wuchs die Macht der Tugend unter dem Segen der Liebe über das Laster, und weibliche Schönheit und Liebenswürdigkeit, die so oft von den Verräthern an Fürst und Volk zu ihrer Sicherheit benützt worden waren, wurde jetzt ihr Verderben. Der Fluch des Landes, der Minister Montmartin, wurde gestürzt; er floh, ahnend sein verdientes Schicksal, ehe ihn noch die Rache des Landes und seines Fürsten, der ihn endlich in seiner wahren Gestalt kennen lernte, treffen konnte; und er starb nicht lange hernach, verflucht vom Volke, verachtet von der ganzen Welt, unter marternden Gewissensbissen und schwerern körperlichen Schmerzen, als wenn er am Stricke des Henkers erwürgt worden wäre. Sein letztes Opfer, Rosalie, war von dem scheidenden Jahre mit den letzten Blumen unter die Erde gebettet worden, die schon zuvor das Glück ihrer Familie, die gebrochenen Herzen ihrer Eltern, in ihrem Schooße verschloß. Lorenz Wittleber, des Ministers Kreatur und Helfershelfer, war zu gleicher Zeit aus dem Lande geflohen, nachdem man ihm jedoch noch zuvor einen großen Theil seines Raubes abgenommen hatte.

Der Herzog hatte gefunden, was er ein halbes Leben hindurch vergeblich gesucht: er liebte zum ersten Male.

Um nach dem langen, täuſchenden Genuſſe der Welt das ächte, reine Glück der Liebe in ſeiner ganzen Fülle ungeſtört zu genießen, zog er mit Franziska aus der geräuſchvollen Reſidenz in ein ſtilles Leben im Schooße der Natur ſich zurück.

Keine Millionen, der blutige Schweiß des Volkes, wurden mehr in Einer brillanten Feſtnacht verſchwendet; keine Jagden, auf denen oft Menſchen mit dem Wild ihren Tod holten, quälten mehr das Landvolk; keine glänzenden Reiſen nach Italiens Luſthäuſern, kein Serail ſchöner Tänzerinnen ſaugten mehr das Mark des Landes aus: alle dieſe eitle Pracht, all dies glänzende Nichts war mit Einem Zauberſchlag vom Schauplatze verſchwunden, und der Kreis, in welchem ſich der Herzog jetzt bewegte, war ein ländlicher Palaſt, eine Stunde von der Reſidenz gelegen, und von einem Park umgeben, in welchem Orangerien und Gewächshäuſer, ſchöne Pflanzungen, kühle Grotten, kunſtreiche Waſſerwerke und einladende Schattengänge, Tempel und künſtliche Ruinen aus allen Zeiten, in buntem Spiele durcheinander abwechſelten. In dieſer idylliſchen Ruhe Hohenheims lebte er mit Franziska ein romantiſches Stillleben, und von hier aus fuhr er täglich mit ihr nach der Reſidenz, wo er, ſelbſt regierend, die Geſchäfte beſorgte.

Hier war es, wo er im geiſtreichen Umgange mit Franziska Entſchlüſſe faßte, welche die Schatten ſeines früheren Lebens auslöſchten, und den letzten Theil ſeiner Regierung mit einer Glorie umgaben. Hochgebildet, wie Franziska war, und eine begeiſterte Freundin der Kunſt

und Wiſſenſchaft, wußte ſie auch ihn dafür zu begeiſtern, und in ſeinem Umgange, wo man ſonſt nur fröhliche Junker und luſtige Geſellen geſehen, ſah man jetzt Philoſophen, Künſtler und Gelehrte, die er zur Unterhaltung der Tafel und zu Rathe zog.

An die Stelle des geſtürzten Grafen von Montmartin trat der frühere Freund des Herzogs, der Freiherr von Knieſtädt, den wir zu Anfang der Geſchichte kennen lernten; er vermählte ſich mit Adelheid, der vertrauten Freundin Franziska's, mit der ſie nach Geiſt und Herz harmonirte. Ein neuer Geiſt kam in alle Zweige des Staates, aber die Seele aller Verbeſſerungen war Franziska. Sie ſetzte ſich mit den ausgezeichnetſten Geiſtern der Zeit in Briefwechſel, und eignete ſich ihre Ideen an. Handel und Ackerbau, Erziehung und Aufklärung hoben ſich ſchnell zur Blüthe; das verkannte, verſtoßene Verdienſt fand ſeine Auszeichnung, die Armuth ihre Hilfe, das vom Glücke vernachläſſigte Talent Unterſtützung und Ermunterung, und aus der glänzendſten Anſtalt, welche Franziska's und des Herzogs vereinte Begeiſterung für Wiſſenſchaft und Kunſt gründete, — eine Anſtalt, wie ſie zu jener Zeit die Welt nirgends ſah — gingen die größten Sterne wiſſenſchaftlicher und kunſtſchöpferiſcher Kraft hervor, die mit ihren Strahlen eine Welt erleuchteten, und deren höchſten Standpunkt am Himmel des Ruhmes Franziska noch zu erleben die Freude hatte. Dieſe Anſtalt war es auch, von welcher noch lange nachher, nachdem ſie mit ihren Beſchützern erloſchen war, der Segen der Aufklärung in Strömen

in das Land und in alle Zweige der Verwaltung ausfloß, und durch dieſelbe war der Grund gelegt zu der blühenden Kultur der Nachkommenſchaft.

So ſchnell und mit ſolchem Erfolge wurde der Herzog, und in ihm und durch ihn die Liebe, der Wiederherſteller eines an den Rand des Verderbens gebrachten Staates, derjenige, auf deſſen früherer Regierung die Verwünſchungen von vielen Tauſenden laſteten, die Luſt ſeines Volkes, ein Muſter eines Regenten, die Bewunderung ſeiner Zeit. Ein blauer, friedlicher Himmel wölbte ſich über das Land, das ſich glücklich fühlte unter dem Scepter ſeines Fürſten, der ſo milde war, daß wir ſelbſt den ſchwärmeriſchen Freiheitsmann, den Magiſter, deſſen wir in dieſen Blättern gedachten, und deſſen merkwürdige Schickſale wir einer ſpätern Beſchreibung vorbehalten, ſpäter am Hof und im Dienſte des Herzogs finden, zu deſſen Ruhme er Hymnen dichtete, die der Nachwelt verblieben ſind; und daß faſt zu derſelben Zeit, als eine benachbarte Nation einen uralten Thron und das Königthum blutig umſtieß, und ſeinen Fürſten mit wilder Freude auf das Schaffot brachte, des Herzogs Tod, der in den Armen Franziska's entſchlief, ſein Land in eine tiefere Trauer und Klage verſetzte, als ſie zu ſein pflegt, wenn ein Vater aus dem Kreiſe ſeiner Kinder ſcheidet. Noch jetzt lebt er im Munde des Volkes und in lieben-der Erinnerung der Alten, und noch jetzt wird alljährlich von ſeinen Verehrern ſein Feſt gefeiert, und ſeine Zeit als ein goldenes Zeitalter von den Greiſen und Greiſinnen geprieſen.

Noch Jahre lang überlebte ihn Franziska, geliebt und verehrt, wie die Sonne des Landes, die sie in Wahrheit gewesen war, und auch ihr Gedächtniß wird nicht erlöschen. Ihre Asche ruht mitten im Schooße des durch sie glücklich gewordenen Landes, dem auch der Ort, wo ihre Wiege stand, durch die ereignißvolle Folgezeit einverleibt wurde. Im Leben schmückte eine Fürstenbinde ihr Haupt, aber auch im Tode schmückt sie ein noch helleres, köstlicheres Diadem, das Engel aus den Thränenperlen des Dankes ihr wanden.

Sie wird fortleben als ein glänzendes Beispiel, was die Liebe und edle Weiblichkeit vermögen; aber auch als ein redendes Zeichen von den Wegen, die Gott geht und führt, der das Böse selbst zur Quelle des Guten, und die Verirrung zum Segen eines großen Ganzen zu machen weiß. —

Burg Stauffeneck.

Erste Abtheilung.

Hermann und Marie.

Zwei Wanderer zogen Samstags den dritten Januar 1484 auf der Landstraße, die von Schorndorf nach Waiblingen führt, rasch einher; ringsum starrte die Natur im weißen Winterkleide, der Remsfluß, den sie so eben überschritten hatten, war größtentheils zugefroren, nur hie und da strömte sein Wasser aus kleinern und größern Oeffnungen hervor über die Eisdecke hin, der Wind blies schneidend von Nordosten her, schüttelte den Schnee von der Bäume entlaubten Aesten und übergoß auch je zuweilen die Wanderer mit dichtem Flockengewimmel.

Diese waren an Aussehen gar verschieden, der Eine, ein schon ziemlich bejahrter Mann, mit blassem, ernsthaftem Antlitze; sein Haupt hatte er mit einer Pelzmütze bedeckt und über dem braunen Rocke trug er ein langhaariges Dachsfell, in der rechten Hand aber einen dicken, oben mit einem Gemshorn versehenen Stab.

Sein Gefährte dagegen ſtand in der erſten Blüthe der Jugend, ſeine Geſtalt war hoch und ſchlank, noch mangelte ihr die Fülle und Rundung des männlichen Alters, aber deutlich ſchon zeigte ſich bei ihm die Kraft der Muskeln, und das ſchöne Ebenmaaß der Glieder. Er war in einen ſchwarzen, enganſchließenden Leibrock gekleidet, unter der leichten Tuchmütze, die ſein Haupt bedeckte, quollen reichliche ſchwarze Haare hervor, die ſanft gewölbte Stirne begränzten lange dunkle Brauen, und freundlich leuchteten drunter die großen lichtbraunen Augen. Die friſche jugendliche Röthe der Wangen aber hatte der ſcharfe Hauch des Winterſturmes noch erhöht.

Dem Greiſe wollte das Unwetter gar nicht behagen, er murmelte bei jedem neuen Windſtoß ſtärker und unwilliger vor ſich hin, doch der Jüngling ſchien weder des Schnees noch der ſchneidenden Kälte zu achten, er ſchritt munter vorwärts auf der Landſtraße, und war bald eine ziemliche Strecke vor ſeinem Begleiter voraus.

So halte doch, Hermann, rief ihm dieſer mit unwilligem Tone nach, du denkſt wieder einmal nicht an deinen alten Oheim, der allein dir zu Liebe dieſe beſchwerliche Reiſe unternommen. Der Jüngling, des Greiſen Stimme vernehmend, kehrte raſch um, faßte deſſen Hand und ſprach mit weicher Stimme: „Verzeiht Oheim, es ſoll nimmer geſchehen; ach! Ihr habt mir ja ohnedies ſchon ein ſo großes Opfer gebracht, da ihr mich bei ſo ſchlimmem Wetter nach Stuttgart geleiten mochtet!

Wenn nur auch die ganze Reiſe eines Opfers werth

iſt, entgegnete mürriſch der Oheim, und du wenigſtens den ſündhaften Tand und die Nichtigkeit des eitlen Weltlebens dadurch recht erkennen lernſt, damit dir die thörichten Gedanken darnach einmal vergehen.

Dachtet ihr denn in eurer Jugend auch ſchon ganz ſo wie jetzt, Oheim? fragte der Jüngling.

Im Anfang gab's zwar bisweilen auch bei mir Anfechtungen, der böſe Feind wollte mich verlocken zur Weltluſt, aber mit Gottes Hülfe überwand ich ihn jedesmal, und ſeitdem hab' ich mich Gottlob nie mehr in die arge Welt zurück gewünſcht, wo der Satan herumgeht wie ein brüllender Löwe und ſuchet, welchen er verſchlinge!

Der Neffe ſchüttelte bei dieſer Rede faſt unmerklich das Haupt, und ſchon wollte der Oheim weiter fortfahren in ſeinem Lieblings-Texte von der Verderbtheit der Welt und der Heiligkeit des Kloſterlebens, als plötzlich Pferdegetrappel gehört wurde.

Zwar hatte Graf Eberhard der Aeltere von Würtemberg durch weiſe Geſetze, mehr noch aber durch die unerbittliche Strenge, womit er die Räuber, hohen und niedern Standes, beſtrafte, in ſeinen Landen die öffentliche Sicherheit ſo feſt begründet, daß man nur ſelten von Straßenraub hörte, aber dem Greiſe, der den ſichern Ring ſeiner Kloſtermauern ſo ſelten verließ, und alles, was außerhalb deſſelben befindlich war, ſich ſo düſter und furchtbar vorſtellte, war dabei doch gar nicht wohl zu Muthe, beſonders wenn er die nahen Berge betrachtete, aus deren Schluchten ſchon mancher Räuber hervorgebrochen war.

Erſchrocken drehte er ſich daher um, aber ſtatt eines wilden Räuberhaufens zeigte ſich ihm eine Schaar von Knappen, an deren Spitze ein Fräulein und ein Ritter einher trabten. Ernſt und ſonnenverbrannt war das Geſicht des letztern, dichte Brauen beſchatteten die feurigen Augen, zwiſchen denen ſich ſtolz die gebogene Naſe erhob, auf dem Haupte trug er ein grünes, goldbeſäumtes Barett mit Federn, über dem dunkeln Wamms aber einen dicken Wolfspelz. Sobald er näher kam, erkannte der Greis in ihm den Ritter Albrecht von Stauffeneck, er hielt alſo ſtille und rüſtete ſich den Nahenden mit ehrerbietigem Gruße zu empfangen.

Auch ſein jüngerer Gefährte hatte ſich nach den Kommenden umgewendet, aber nicht der Ritter, ſondern deſſen Begleiterin zog ſeine Blicke auf ſich.

Zwar verhüllte ein dichter, reichlich mit Schneeflocken beſäter Mantel ihre Geſtalt, aber der Schleier, der ſie vor'm Winterſturme ſchützen ſollte, flatterte ſeitwärts und ließ ein Angeſicht ſchauen, über welches der Unſchuld ſüßer Frieden ausgegoſſen war; jugendlich friſch blühten die vollen Wangen, purpurn glühten die ſchwellenden Lippen und freundlich mild leuchtete das dunkelblaue Augenpaar.

Unverrückt hatte Hermann auf ſie die Blicke gerichtet, während der Oheim vortrat und den Ritter mit tiefem Bücklinge empfing; dieſer, ihn erkennend, bog ſich vor und ſtreckte dem Greiſe die Rechte zu, da bäumte ſich ſein Roß, machte einen gewaltigen Seitenſprung und war ſchon dicht an dem Jünglinge, als dieſer, die Gefahr ge-

wahrend, raſch über den Bach, der hier der Heerſtraße entlang floß, ſetzte.

Aber er ſprang zu kurz, auf dem jenſeitigen Abhange ausglitſchend, ſank er, da die Eisdecke unter ihm brach, in die Fluthen des, von erſt kürzlich vorhergegangenem Thauwetter noch ſtark angeſchwollenen, Baches.

Dem Schreckensrufe des Oheims, als er den geliebten Neffen ſinken ſah, folgte ſchnell der Angſtſchrei des Fräuleins, die ihre Blicke ebenfalls auf ihn geheftet hatte, und eben ſo raſch wandte der Ritter ſein Roß und rief den ihm folgenden Knappen zu, dem Unglücklichen beizuſtehen.

Doch ſchon hatte ſich Hermann wieder emporgearbeitet, da ſie ihm zu Hülfe eilten, und ſtand nun mit triefenden Kleidern am Rande der Heerſtraße.

Ein wackerer Junge, rief der Ritter, wie er ſo gewandt ſich aus der Tiefe empor ſchwang, gib ihm ein Roß, Georg, und eile mit ihm dem nächſten Dorfe zu, damit er ſich dort das durchnäßte Gewand trocknen laſſe, der Wind pfeift kalt herüber vom Gebirge, und leicht möcht's ihm ſchaden, wenn er zu Fuße langſam fürbaß ſchritte; wir werden bald nachkommen.

Georg erfüllte ſchnell ſeines Herrn Gebot, er machte eines der Pferde, die an einander gekuppelt dem Zuge folgten, los, behend ſchwang der Jüngling ſich darauf, und raſch ging's nun in ſcharfem Trabe vorwärts.

Furchtſam ſah der Oheim, wohlgefällig der Ritter den Reitenden nach, aber gleich wandte ſich der letztere wieder an der Greis und ſprach: „Seid mir gegrüßt,

Pater Guardian, und nehmt's nicht übel, daß ich euch solch' einen Schrecken einjagte; mein Roß ist lange müßig gestanden, und darüber etwas wild und unbändig geworden, doch denk' ich, wenn wir uns auf der Heimreise wieder begegnen, soll's zahmer sein. Ihr wollt doch wohl auch nach Stuttgart ziehen mit eurem jungen Gefährten, wer ist's denn? Soll er etwa auch ein Mönch werden? Das wäre Schade, er gäbe, wie mir dünkt, einen tüchtigen Reitersmann. Seht, wie er so rasch mit meinem Georg dahin fliegt.

Das hat er zu Hause gelernt, auf seines Vaters Hofgute, entgegnete der Greis, da war das Rossetummeln seine größte Lust; doch der Herr hat ihn auch mit besondern Gaben ausgerüstet und —

Da meint ihr denn, unterbrach ihn der Ritter, es müsse ein Mönch aus ihm werden, nun, wenn nur etwas Tüchtiges aus ihm wird, dann ist es all' Eins, Mönch oder Ritter, der mit dem Arm, jener mit dem Kopf, sind sie nur sonst wacker und kräftig, so können sie beide genug Gutes stiften auf dieser Erde. Aber über diesen Reden da vergaß ich ganz, daß ihr zu Fuße seid, wohl auch schon etwas ermüdet von der Reise und von dem eben gehabten Schrecken angegriffen. Dort hinten lauft noch ein Pferd meiner Tochter mit, besteigt es, ehrwürdiger Herr, s'ist ein gar sanftes Thier, und wird euch sicher vollends nach Stuttgart tragen.

Der Mönch gehorchte, obwohl ein wenig zaghaft, des Ritters Worten, ritt dann an dessen Seite, und bald hatte sich zwischen den beiden Männern ein lebhaftes

Geſpräch entſponnen, während deſſen der ganze Zug ſich wieder in Bewegung ſetzte.

Das nächſte Dorf war bald erreicht, vor einer Herberge, die am Ufer eines ſeichten aber breiten Baches lag, hielt man ſtill, der Ritter und ſeine Genoſſen ſtiegen ab und traten, indeß die Knappen die Roſſe in den Stall führten, in die Schenkſtube, aus der ihnen eine behagliche Wärme entgegenſtrömte. Das erſte, was ſie hier erblickten, war Hermann, der in den langen, mit Schafspelz verbrämten, Feſttagsrock des Wirthes gehüllt war, indeß an dem mächtigen Ofen von Thon ſeine Kleider zum Trocknen hingen.

Beim Jörgen, rief lachend, als er ihn erblickte, Albrecht von Stauffeneck, ihr ſeht wahrhaftig aus, als hättet ihr euch zum Faſchings-Tanze vermummt, nun, nun, ich denke das kalte Bad ſoll euch keinen Schaden gethan haben, s'iſt ganz gemüthlich warm hier im Zimmer, und eine kräftige Weinſuppe wird den Froſt vollends aus euren Gliedern verjagen!

Es hätte hiezu der Weinſuppe, die bald in zinnerner Schüſſel auf dem zierlich eingelegten Tiſche dampfte, bei Hermann gar nicht bedurft, der Anblick der ſchönen Marie von Stauffeneck, die nun, nach Ablegung des Mantels, in ihrer ganzen, herzenfeſſelnden Anmuth vor ihm ſtand, und ihn ſchalkhaft-lächelnd anſchaute, fachte eine Glut in ihm an, die des Winters ſchärfſte Kälte aus ſeinen Gliedern zu vertreiben vermocht hätte. Weder des Ritters Scherzrede, noch des Oheims freundliche Troſtworte über den erlittenen Unfall, konnte er beant-

worten; da ſaß er, ſtumm, mit glühenden Wangen, hochpochendem Herzen, die Augen niedergeſchlagen und nur verſtohlene, ſchüchterne Blicke zur Jungfrau hinüberſendend.

Die Alten meinten, das ſeien noch die Folgen des erſt überſtandenen Schreckens, welche bald vollends verſchwinden würden, ſie überließen ihn alſo ſich ſelbſt und, indem ſie der Weinſuppe tüchtig zuſprachen, huben ſie an über mancherlei Gegenſtände zu reden. Beſſer als ſie ahnete Marie, was in des Jünglings Seele vorging und auch ſie wurde nun ſtill und nachſinnend, ihre rechte Hand ruhte auf dem Kopfe eines großen, ſchwarzen Jagdhundes, der ſich vertraulich an die Herrin angeſchmiegt hatte, und ſie mit treuen klugen Blicken anſchaute, das niedliche Köpfchen aber hatte ſie auf den linken Arm geſtützt.

So ſaßen beide einander gegenüber, ohne auch nur ein Wort mit einander zu wechſeln, aber ihre Herzen waren von mancherlei Gefühlen bewegt.

Denn ſie ſtanden beide gerade in dem Alter, wo das Spiel der Gefühle in der jugendlichen Bruſt erwacht.

Wenn der Knabe ſorglos durch's Leben hüpfte, nur mit der Auſſenwelt um ihn her, nicht mit ſeinem Innern beſchäftigt, ſo beginnt ſich jetzt, wo der erſte weiche Flaum um Lippen und Kinn ſproßt, in des Jünglings Herzen Etwas zu regen, noch unerklärlich ihm ſelbſt, ein noch unbeſtimmtes Sehnen, das Gefühl einer Leere, die er ſo gerne ausfüllen möchte; der Umgang mit ſeinen Geſpielen vermag ihn nimmer zu befriedigen, es zieht ihn weg

von ihnen, er irrt umher, bis er gefunden, was er suchte, was sein Sehnen stillt.

Auch der Jungfrau genügen jetzt der harmlosen Kindheit Spiele nicht mehr, auch ihr Herz durchbebt nun ein bisher unbekanntes Gefühl, der muntere Feuerblick wird durch die sanfte Glut der Schwärmerei gemildert, und selbst der Stimme zarter Laut tönt weicher, schmelzender als sonst.

So war es auch bei Marien, so bei Hermann, jetzt hatten seine Gefühle, sein Sehnen endlich einen bestimmten Gegenstand gefunden, der holden Jungfrau Bild war eingezogen in sein Herz, aus Schnee und Eis, unter rauhen Winterstürmen sprößte die Blume einer Liebe empor, die unter Stürmen blühen und ach! allzufrüh welken sollte, nachdem nur eines kurzen Frühlings Wonne sie beseligt hatte.

Albrecht von Stauffenecks Stimme, zum Aufbruch mahnend, weckte endlich die Jungfrau und den Jüngling aus ihren Träumen, sie schickten sich schnell zur Weiterreise an, und in Kurzem ritt die ganze Gesellschaft rasch den Berg hinan, bald gings wieder hinab, dann wieder hinauf, im Thale schlängelte sich die Rems dahin, deren ungestüme Wellen des Winters starre Eisdecke gebändigt hatte, bis sie da, wo die Straße sich auf's Neue senkte, deren Saum berührend, einem Städtchen mit festen Mauern und stattlichen Thürmen zufloß.

Da ist Waiblingen, sprach der Ritter, zu Hermann sich wendend, das einst den mächtigen Stauffen, meinen Stammsverwandten, gehörte. Damals waren es schönere

Zeiten in deutſchen Landen als jetzt, ſetzte er ſeufzend hinzu, wo Kaiſer Rothbart und Friederich des Reiches Scepter in der kräftigen Hand hielten.

Ich kenne dieſe Zeiten recht wohl, Herr Ritter, rief Hermann lebhaft aus, oft ſchon hab' ich die Kaiſer-Burg auf dem Stauffenberge beſucht, und mich zurück verſetzt in jene herrlichen Zeiten, wo einſt hier die kühnen Helden, und die holden Damen wandelten und der Minneſänger ſüßes Lied hier klang. Wenn ich dann ſo auf den Zinnen ſtand, und hinab ſchaute auf das Schlößlein drunten, das die Wiege des mächtigen Herrſcher-Geſchlechts war *), wie wurde ich da von Bewunderung ergriffen, wenn ich daran dachte, wie es aus ſo geringen Anfängen zu ſolcher Höhe emporgeſtiegen!

O welche Gefühle, fuhr der Jüngling, gegen Marien gewendet, die während ſeiner Reden ſich genähert hatte, noch lebhafter fort, welche Gefühle durchbeben nicht mein Herz, wenn ich einher ſchreite im düſtern Gewölbe unſrer Kloſterkirche und da zu beiden Seiten die Bilder der Stauffen auf mich herabſchauen, der gewaltige Barbaroſſa, der Wetterſtrahl in der Schlacht, der große Friederich, der unerſchütterlich feſt ſtand im Kampfe mit ſeinen Widerſachern, der fromme kluge Herzog Friederich von Schwaben, der Stifter unſers Kloſters, der ſtolze

*) Das Wäſchenſchlößchen, unten nördlich vom Stauffenberge, unweit des Dorfes Wäſchenbeuren noch jetzt zu ſchauen, früher die Burg Büren oder Beuren genannt. Friederich von Büren baute 1070 Hohenſtauffen, ſein Bruder Ludwig aber 1080 Stauffeneck.

Philipp und die unglückliche Irene, die herrliche Griechenfürstin. Da stehet er, der letzte Sprosse des erlauchten Stammes, Konradin, in frischer Jugend Schöne blühend, über ihm das schreckliche Mordbeil, das, ach! allzu früh sein schönes Leben endete!

Staunend vernahm der Pater Guardian des Neffen begeisterte Rede, mit pochendem Herzen horchte Marie seinen Worten, und mit steigender Theilnahme hörte ihm Albrecht von Stauffeneck zu. Fürwahr, rief er, da Hermann geendet hatte, solch' ein Jüngling gehört nicht in's Kloster, überlaßt ihn mir, ehrwürdiger Herr, und ich geb' euch mein ritterlich Ehrenwort, ich will einen wackern Kriegsmann aus ihm ziehen.

Erschrocken vernahm der Oheim diese Rede, denn er sah, wie dabei Hermanns Auge blitzte, wie mächtig dieser Antrag ihn ergriff; darum hielt er's für besser, für die Gegenwart nur ausweichend zu antworten, und sprach also: Verzeiht, Herr Ritter, wenn ich euch nicht so antworten kann, wie sich's gegen einen so edeln Herrn und auf einen so ehrenvollen Antrag geziemte; aber der Jüngling hängt nicht allein von mir ab, er hat noch einen Vater, dem die Entscheidung über seine künftige Bestimmung zunächst zusteht.

Beim Jörgen, entgegnete Albrecht von Stauffeneck, das war klug von euch erinnert, den Vater müssen wir freilich zuerst um seine Einwilligung fragen. Aber laßt mich nur wieder nach Stauffeneck zurückgekehrt sein, dann reis' ich selbst zu ihm hinüber und mach' ihm den Vorschlag; so viel ich weiß, war er in seiner Jugend selbst

ein wackerer Kriegsmann, und wird es dem Sohne nicht verſagen, wenn er in ſeine Fußſtapfen treten will.

Der Mönch erwiederte nichts auf dieſe Rede, ihm genügte es, vorerſt die Gefahr, die ſeinen Abſichten mit Hermann drohte, glücklich abgewendet zu haben; der Neffe aber fürchtete, er möchte, wenn er ſich in das Geſpräch miſche und ſeine Wünſche kund gebe, des Oheims Unwillen erregen, in deſſen Blicken er deutlich leſen konnte, wie ſehr des Ritters Vorſchlag ihm mißbehagte; auch verſchloß ehrerbietige Scheu vor Albrecht von Stauffeneck der ſich mit ſeiner Rede nicht an ihn ſelbſt gewendet hatte, ihm den Mund; er ſchwieg alſo, und in der Unterhaltung trat eine Pauſe ein, während welcher die Geſellſchaft die Höhe, welche zwiſchen Waiblingen und Cannſtatt emporſteigt, vollends erſtieg.

Da blickt umher, junger Mann, hub nun Albrecht von Stauffeneck von Neuem an, ſchaut hin in eures Vaterlandes Gauen, die ſich hier, auch unter der weißen Schneedecke noch ſo ſchön, vor euch ausbreiten. Seht, dort links liegt Fellbach, auf deſſen Bergen ein ſo trefflicher Wein wächst; und dort, wo die Linde einzeln auf der Höhe ſich erhebt, mit ihren jetzt kahlen, weit verbreiteten Aeſten, dort haben in alten Zeiten die Herrn von Wirttenberg Gericht gehalten. Auch eine Kapelle werdet ihr drüben erblicken, ſie iſt erbaut auf der Stelle, wo einſt dem frommen Mönche Luitold die heilige Jungfrau mit dem Chriſtus-Kinde erſchien, und in zahlreichen Schaaren wallfahrten zu ihr die Glaubigen.

Aufmerkſam horchte der Jüngling auf des Ritters

Worte, der Anblick der weiten Fläche, die ſich rechts in die blaue Ferne verlor, links vom nahen Gebirge umgränzt wurde, war ihm neu und überraſchend, bald da, bald dort ſchweiften ſeine Blicke umher, jetzt nach den Dörfern, deren Kirchthürme im Abend-Sonnenſtrahle glänzten, jetzt nach den entlaubten Wäldern, die düſter aus der weißen Schneefläche ſich erhoben; öde ſtanden die reichen Kornfluren, traurig am Boden hin krochen die dürren Reben; aber Hermanns aufgeregte Einbildungskraft ſtellte ſich hier wogende, gelbe Korntrifften, dort dicht begrünte Rebenhügel vor, und verſchwunden war für ihn der traurige Winter.

Ritt ja doch auch ſie ihm zur Seite, ſeines Herzens Wonne, durfte er ja doch auch zu ihr den liebeglühenden Blick erheben, und ſich weiden an ihrer holden Geſtalt, welche der Sonne letzte Strahlen leuchtend umſpielten.

Ermuthigt durch den Beifall, den ſeine begeiſterte Rede bei ihr und ihrem Vater gefunden hatte, wagte er es jetzt ſogar bisweilen ein ſchüchternes Wort an ſie zu richten, und hoch erröthend antwortete ihm die Jungfrau.

So ritt er ihr zur Seite voll Wonne weiter, der Berg ſenkte ſich herab ins Thal, an ſeinem ſanft abfallenden Abhang ſtieg ein Kirchlein empor, von etlich Häuſern umgeben, es war Ufffirchen, an dem ſie ſchnell vorüber und in Kurzem zu Cannſtatts Thoren einritten. Weiter gings über die Brücke, unter welcher der Neckar brauſend ſeine Fluthen zwiſchen beeisten Geſtaden hinwälzte, und von wo ſie auf der Höhe Altenburgs Häuſer im Abendlichte ſchimmern ſahen, nach Brye. Dann

führte der Weg einen steilen Hügel hinauf, wo die Reisenden die ermüdeten Pferde ein wenig ruhen ließen. Sie selbst ergötzten sich indeß an der herrlichen Aussicht, vor ihnen lag im bergumgränzten Thale Stuttgart, schon in die Schatten der Dämmerung versenkt, indeß sie selbst noch der sinkenden Sonne letzter Strahl begrüßte, hinter ihnen das schöne Neckarthal von dessen Rande hie und da noch die Spitze eines Kirchthurms herüber leuchtete, über alle aber des Schlosses Wirtenberg Mauern und Thürme hoch hervor ragten. Diese Aussicht fesselte lange ihre Blicke, bis der schon untergegangenen Sonne letzter nun allmählich auch erbleichender Feuerglanz am Wolkensaume des westlichen Horizonts sie zum Weiterziehen mahnte. So ritten sie also die Höhe hinab und kamen mit Einbruch der Nacht durch's Dunzhofer Thor in Stuttgart an, wo sie ermüdet von der Reise ihren Herbergen zueilten. *)

Als der rauhe, tiefe Ton des Wächterhorns Mitternacht verkündigte, herrschte in Stuttgart überall die tiefste

---

*) Ufflirchen, Brye und Altenburg lagen um Cannstatt herum, ersteres, wo noch die davon genannte Kirche steht, das zweite bildet jetzt die Vorstadt, das letzte stand über dieser auf der Höhe, wo jetzt noch die Altenburger Steig empor steigt. Das Dunzhofer Thor hatte seinen Namen von dem schon damals abgegangenen Dorfe Dunzhofen, das in der Nähe der jetzigen königlichen Maierei lag.

Ruhe und Stille; Bürger und Fremde, Ritter und Knappen genoßen des erſten erquicklichen Schlafes, nur Hermanns Augen floh noch der ſüße Schlummer.

Sein Geiſt und Gemüth waren von den Ereigniſſen des vergangenen Tages zu mächtig ergriffen worden, es drängte ſich ihm eine zu große Menge von Betrachtungen auf, als daß er hätte einſchlummern können. Wer es weiß, wie tief der Eindruck iſt, den die erſte Liebe auf die Seele eines feurigen, noch unverdorbenen, aber mit der Welt auch noch ganz unbekannten, Jünglings macht, der wird ſich hierüber nicht wundern. Das Bild der Geliebten, dem körperlichen Auge entrückt, ſteht deſto lebhafter, zum Ideal verſchönert, vor dem geiſtigen Auge, vom roſigen Schein einer herrlichen Zukunft voll ungetrübten Liebes-Glücks umleuchtet. Des Wiederſehens Wonne, der Sehnſucht bitterſüßes Gefühl, der Liebe Freuden und Schmerzen, der Wechſel des Hoffens und Fürchtens, ſie ziehen, in mancherlei Geſtaltungen und Ereigniſſe gekleidet, vor dem Geiſte vorbei und endlich erſcheint im Hintergrunde der heiß erſehnte, ſüße Augenblick, wo der Geliebten Mund bekennt, was ihre Augen ſchüchtern früher ſchon geſtanden; die Stunde der ewigen Vereinigung, vielleicht noch ſo ferne, erhebt im Vorgenuſſe ſchon des Jünglings Herz zur höchſten Stufe der Seligkeit.

Ach! freilich gar zu oft ſind dieß nur ſchöne lichte Träume, die niemals in die finſtere Wirklichkeit übergehen, der Garten der Liebe, voll zarter Himmelsblüthen, erſtarrt oft nur zu bald im Winterſturme des Lebens zur

öden Wüſte, und von all' jenen Gefühlen bleiben nur Schmerz und Sehnen dem zerriſſenen, blutenden Gemüth.

Doch was ahnet hievon des Jünglings Herz im erſten ſchönen Traume ſeiner Liebe? Die Schwierigkeiten, die ſich ihm entgegen ſtellen, vermögen den kühnen Flug ſeiner Schwärmerei nicht zu lähmen, jedes Hinderniß erſcheint ihm gering gegen ſeine unendliche Liebe, der Beſitz ſeines theuerſten Gutes aber gewiß, und um ſo ſüßer, je ſchwerer er zu erkämpfen war.

So war es auch bei Hermann, nicht der Unterſchied des Standes, nicht ſeine künftige Beſtimmungen vermochten ihn zurück zu ſchrecken von dem beſeligenden Gedanken, Marie von Stauffeneck einſt noch die Seinige nennen zu dürfen. Hatte ja doch Mariens Vater ſchon bei ihrem erſten Bekanntwerden ein ſo entſchiedenes Wohlwollen gegen ihn gezeigt, hatte ja doch er ſelbſt ihm die Ausſicht auf eine ehrenvolle Laufbahn eröffnet? Noch unkundig der mächtigen Schranken, welche damals ſo gut wie zu andern Zeiten, und in andern Ländern die Stände trennten, noch unbekannt mit dem Stolze des Adels, welcher eine lange Reihe von Ahnen dem größten Verdienſte, den herrlichſten Talenten vorzieht, und der Reinheit des Geſchlechts durch Verbindung mit einem nicht Ebenbürtigen eine unvertilgbare Mackel anzuhängen wähnt, meinte er, wenn er nur einmal von der ihm jetzt läſtiger als je erſcheinenden Beſtimmung zum geiſtlichen Stand befreit ſei, und die, Ehre und Anſehen verſchaffende Laufbahn des Kriegers betreten dürfe, werde es ihm leicht werden Mariens Beſitz zu erringen.

Das aber ſchien ihm nicht beſonders ſchwierig, ſich von jenem Stande los zu machen, da er ſeines Vaters Denkart kannte.

Es war dieß ein wackerer, verſtändiger Mann, der ein Hofgut bei Alfdorf vom Kloſter Lorch zu Lehen trug, zwar nicht viel beſſer gebildet, als damals überhaupt ſein ganzer Stand, aber doch frei von manchem Aberglauben, manchem Vorurtheil deſſelben.

Er hatte in ſeiner Jugend Kriegsdienſte gethan, Frankreich und Italien beſucht, ſo die Welt kennen gelernt, und manches erlebt und erfahren, was ſeine Anſichten und Begriffe berichtigte und ihn über die große Menge ſeiner Standesgenoſſen erhob.

Die Geiſtlichkeit vornehmlich ſtand nicht hoch in ſeiner Achtung, denn nicht nur war auch zu ihm Einiges von den herben Klagen und bitteren Satiren gedrungen, wozu damals die ſchlechte Aufführung des größeren Theils dieſes Standes, nicht nur Weltliche, ſondern ſelbſt fromme, um das Wohl der Kirche beſorgte Männer aus ſeiner eigenen Mitte veranlaßte, ſondern er hatte ſie auch aus eigener Erfahrung, vornämlich in Italien, in ihrer ganzen damaligen Erniedrigung kennen gelernt.

Kein Wunder alſo, wenn Hermanns Vater ſeinen einzigen Sohn nicht in den geiſtlichen Stand treten laſſen wollte, wenn er lieber wünſchte, ihn einmal auf ſeinem Hofgute angeſeſſen zu ſehen. Der Oheim Martin dagegen, welcher Guardian des Kloſters Lorch war, meinte der Knabe, welcher nicht gemeine Anlagen hatte, müſſe darum nothwendig dieſen Stand erwählen und

zwar ſollte er ein Mönch werden, weil er da, wie der Pater Guardian ſagte, vor den Verführungen und Anfechtungen der böſen Welt am beſten geſichert ſei. Einen andern Grund, warum Hermann Mönch werden ſollte, hüttete ſich der Pater weislich anzuführen, weil nämlich in dieſem Falle das ſchöne Hofgut ſeines Vaters dem Kloſter Lorch heimgefallen wäre. Seine Meinung aber unterſtützte aufs eifrigſte ſeine Schweſter, Hermanns Mutter, weil ſie dadurch den Himmel leichter zu gewinnen hoffte, wenn ſie ſeinem Dienſte ihren einzigen geliebten Sohn widmete.

Lange widerſtand entſchloſſen der Vater, erſt da ſeine Gattin auf dem Todtenbette lag, und der Schmerz über den nahen Verluſt ſeiner geliebten Margaretha ſeine Kraft gebrochen hatte, als er ſah, wie ſehr der Gedanke, ihren Sohn nicht als Diener des Himmels zurück laſſen zu können, ihren Todeskampf erſchwerte, da willigte auch er ein, und erleichterte ſo ſeiner Gattin die letzte, bange Stunde.

So geſchah es, daß Hermann zum Mönche beſtimmt wurde, und der Oheim, fürchtend, es möchte den Vater, wenn der erſte herbe Schmerz vorüber ſei, gereuen, und er ſeine Einwilligung zurücknehmen, führte nun, unterm Vorwande beſſerer Vorbereitung, den Knaben ſogleich mit ſich nach Lorch, wo es aber dieſem bei längerem Aufenthalte gar nicht gefallen wollte.

Oft blickte er vom Kloſter aus ſehnſüchtig nach den grünen Matten, wo des Hirten wollentragende Heerde weidete, und die Sichel des Schnitters erklang, nach

den dunkeln Wäldern, wo des Weidmanns lauter Jagdruf und der helle Ton des Hifthorns erſchallte, und nach den ſtattlichen Burgen, von wo herab auf ſtolzen Roſſen Ritter und Knappen ins Thal zogen! Das eiſerne Wamms des Reiterknechts däuchte ihm eine viel ſchönere Tracht, als die Benediktinerkutte, und weit lieber horchte er auf die Erzählungen der Reiſigen des Kloſters, als auf die Lobreden, welche ſein Oheim dem Mönchsleben hielt. Als daher auch nach Lorch die Kunde kam von dem feſtlichen Turnier, welches Graf Eberhard der Aeltere von Wirtenberg ſammt der Ritterſchaft in Schwaben nach Stuttgart ausgeſchrieben hatte, ließ er ſeinem Oheim keine Ruhe, bis dieſer ihm verſprach, mit ihm nach Stuttgart zu ziehen. Der Oheim that dies zwar ungerne, doch vermochte er zuletzt den dringenden, wiederholten Bitten des Neffen nicht zu widerſtehen, und ſo war er denn, in Bürgerstracht gehüllt, mit dieſem dem Feſte zugewandert.

Die Reiſe hatte den alten Mann etwas angegriffen, und daher erhob er ſich am Sonntag Morgens erſt ſpät von ſeinem Lager, um mit ſeinem Neffen die Stadt zu durchwandeln und zu beſchauen.

Stuttgart war damals wegen ſeiner anmuthigen Lage, ſeiner Fruchtbarkeit und ſeines lieblichen Himmelſtriches ſehr berühmt, und wurde von den Schwaben allgemein das Paradies des Landes genannt; die Berge, welche von drei Seiten das Thal umſchloßen, waren größtentheils mit Wald bewachſen, und hie und da ragten aus dem Dickicht die Trümmer einer halb zerfallnen

Burg hervor, aber immer mehr wurden die Wälder gelichtet, und Weingärten traten an ihre Stelle; auch der frisch grüne Wiesengrund des Thals verschwand je mehr und mehr, statt seiner wurden Gärten angelegt, und neue Häuser-Reihen stiegen auf ihm empor, vornämlich seit den Zeiten des Grafen Ulrich des Vielgeliebten von Wirteuberg, der Stuttgart verschönerte und ansehnlich vergrößerte. Die alte Stadt, mit starken Mauern und tiefem Graben wohl verwahrt, umschlossen nun gegen Norden und Süden zwei Vorstädte, die eine, die Eßlinger Vorstadt genannt, war ebenfalls schon mit Mauet und Graben versehen, die andere aber, die Liebfrauen Vorstadt, so benannt von einer daselbst befindlichen Kapelle, war noch offen, und blos durch ein, an ihrem Nordende auf der Höhe befindliches, starkes Bollwerk, und eine Reihe hier sie umgebender Seen geschirmt. Aber dafür prangte sie mit breiten, schnurgeraden Straßen, und an ihrem Ende stieg ein geräumiges Gebäude empor, vom Grafen Ulrich zum einem Dominikaner-Kloster bestimmt; schon stand der untere Stock, von Quadersteinen fest und dauerhaft zusammengefügt, hie und da war über ihm auch schon ein Theil des Gebälkes aufgeschlagen, eben baute man emsig an der Kirche, welche die Stelle der Kapelle unsrer lieben Frau einnehmen sollte, und die an sie anstoßenden Kreuzgänge waren schon größtentheils vollendet. *)

*) Dieß Kloster wurde bei der Reformation aufgehoben und der Stadt zu einem Spital eingeräumt.

Auch die in der Stadt ſelbſt befindliche Stiftskirche war damals noch nicht ganz ausgebaut, nur der eine ihrer Thürme, links zwiſchen dem Schiff und dem Chore, ſtand ſchon vollendet da; nicht ſo der andere, noch fehlten ihr auch die meiſten äußeren Verzierungen, nur die Wappen ihres Erbauers, des Grafen Ulrichs, und ſeiner beiden Gemahlinnen erblickte man, in Stein ausgehauen, am Haupt-Eingange.

Ihr gegenüber ſtand das Kanzleigebäude, erſt vor Kurzem aus Holz neu aufgeführt, und eine doppelte Reihe kleinerer Häuſer trennte ſie von dem Schloſſe.

Dieſes lag nahe der Stadtmauer, am öſtlichen Ende der Stadt, es war damals ebenfalls noch ein blos hölzernes Gebäude, aber mit großen und feſten ſteinernen Gewölben unter der Erde; ſchon vor faſt fünf Jahrhunderten hatte Bruno, Abt zu Hirſchau, der Bruder des Grafen Konrad von Wirtenberg, es erbaut, Graf Ulrich der Höfinger aber, zweihundert Jahre ſpäter, ihm ſeine damalige Geſtalt und Ausdehnung gegeben. Hoch ragte der mächtige Bau mit ſeinem ſpitzigen Giebeldache über die benachbarten Häuſer empor, welche ihn auf der Oſtſeite einſchloßen und von dem Luſtgarten trennten, der ſich mit ſeinen breiten, ſchattigen Linden-Alleen, weit hinab gegen die Thalmündung erſtreckte.

Ein reges, muntres Leben herrſchte damals in der Stadt, vor den Häuſern prangten die ſchön gemalten Wappenſchilde und flatterten die koſtbaren Banner der zum Turnier herbei gekommenen Edeln. Die Straßen wimmelten von Menſchen, auf- und abrannten, der

müſſige Pöbel und die ſchauluſtige Jugend, gravitätiſch ſchritten im Feierkleide die ehrſamen Bürger einher, und aus den Fenſtern ſchauten ſchüchtern und verſtohlen blühende Jungfrauen. Hier zogen ſtolze Ritter auf gewaltigen Roſſen, hinter ſich der Knappen zierlich geputzten Troß, durch die Gaſſen; zarte Fräulein und Frauen ritten auf ſanften Zeltern einher, dort ſtampften die muthigen Pferde noch ungeduldig vor den Thüren der Herbergen, aus denen hohe Geſtalten, mit nickenden Federn auf den Baretten, hervorſchritten; hier ertönte der Ritter kräftiger Befehlsruf, dort das Beifallsgeſchrei der gaffenden Menge.

Vergebens überzog ſich der Himmel mit dichtem Gewölke, vergebens ſauste der kalte Nordwind ſcharf und ſchneidend durch die engen Straßen und überſchüttete von Zeit zu Zeit die Menge mit weißem Flockengewimmel, ſie achtete deſſen nicht, denn ein ſolches Schauſpiel war ſeit fünfzig Jahren in Stuttgart nicht mehr geſehen worden.

Auch Hermann hatte genug zu ſchauen und zu bewundern, aber nicht blos Neugierde war es, welche ſeine Blicke überall herum ſchweifen ließ, ſehnſüchtig ſuchten ſie Marien und ihren Vater. So oft der dumpfe Hufſchlag eines Ritterroſſes ertönte, ſo oft aus der Ferne die Purpurdecke eines Zelters erglänzte, pochte ſein Herz ſtärker, wo ein Wappenſchild prangte, wo ein Banner flatterte, dahin flog forſchend ſein Blick, doch umſonſt, weder Marie noch Ritter Albrecht wollten erſcheinen.

So war er endlich, von ſeinem Oheim geleitet, vor dem Schloße angekommen, wo ſich, da die hellen Glocken-

töne vom Thurme der Stiftskirche herab die Eröffnung des Kirchgangs verkündeten, die ſchauluſtige Menge zuſammendrängte.

Es ſtand nicht lange an, ſo begann der Zug; voraus ein Marſchall mit zwölf Trompetern in meergrüne Leibröcke gehüllt, mit blauen Beinkleidern und Mützen.

Ihnen folgte Graf Eberhard der Aeltere, begleitet vom Landgrafen Wilhelm von Heſſen. Würdevoller Ernſt lag in des Erſtern Geſicht, welches lange dunkelbraune Locken beſchatteten, ein dicker Bart von gleicher Farbe bedeckte den Untertheil deſſelben, und floß herab auf das einfache ſchwarze Gewand, über welchem der Orden des goldnen Vließes hieng, die hohe, offene Stirne zeigte ſchon etlich Furchen, aber unter ihr leuchtete mit mildem jugendlich-friſchem Feuer ein Paar großer, hellbrauner Augen. Ein reich mit Federn geziertes Barett, und ein Schwert, deſſen Griff einen Palmbaum darſtellte, waren der einzige Schmuck, an dem man den Herrſcher erkannte.

Zunächſt nun kamen geſchritten Markgraf Friedrich von Brandenburg und Graf Eberhard der Jüngere, deſſen Ausſehen aber von dem ſchlichten, ehrfurchtgebietenden Aeußern ſeines Vetters ſehr abſtach.

Sein Haar war kurz abgeſchnitten, ſein Geſicht noch voll und jugendlich, ſein Kinn bartlos, nur die Oberlippe mit einem kleinen Knebelbärtchen verſehen, die blauen Augen aber matt und ohne Ausdruck. Auf dem Haupte trug er ein rothes mit Gold eingefaßtes, mit etlich tief herabhängenden Straußenfedern geziertes Ba-

rett; eine weiße Krauſe umſchloß feſt den Hals, der Leibrock war grün, hatte breite Säume von ſchwarzem Sammt, und kurze, gepuffte Aermel, unter denen ein rothes Wamms hervorſchaute, auch die Beinkleider waren von Scharlach, und an der Seite hing ihm ein Schwert mit goldnem Griff. Er war beſtändig in Bewegung, bald ſprach er mit ſeinem Nachbar, bald mit den Perſonen hinter ihm, deutete öfters auf die herumſtehende Menge und lachte bisweilen laut auf, ohne ſich um die ernſten Blicke zu bekümmern, welche ſein Vetter ihm alsdann zuwarf.

Paarweiſe folgten hierauf die übrigen zum Feſte herbeigekommenen Ritter, über dritthalbhundert an der Zahl, eine glänzende Verſammlung, unter welcher man die Ahnen mancher, jetzt noch blühenden, Geſchlechter erblickte; da waren die Grafen von Hohenlohe, Zollern, Montfort und Werdenberg, die Freiherrn von Erbach, Geroldseck, Limpurg, Schwarzenberg, Waldburg und Zimmern, die Herrn von Berlichingen, Bodmann, Crailsheim, Dalberg, Enzberg, Gemmingen, Gültlingen, Liebenſtein, Pappenheim, Rechberg, Reiſchach, Seckendorf, Sickingen, Spet, Stadion, Suntheim, Wöllwarth u. ſ. w. Da ſah man auf goldbeſäumten Bannern die Wappen von mancherlei Ritter-Geſellſchaften, deren Mitglieder das Feſt beſuchten, den raſchen Jagdhund und das fabelhafte Einhorn, den felſenanklimmenden Steinbock und den die Wellen zertheilenden Fiſch, den reißenden Wolf und den geduldigen Eſel. Der Troß der Knappen und Reitersknechte beſchloß den Zug, deſſen Ende ſich noch im

Schloßhofe befand, als die vordern Paare ſchon die Kirche betraten.

Schon hatten hier auf der Empor-Kirche die Damen Platz genommen, und eifrig drängte nun das Volk ſich herbei und füllte die Hallen und Gänge, um den ſchönen Kranz der Frauen, die ſich hier in ihrem herrlichſten Schmucke zur Schau ſtellten, näher zu betrachten.

Da ſaß Barbara, des ältern Grafen Eberhards Gemahlin, aus dem italieniſchen Hauſe Gonzaga, eine Fürſtin, durch Reize des Körpers und Vorzüge des Geiſtes gleich ausgezeichnet, da ihre Muhme, Eliſabeth von Brandenburg, des jüngern Eberhards Gattin, die Gräfin von Hohenlohe, eine wirttenbergiſche Prinzeſſin, nebſt einer Menge anderer gräflichen und adelichen Frauen und Fräulein.

Neben einer ſchon etwas bejahrten Matrone, auf deren Geſicht die Zeit die Jugendreize großentheils verwiſcht hatte, erblickte man hier eine zarte Blondine, deren Reize eben erſt aus der Knoſpe zu brechen begannen, dort zeigte ſich eine ſtolze Brünette, von deren Haupte weiße Federn nickten, prangend im Schmucke völlig entfalteter Schönheit, hier ein blaſſes, nonnenartiges Geſicht, dort ein paar Wangen, wie mit des ſchönſten Sommer-Abends Purpur-Glut übergoſſen, hier ein Auge ſittſam zu Boden geſchlagen, dort ein andres, das die feurigen Blicke kühn über die Menge der Anweſenden herumſchweifen ließ. Wohl manch ein Herz, ſelbſt in der Bruſt der Niedern und Geringen, mochte heftiger pochen bei

dieſem herrlichen Anblick, wo ein ſo enger Raum die Blüthe von Schwabens Frauen und Fräulein umſchloß.

Unter ihnen ſaß auch Marie von Stauffeneck, nicht die ſtrahlendſte, aber gewiß eine der anmuthigſten Blumen in dieſem reichen Kranze. In vollen geringelten Locken floß ihr Haar herab auf den ſchön geformten Nacken, zwei Schnüre großer Perlen, die darein verflochten waren, erhöhten noch deſſen Rabenſchwärze, dichte gewundene Brauen beſchatteten das Auge, das faſt beſtändig niedergeſchlagen, nur je zuweilen einen ſchüchternen Blick auf die unten verſammelte Menge warf, eine feine Röthe überzog die Wangen und das niedlich gerundete Kinn. Der Hals erhob ſich ſchlank aus einem ſchneeweißen Spitzenkragen, an den ſich das ſchwarze Sammtkleid, von einem goldgeſtickten Gürtel umſchlungen, anſchloß.

Sehnſüchtig ſchaute Hermann hinauf zu ihr, für ihn erklang umſonſt die Muſik, die in vollen gewaltigen Tönen ans Gewölbe ſchlug, die Pracht des Hochamts war für ihn verloren, denn er ſah nur ſie, nur nach ihr hin flogen ſeine feurigen Blicke, und viel zu bald für ihn endigte der feſtliche Gottesdienſt.

Nun zogen Fürſten und Ritter zum Mahle auf's Schloß, wo in der Gräfin von Württemberg Gemächern auch die Damen ſich verſammelten, die ſchaubegierige Menge verlief ſich, die Bürger ſuchten ihre Wohnungen die Fremden ihre Herbergen auf, und auch Hermann und ſein Oheim gingen zum Mittags-Imbiß.

Die Herberge, welche der Pater Guardian mit ſeinem Neffen bezogen hatte, ſtand in der von ihr benannten Hirſchgaſſe, welche vom Marktplatze zum obern Thor führte. Es war ein recht anſehliches Haus, auf deſſen hoch emporragendem Giebel ein gewaltiges Hirſchgeweihe prangte; die Vorderſeite war reichlich mit Fenſtern verſehen, in deſſen Zwiſchenräumen allerlei kluge und luſtige Sprüche zu leſen waren. Zum Beiſpiel:

Alte Freund', alter Wein, alt Geld
Führen den Preis durch alle Welt.

Ferner:

Mancher könnt die Kappe ſparen,
Man kennt ihn ſo ſchon für einen Narren;

und

Wenn alle Leute wären gleich
Und wären alle ſämmtlich reich,
Und wären all zu Tiſch geſeſſen,
Wer wollt auftragen Trinken und Eſſen;

und dergleichen mehr.

Im untern Stocke des Hauſes war die ſehr geräumige Schenkſtube, deren hölzerne buntbemalte Decke von einer Doppelreihe ſtarker eichener Balken getragen wurde. Das vom Alter gebräunte Getäfel der Wände war mit Schnitzwerk geziert, und rings an ihm herum lief ein, ebenfalls zierlich ausgeſchnitztes, Geſimſe, ſonſt beſtimmt die Humpen und Krüge zu tragen, jetzt aber ganz öde und verlaſſen und gleichſam traurig herabſchauend auf

den geraubten Schmuck, den die in dreifacher Reihe die Stube durchlaufenden eichenen Tiſche trugen. *)

Denn diesmal blieb kein Krug, kein Humpen müſſig, ſie reichten kaum hin um die Gäſte zu befriedigen, die dicht gedrängt an den Tiſchen ſaßen, und den Wirth mit ſeinen Gehülfen unaufhörlich beſchäftigten. Indem nämlich die Ritter im Schloſſe bankettirten, hatten die Knappen ſich in den Herbergen verſammelt, um ſich ebenfalls einen guten Tag zu machen und zu ihnen hatten ſich auch die andern Fremden, die das Feſt zu ſchauen gekommen waren, geſellt, ſo wie viele Bürger von Stuttgart, daher zeigte ſich denn wie in andern Herbergen, ſo auch in der geräumigen Schenkſtube des Hirſches ein buntes ſchauenswerthes Getümmel. Da ſaßen etlich Knappen in zierlichen Leibröcken, das kurze Schwert um die Hüften gegürtet und ſchwazten von ihren Großthaten, dort ſah man einen Tiſch mit ehrſamen Bürgern, welche bewundrungsvoll den Prahlhanſen zuhorchten.

Hier erklang aus rauhen Kehlen ein mißtönender Geſang, dort vernahm man ein verwirrtes Geſchrei Hadernder, die weder ſich ſelbſt noch ihre Genoſſen mehr verſtanden. Drunter hinein ertönte der ſteinernen Weinkrüge dumpfer Klang und der helle Schall der zinnernen Humpen. Der Wein ſchien den Gäſten gar trefflich zu

*) Die Hirſchgaſſe brannte den dritten Auguſt 1761 völlig ab, mit ihr auch der Gaſthof zum Hirſch, daher kann dieſe Beſchreibung nicht mehr auf ihn in ſeiner jetzigen Geſtalt paſſen.

munden, er war von den beſten Geländen bei Stuttgart, zweiundachtzjger und dreiundachtziger, ein Ausbund von Wein, dergleichen in vielen Jahren nicht gewachſen war. *)

Dem aufmerkſamen Beobachter mochten auch die mancherlei Geſichtsbildungen ein unterhaltendes Schauſpiel gewähren. Denn da ſaß ein Knappe, um deſſen ernſtes, von der Sonne gebräuntes, narbenvolles Geſicht nur ſparſam noch etlich graue Haare hiengen, nicht weit von ihm aber erblickte man das rothwangige, von dichten Locken beſchattete Antlitz eines jungen Reiter-Knechtes, der mit freudeblitzenden Augen auf die Erzählungen ſeiner älteren Geſellen horchte.

Ueber das eine Geſicht ſchien die Abend-Sonne, die aber längſt untergegangen war, ihre volle Purpur-Glut ausgegoſſen zu haben, ſeine halbgeſchloſſenen Aeuglein leuchteten von trunkener Weinſeligkeit, dagegen ſchaute ein anderer gar ernſt und düſter in das fröhliche Getümmel, die Freude, welche die meiſten Geſichter in der weiten Schenkſtube verklärte, ſchien ſpurlos an ihm vorübergegangen zu ſein. Wiederum ließ ſich hier ein ehrliches Vollmonds-Geſicht ſehen, das ganz gemüthlich drein blickte, dort aber eine braungelbe, hagere Spitzbuben-Phyſiognomie, welche die kleinen liſtigen Augen herumlaufen ließ im ganzen Kreiſe, um ſich irgendwo einen guten Fang zu erſpähen.

---

*) Anno 1482 und 1483, wie die Chronik meldet, waren fruchtbare geſegnete Jahre, wo an Korn, Wein und Obſt ein Ausbund wuchs.

An einem Tiſche vornämlich, der ſo ziemlich die Mitte der Schenkſtube einnahm, ging es gar laut zu, hier ſaßen die Knappen des Stauffeneckers und der Rechberge ſeiner Vettern, *) welche zu acht gekommen waren, um das Turnier zu beſuchen. Es hatte ſich da ein Streit erhoben, deſſen Beilegung ſelbſt dem ſpitzfündigſten Scholaſtiker jener Zeiten weit ſchwieriger geworden wäre, als die Auflöſung des ſubtilſten Problems, ein Streit, der auch jetzt noch, wie damals, die Männerwelt gar häufig beſchäftigt, wem der Preis der Schönheit gebühre unter den zum Turnier gekommenen Frauen und Jungfrauen. Der eine ſtimmte für dieſe, der andere für jene, und je mehr man ſtritt, je häufiger der gute Wein die Kehlen netzte, deſto weniger war an ein Ende des Streits, an eine gütliche Vereinigung zu denken. Im Gegentheil bekam es mehr und mehr das Ausſehen, als würde, wie es übrigens in jenen Zeiten nicht nur bei Kriegsleuten, ſondern auch bei Gelehrten bisweilen vorkam, der Streit endlich mit handgreiflicheren Argumenten, als bloße Worte waren, entſchieden werden.

Da erhob ſich plötzlich aus der Mitte der Streitenden ein alter graubärtiger Knappe, der bisher ſich mehr mit dem Weine, als mit dem Hader ſeiner Geſellen beſchäftigt hatte, ſchlug mit geballter Fauſt ſo kräftig auf den Tiſch, daß die zinnernen Humpen zuſammenklirrten,

---

*) Stauffeneck, Büren (ſpäter Hohenſtauffen) und Rechberg waren Zweige eines Geſchlechtes, ſeit 1333 erſcheint ſogar eine Linie der Rechberge (Stauffeneck-Rechberg) im Beſitze Stauffenecks.

und rief mit ſtarker Stimme: So geht mir doch mit euren Frauen und Fräulein, und wären ſie auch ſo ſchön und ſo koſtbar angethan, als unſers durchlauchtigſten Kaiſers Ehewirthin, wie ich ſie zu Rom im Brautſchmucke ſah. *)

Wenn war's doch? — Ach ja anno dreiundfünfzig, wo der Türke, den unſer Herrgott dafür ſtrafen möge, Konſtantinopel einnahm, ich war dabei mit meinem gnädigen Herrn Hans von Rechberg, das war ein Leben, will's nimmer vergeſſen.

Laß das jetzt gut ſein, Georg, fiel ihm einer in die Rede, haſt es uns ja ſchon oft genug erzählt, ſag' uns lieber, wem du unter den in hieſiger Stadt verſammelten Damen den Preis der Schönheit zuerkennen würdeſt. Nun denn, fuhr etwas mißmuthig über die Unterbrechung Georg fort, ich behaupte, von all' den Fräulein, die zum Turnier gekommen ſind, ſeiens fürſtliche oder adeliche, iſt keine ſchöner als mein gnädiges Fräulein, Marie von Stauffeneck.

Das war ein Wort zu ſeiner Zeit, denn plötzlich hatte aller Streit und Hader ein Ende, und aus vollem Hals erklang's einſtimmig am Tiſche: „Haſt recht, alter Kämpe, ſie iſt die Schönſte! Und kräftig mit den Humpen anklingend, riefen die Knappen: „Hoch lebe Fräulein Marie von Stauffeneck!

Der gewaltige Lärmen, den dieſer plötzliche Aus-

*) Eleonore, Prinzeſſin von Portugal, ward 1453 zu Rom vom Papſte mit Kaiſer Friederich III. getraut.

bruch der Huldigung und Bewunderung, die der ſchönen Stauffeneckerin gezollt wurden, erregte, zog auch die Aufmerkſamkeit der übrigen Gäſte auf ſich, ſie forſchten nach, wem denn das donnernde Lebehoch gegolten habe, und nun entſtand ein noch viel ärgerer Streit und Lärmen als zuvor.

Denn die übrigen Knappen, deren meiſte ebenfalls eine Dame oder ein Fräulein zum Turniere geleitet hatten, meinten, es gezieme ſich ſchlecht für ſie, wenn ſie ohne weiters der Stauffeneckerin den Preis der Schönheit überließen, und ſie begannen nun ebenfalls ein jeglicher für ſeine Herrin, ſich eifrig zu verfechten.

Da gab's denn ein unermeßliches Geſchrei, die zinnernen Humpen, mit denen man, zur Verſtärkung der Beweisführung kräftig auf die Tiſche ſtieß, erhielten Beulen und Büge in Menge, und mancher Tropfen edeln Weins wurde verſchüttet.

Endlich arbeitete ſich durch die immer dichter um den Tiſch der Rechberge ſich zuſammendrängende Menge ein Knappe hindurch, von gar feinem Ausſehen, mit zierlich gelockten blonden Haaren, und ſchönem, jedoch etwas blaſſen und durch einen höhniſchen Zug um den Mund entſtellten Geſichte, er trug ein rothes, mit Federn geſchmücktes Barett, einen grünen, roth beſäumten Leibrock, der ſich dicht an den ſchlanken Körper anſchmiegte, und ein kurzes Schwert, neben welchem, in künſtlich mit Silber eingelegter Scheide, ein Dolch hing.

Ihr mögt mir ſonſt ein wackrer Geſelle ſein, Knappe, hub er zu Georg gewendet an, aber traun! was die

Schönheit betrifft, da ſollte ein ſo alter Kerl, wie ihr, ſich kein Urtheil mehr anmaßen; hab' ja euer Fräulein, das ihr ſo hoch erhebt, am Morgen auch in der Kirche geſehen, aber doch mein' ich, behaupten zu können, daß unter allen Frauen und Fräulein, die allhier jetzt verſammelt ſind, meine gnädige Frau, die Gräfin von Helfenſtein die Schönſte ſei!

Ja, ja, ſo iſt's, rief nun ein halbes Dutzend rauher Stimmen, die den Genoſſen des Knappen zugehörten, und wer das beſtreitet, der lügt!

Potz Jörgen, ſchrie da, ſeines Zornes nimmer Meiſter, Georg, indem er aufſprang und zum Schwert griff, ſo etwas ſoll ich mir von euch milchbärtigen Geſellen, ſagen laſſen, ich, der ich mit meinem gnädigen Herrn von Rechberg ſchon im Venediger-Kriege gegen die Türken kämpfte, da ihr noch in den Windeln lagt, und man euch die ungewaſchenen Mäuler mit Brei vollſtopfte. Ihr jungen Knaben wollt mich, einen alten Reitersmann und mein edles Fräulein höhnen? Das ſoll euch bei Gott nicht ungeſtraft hingehen!

Georgs Genoſſen waren indeß ebenfalls aufgeſtanden, und drängten ſich mit gezogenen Schwertern dicht um ihn her; auch auf der andern Seite aber ſah man nun blanke Klingen blitzen; ſelbſt ſehr viele der übrigen Knappen, vom Weine erhitzt, nahmen, die einen auf dieſer, die andern auf jener Seite Partei, die friedſamern Gäſte zogen ſich ängſtlich in die Winkel der Schenkſtube zurück, oder ſuchten durch die Thüre zu entkommen, der Wirth ſchlug jammernd die Hände über'm Kopf zuſam-

men, daß nun ſeine Schenkſtube zum Kampfplatz werden ſollte, da vernahm man ſchwere Fußtritte und Sporengeklirr vor der Thüre, raſch ſprang dieſe auf und herein trat Ritter Albrecht von Stauffeneck. Das Getümmel erblickend, zog er ſein Schwert, und ſtreckte es gebieteriſch zwiſchen die zum Kampfe gerüſteten Parteien.

Halt! rief er, im Namen meines Herrn, des Grafen von Wirtenberg, halt! Wollt ihr den Burgfrieden brechen, den die Herolde erſt heute verkündigt haben? Gelüſtet's euch etwa zu verſuchen, wie ſich's drunten in den düſtern Schloßgewölben wohne? Steckt die Schwerter ein, oder ich rufe die Burgfriedens-Wache und laß euch alle in's Burg-Verließ werfen!

Erſchrocken gehorchten die Knappen, und plötzlich herrſchte tiefe Stille in der ganzen Stube, der Stauffenecker aber fuhr fort: Wer hat den Hader begonnen? Sprecht!

Da wurden plötzlich zwanzig Stimmen laut, und der Ritter mußte von Neuem ſein Machtgebot erſchallen laſſen, um die Stille wieder herzuſtellen. Darauf wandte er ſich an Georg und ſprach: Sprich du einmal wer fing den Hader an?

Verlegen unter ſich blickend, begann mit ſtotternder Stimme Georg: Geſtrenger Herr —

Doch ſogleich fiel ihm der Ritter in die Rede: Schweig nur, ich weiß nun ſchon genug, du alter Hitzkopf, haſt wieder einmal dem Humpen zu viel zugeſprochen, und darob, wie immer, Streit angefangen; darum fort in den Stall zu den Roſſen, leg dich auf die Streu,

verſchlafe deinen Weintaumel und komm' dann Morgen, wenn du nüchtern biſt, und erzähl' mir, was hier vorfiel.

Beſchämt machte Georg ſich fort, der Stauffenecker aber wandte ſich nun an die übrigen Knappen und rief mit donnernder Stimme: Ihr andern haltet jetzt Ruhe wenn ihr nicht alsbald in den tiefſten Kerker wandeln wollt!

Er ſprach's, wandte ſich um und verließ die Stube, die Knappen ganz kleinlaut geworden, ſchlichen ſich an ihre Tiſche, leerten vollends ihre Humpen, und zogen dann einer nach dem andern in aller Stille ab, doch nicht ohne einander wilde, giftige Blicke zuzuwerfen.

Bald war die Schenkſtube faſt ganz leer, nur etlich Gäſte noch, Bürger der Stadt, ſaßen da und dort an den Tiſchen, und beſprachen leiſe das Ereigniß, deſſen Zeugen ſie eben geweſen waren.

Unter den wenigen noch anweſenden Gäſten befanden ſich Hermann und ſein Oheim, welcher ſich, um vom ärgſten Getümmel entfernt zu ſein, ganz in einer Ecke ſeinen Sitz erwählt hatte, von wo aus er von Zeit zu Zeit mißmuthige und ſtrafende Blicke auf die lärmende Menge warf.

Jetzt, nachdem Albrecht von Stauffeneck Ruhe geſchafft, und die Knappen ſich entfernt hatten, glaubte er ſeinem Unwillen auch durch Worte Luft machen zu dürfen; haſt du nun deine thörichte Neugierde geſtillt, hub er, zu Hermann gewendet, an zu ſprechen, haſt du das wüſte Treiben dieſer rohen Menge genug geſehen? nicht

zwei Worte können ſie ſprechen, ohne die Kehle zu netzen, nicht zwanzig, ohne die Schwerter zu ziehen. Wärſt du nicht meiner theuern, ſeligen Schweſter einziges Kind, mein lieber Neffe, faſt möchte mich's gereuen, die Kutte mit dieſem Rocke vertauſcht und mich mit dir in das Getümmel gewagt zu haben. Doch ich denke, s'iſt hoffentlich nicht umſonſt geſchehen, du erkennſt jetzt, wie viel beſſer es iſt, in Ruhe zu leben, hinter des Kloſters geheiligten Mauern, als ſich herum zu treiben in dieſer wild bewegten Welt, und wirſt dich bereitwilliger, als bisher, finden laſſen, in unſer ſtilles, friedſames Kloſter einzuziehen.

Aber Hermann vernahm wenig von dieſer wohlgemeinten Rede ſeines Oheims, er blieb ſtill und in ſich gekehrt ſitzen, denn ſeine Gedanken waren bei Marien. Doch der Oheim, unbekannt mit jenen ſüßen Regungen, die oft ſo plötzlich mit Macht in des Jünglings Herz einziehen, wähnte ſein Neffe ſei von den mancherlei neuen und wechſelnden Scenen des Tages ermüdet; ich ſehe, ſprach er alſo, du biſt ſchläfrig, auch iſt's führwahr ſchon tief in der Nacht, ſo komm' und laß uns in unſre Kammer gehen.

Sie entfernten ſich, ihnen folgten nach und nach auch die übrigen noch anweſenden Gäſte, und bald vernahm man in der erſt noch ſo menſchenwimmelnden, geräuſchvollen Stube nichts mehr als die Fußtritte des Wirths und ſeiner Gehülfen, welche eifrig beſchäftigt waren, alles wieder in die gehörige Ordnung zu bringen.

Eben saßen am Montag früh Hermann und sein Oheim beim Morgen-Imbiß, und letzterer begann schon über Albrecht von Stauffeneck zu schmählen, daß er, gegen sein Versprechen, sogar nichts mehr von sich hören lasse, und hiebei blieben auch seine gewöhnlichen Ausfälle auf die arge Welt, wo weder Treu noch Glauben herrschten, so wenig aus, als seine Lobrede auf das fromme, ruhige Klosterleben, als zu seiner Beschämung und zu Hermanns innigster Freude Georg herein trat und beide ehrerbietig grüßend, also anhub: Mein Herr, der Ritter Albrecht von Stauffeneck, läßt euch, ehrwürdiger Vater nebst eurem Neffen, zu sich laden, in seine Herberge, es wird heut mancherlei zu schauen sein, was absonderlich dem jungen Herren da viel Unterhaltung gewähren möchte.

Der Pater Guardian, eingedenk dessen, was er eben gesprochen, wurde über diese Einladung ein wenig verwirrt und stotterte daher eine so unzusammenhängende Danksagung heraus, daß der Knappe mit verwunderlichen Augen bald auf ihn, bald auf den Krug voll gewürzten warmen Weins schaute, der zwischen dem Oheim und dem Neffen auf dem Tische stand, wobei seine Blicke deutlich zu fragen schienen, ob denn der ehrwürdige Herr schon so früh ein wenig zu viel in den Humpen geschaut habe?

Pater Martin bemerkte das wohl, und um sich aus der Verlegenheit zu reißen, sprach er: Wir müssen uns zu einem solchen Besuche doch auch besser ankleiden, Hermann, darum laß uns in unser Gemach hinauf gehen, Georg mag indeß, wenn's ihm beliebt, sich hier gütlich

thun. Damit ſchob er dem Knappen den Krug zu und entfernte ſich eilends mit ſeinem Neffen.

Bei dieſer ſo unerwarteten Gabe vergaß Georg alle weiteren Betrachtungen über den alten Herrn, und ließ ſich den Wein, der, wie zuvor ſeine Geruchs-Nerven, nun auch ſeine Geſchmackswerkzeuge gar lieblich anſprach, ſo trefflich munden, daß, als der Oheim und der Neffe zurück kamen, auch nicht die Nagelprobe in dem glänzend polirten Zinnkruge übrig geblieben, der Knappe ſelbſt aber recht geſprächig geworden war. Nicht nur ergoß ſich ſein Dank gegen den Pater Guardian in vielen, nach ſeiner Art gar zierlich geſetzten Worten, ſondern er unterhielt auch zu Hermanns großer Freude ſeine Begleiter, während des ganzen Hinwegs zu der Herberge Albrechts von Stauffeneck, von nichts, als von ſeinem Herrn und deſſen Tochter.

Wie pochte des Jünglings Herz, als er endlich das rechbergiſche Banner mit den drei rothen Löwen vor der Thüre eines ſtattlichen Hauſes wehen ſah, als er eintrat in die geräumige Hausflur, wo ſchon die rings an der Wand herum hängenden Waffen und Rüſtungsſtücke die Gegenwart ritterlicher Gäſte verkündeten.

Eine brennende Röthe überzog ſein Geſicht, als Georg das Gemach öffnete und ihn nebſt ſeinem Oheim eintreten hieß.

Denn da ſaß im einfachen Morgenkleide, aus ſelbſtgeſponnener Leinwand verfertigt, neben ihrem Vater, Marie, leiſen, freundlichen Gruß den Eintretenden zu-

lispelnd, indeß der Ritter ſie mit kräftigem Handſchlag bewillkommte.

Ihr meinet wohl, ich hätt' euch ganz vergeſſen, ſprach er, aber ſeht, geſtern gab's ſo gar viel zu thun, das Bankett im Schloße dauerte auch ſo lange, daß ich wahrhaftig keine Zeit mehr fand, meine lieben Reiſegefährten zu begrüßen, dafür ſollt ihr heute meine Gäſte ſein, zuerſt begleitet ihr mich jetzt ins Ritterhaus, da könnt ihr unſern Herrn, den Grafen Eberhard von Wirtenberg in mitten ſeiner Räthe und Ritter ſehen, Nachmittags aber wird im Luſtgarten eine Falkenjagd angeſtellt werden, ein Schauſpiel, das euch wohl auch noch neu iſt.

Ihr thut uns zu viel Ehre an, edler Herr, entgegnete der Pater Guardian, und verpflichtet uns zur höchſten Dankbarkeit; längſt ſchon hab' ichs gewünſcht, den weiſen Eberhard umgeben von ſeinen Rittern und Räthen zu ſchauen, doch, was die Falkenjagd betrifft, werdet ihr verzeihen, es möchte ſich für meinen Stand nicht recht ſchicken, ihr beizuwohnen.

Ei, ich will euch auch nicht dazu zwingen, antwortete der Ritter, Gott behüte! Thut ihr ganz nach eurem Belieben, aber euren jungen Begleiter da, werd ich wohl mitnehmen dürfen!

Wenn er Luſt dazu hat, ſo mag er nur gehen, ſprach hierauf der Oheim, doch ein bedeutungsvoller Blick auf den Neffen that dieſem kund, wie unangenehm ihm das ſein würde. Aber Hermann konnte oder wollte dieſen Blick nicht verſtehen, er dachte nur an die Freude

in Mariens Geſellſchaft zu ſein und rief darum raſch: Ei warum ſollt ich denn nicht wollen, Oheim? Solch ein Schauſpiel ſeh ich vielleicht ſo bald nicht mehr. Ja, nehmt mich mit euch, edler Herr, zu ſchauen die ritterliche Luſt. Ach! wie oft ſchon hab ich nicht trauernd und ſehnſuchtsvoll den hellen, fröhlichen Ton des Hifthorns herauf ſchallen hören zu unſern Kloſtermauern!

Hermann, Hermann, unterbrach ihn ernſt ſein Oheim, denke daran, welcher Beſtimmung du entgegen gehſt! Erinnere dich an die letzten Worte deiner ſterbenden Mutter!

Still, Oheim, ſtill, rief der Jüngling und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, ich will ja gerne thun, was ihr gebietet, ich will ja nicht zur Falkenjagd gehen!

Nun das wäre doch zu viel gefordert von eurem Neffen, ſprach Albrecht von Stauffeneck, dies Vergnügen werdet ihr ihm doch nicht verſagen?

Durchaus nicht, edler Herr, antwortete der Pater Guardian, ich wollte den Jungen nur daran erinnern, daß er ſich der Weltluſt nicht allzu ſehr hingebe!

Da trat Georg herein: das Glöckchen auf dem Schloſſe ertönt!

Da iſt es Zeit aufzubrechen, ſprach der Ritter, ſo kommt denn, auf baldiges Wiederſehen, Marie!

Hiemit ſchritt er gegen die Thüre, der Oheim und der Neffe folgten ihm, noch einen Blick ſandte der letztre Marien zu, er traf gerade ihr Auge, das ihm voll milder Wehmuth nach ſah, ſie ſchlug es erröthend nieder, er aber blieb einen Augenblick zögernd ſtehen, dann

wandte er ſich raſch um, und hinaus war er zum Gemache.

Das Ritterhaus, wohin Albrecht von Stauffeneck ſeine Gäſte nun führte, lag in der Liebfrauen-Vorſtadt, zunächſt am Stadtgraben, am Ende einer Linden-Allee, es war zwar ebenfalls nur aus Holz erbaut, aber die mächtigen eichenen Balken, welche bald gerade, bald querlaufend, einander durchſchnitten, und deren dunkle Farbe ſtark gegen den friſchen, weißen Anſtrich der Zwiſchenfelder abſtach, gaben ihm ein ſtattliches Anſehen; der vordere Giebel ſtieg ſtufenweiſe in die Höhe, auf jeder Stufe ſtand eine ſteinerne Kugel, oben aber ragte ein metallenes Kreuz empor.

Ueber dem Haupt-Eingange, zu deſſen beiden Seiten ſich noch zwei niedrigere Thüren befanden, gewahrte man das Sinnbild des Grafen Eberhard, einen Palmbaum, umſchlungen von einem Bande, worauf das Wort **Attempto** (ich wage es) ſtand; die Hausflur war mit Wappen und Rüſtungen geſchmückt, eine breite Treppe führte hinauf zum Ritterſaale, in den man durch eine ſtarke eichene, mit vergoldetem Schnitzwerk verzierte, Thüre gelangte. Er war ſehr geräumig, auf drei Seiten erhellten ihn hohe Bogen-Fenſter, auf der vierten, der Thüre gerade gegenüber, erblickte man das wirtenbergiſche Wappen nebſt Eberhards Palmbaum, der Graf ſelbſt ſaß hier auf einem etwas erhöhten Lehnſtuhle, ihm zur Seite ſtanden ſeine Räthe, die Fürſten und Edeln nebſt übrigen Zuſchauern hatten ſich Gruppenweiſe im Saale aufgeſtellt.

Albrecht von Stauffeneck ſäumte nicht, ſeine Gefährten mit den wichtigſten Anweſenden im Saale bekannt zu machen. Nebſt den ſchon beim Kirchgange genannten Fürſten zeigte er ihnen die Räthe Eberhards, Männer, durch geiſtige und ſittliche Vorzüge gleich ausgezeichnet.

Der dort, ſprach er, mit dem vollen, freundlichen Geſichte und dem glänzenden Augenpaar, der eine goldene Kette über ſein ſchwarzes Gewand trägt, iſt Johann Vergenhans, Kanzler zu Tübingen, einſt des Grafen Eberhards Lehrmeiſter, ein frommer hochſtudirter Mann; ihm zur Seite ſteht ſein Bruder Ludwig, Propſt der hieſigen Stiftskirche.

Den ihnen zunächſt ſtehenden Greis mit den ſanften blauen Augen kenne ich ſchon, unterbrach der Pater Guardian den Ritter, und fuhr, zu Hermann ſich wendend, fort, das iſt Gabriel Biel, Propſt zu Urach, ein großer Weltweiſer und noch größerer Gottesgelehrter, eine Zierde des geiſtlichen Standes; auch den ehrwürdigen Abt von Blaubeuren, Heinrich Fabri, gewahr' ich hier; wer aber iſt denn der ernſthafte, junge Mann dort, in dem pelzverbrämten, langen Rocke?

Ei, daß ihr den nicht kennt, antwortete Albrecht von Stauffeneck, das iſt ja der grundgelehrte Johann Reuchlin, Beiſitzer des Hofgerichts, er hat in Italien und Frankreich ſtudirt, und verſteht ſich nicht nur auf allerlei Sprachen, ſondern auch vornämlich auf die geheime Weisheit.

Noch befanden ſich in der Nähe von Eberhards Sitze, der Propſt von Backnang, Pater Jakobi von

Arlun, die Gottesgelehrten Conrad Summenhard und Wendelin Steinbach, und etlich andere Männer, welche der Graf von Wirtenberg ſeiner vertrauten Freundſchaft würdigte, aber ehe der Ritter auch ſie ſeinen Gefährten näher bezeichnen konnte, ertönte ein dreimaliger Trompetenſtoß, die Ritter ordneten ſich im Halbkreiſe um den Stuhl des Grafen, die übrigen Anweſenden wichen zurück, ein Herold trat in die Mitte und ſprach alſo: Kund und zu wiſſen ſei hiemit, daß mein edler Herr, Graf Eberhard der Aeltere von Wirtenberg und die geſtrengen ehrenfeſten Herrn der Ritterſchaft zu Schwaben beſchloſſen haben, auf nächſten Mittwoch, als den ſiebenten dieſes Monats, ein ordentliches, geſetzmäßiges Turnier abzuhalten, wozu ſie denn auch alle ebenbürtigen Ritter freundlichſt eingeladen haben. Damit nun jeglicher, der dabei zu erſcheinen wünſcht, wiſſe, auf welche Artikel hin das Turnier abgehalten werden ſoll, ſo vernehmet denn die zwölf Turnier-Artikel von Kaiſerlicher Majeſtät, Fürſten und Ritterſchaft des heiligen römiſchen Reiches aufgeſtellt und genehmigt: Welcher von Adel reden oder thun wird wider den heiligen Glauben, der ſoll nicht zugelaſſen werden, ſo er aber dennoch ins Turnier ritte, in der Meinung, zu genießen des Adels ſeiner Vorfahren, ſo ſoll er da geſchlagen werden und öffentlich beſchimpft.

Alſo ſoll es auch ſein, ſo jemand thut wider das heilige römiſche Reich und Kaiſerliche Majeſtät, ſo jemand ſeinen eigenen Herrn verräth oder ihm feldflüchtig wird, oder überhaupt eine Feldflucht macht, auch ſeine Unterthanen ohne Schuld und Recht umbringt. Wer gegen

Frauen und Jungfrauen ſich vergeht mit Worten oder Werken, wer ſiegelbrüchig, meineidig, ehrlos iſt, Wittwen und Waiſen unterdrückt, Kirchen und Klöſter beraubt, wer in Fehden gegen Ritterſitte, als ein gemeiner Straßenräuber, ſengt und brennt, wer im Reiche Neuerung und Beſchwerung macht, mit neuen Satzungen und Auflagen, wer ein Ehebrecher, Trunkenbold und Zänker iſt, wer wider Adels-Sitte von Kaufmannſchaft und Gewerbe ſich nährt, der ſoll ausgeſchloſſen ſein vom Turnier.

Auch ſoll jeder, der da turnieren will, ſich melden bei den Kampfrichtern, Wappenkönigen und Ehrenherolde und beweiſen, daß er drei ebenbürtige Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite habe, thut er das nicht, oder vermag er es nicht zu beweiſen, und wagt dennoch zu erſcheinen, ſo ſollen die Prügelknechte ihn ſchimpflich aus den Schranken jagen.

Der Herold endigte und Eberhard, von ſeinem Sitze ſich erhebend, ſprach: Edle Herrn, ihr habt vernommen die Artikel des Turniers, wer geſonnen iſt ſich genau darnach zu richten, ſei hiemit nochmals dazu eingeladen; ferne aber ſei aller Streit, Zank und Hader, ſtill und wie frommen Chriſten gebührt, erzeige ſich jeder am morgenden Feſte, und halte ſtreng auf adeliche, ritterliche Sitte während des ganzen Turniers. Hernach winkte er den Anweſenden, ihn ehrerbietig begrüßend verließen dieſe den Saal, er ſelbſt, umgeben von ſeinen Räthen, folgte ihnen.

Albrecht von Stauffeneck kehrte mit ſeinen Gäſten in ſeine Herberge zurück, wo Marie ihrer mit dem Mit-

tagsmahle harrte; auch ihre Oheime, Wilhelm und Georg von Rechberg waren zugegen, und nicht geſpart wurde der treffliche Wein, ſo daß bald laute Fröhlichkeit am Tiſche zu herrſchen begann, und ſelbſt der Pater Guardian die ernſthafte Miene, die er bisher beibehalten zu müſſen geglaubt hatte, allmählig immer mehr ablegte.

Hermann allein hatte weder für das Eſſen noch für das Trinken Sinn, all ſeine Aufmerkſamkeit war auf Marien gerichtet, welche bei der Mahlzeit die Stelle der Hausfrau verſah, und ſo ſich dem Jünglinge in einer neuen liebenswürdigen Geſtalt zeigte.

Wie ſie ſo freundlich ihren Gäſten zuſprach, ſo geſchäftig war, es ihnen ja an Nichts fehlen zu laſſen! Selbſt des Mönches Züge erheiterten ſich, wenn ſie ihm den Silber-Pokal neu füllte, oder ihn aufforderte, friſch zuzulangen, und die geringen Gaben ihrer Kochkunſt nicht zu verſchmähen. Hermann aber ſetzte den Becher, von ihrer Hand gefüllt, ſo gierig an den Mund, als wollte er ihn in einem Zuge leeren, ſchlürfte aber den Wein ſo langſam hinab, als wär' es olympiſcher Nektar, deſſen ſüßes Naß nur tropfenweiſe des Sterblichen Kehle benetzen dürfe. Wenn ſich Marie ihm nahte, und ihm von einem friſchen Gerichte anbot, wurde er glühendroth, ſeine Hand zitterte und ſein linkiſches Betragen brachte den guten Oheim oft in nicht geringe Verlegenheit.

Der Junge iſt es noch nicht gewohnt, ſprach er daher, ſich an Albrecht von Stauffeneck wendend, mit ſo edeln Herrn zu ſpeiſen, darum müßt ihr ihm ſchon etwas zu gut halten, Herr Ritter. Ich weiß noch wohl, daß

auch mir es Anfangs gerade ſo ging, aber nach und nach freilich lernt ſich's, beſonders wenn man ſo viele Uebung erhält, wie ich. Denn ihr wollt wiſſen, edle Herrn, daß ich ſchon weit in der Welt herum gekommen bin, nicht zwar aus Begierde, ihre Freuden zu ſchauen, oder gar daran Theil zu nehmen, Gott bewahre, ich wäre viel lieber zu Hauſe geblieben, aber der hochwürdige Abt gebot's und dem mußte ich gehorchen.

Und nun begann der Greis zu großer Ergötzlichkeit der Ritter mit geläufiger Zunge zu erzählen, welche Höfe er ſchon beſucht habe, bei welchen Großen er geweſen ſei, wobei er ſich jedoch immer entſchuldigte, er habe es nicht aus freiem Willen, noch aus Begierde nach weltlichen Freuden, ſondern ganz allein auf Befehl ſeiner Oberen gethan.

Darüber verſtrich vollends die Zeit des Mittageſſens, die Stunde, wo die Falkenjagd eröffnet werden ſollte, nahte heran, die Gäſte erhoben ſich vom Tiſche, die Knappen führten die Roſſe heraus, und die drei Ritter nebſt Marie und Hermann beſtiegen dieſe.

Der Oheim aber vermochte es nicht, ſeinen Neffen von ſich zu laſſen, ohne ihn zuvor noch ernſtlich zu ermahnen, er ſolle ſich nicht verblenden laſſen von der eitlen Weltluſt; hierauf wandte er ſich mit wortreicher, unterthäniger Dankſagung an den Stauffenecker und zog alsdann ſeines Wegs, um im Dominikaner-Kloſter einen Beſuch abzuſtatten.

Die übrige Geſellſchaft eilte dem Luſtgarten zu, ſtieg an deſſen Eingang ab, indem die Knappen die Pferde

in Empfang nahmen, und fand eintretend Fürſten, Edle und Damen nebſt Zuſchauern, höheren und niederen Standes, ſchon zahlreich verſammelt.

In der Mitte des Gartens ſtand ein, auf allen vier Seiten offenes, Luſthaus, deſſen Dach ſtarke eichene Säulen trugen; hier war der Sammelplatz der Jäger und Jagdliebhaber. Die Falken, mit ihren ledernen Kappen über den Kopf, ſaßen noch an Riemen angelegt, auf der, durch ſtarke Handſchuhe geſchützten, Fauſt ihrer Wärter, aber ihr raſcher Flügelſchlag verkündigte ſchon ihre Kampfbegierde, unruhig bewegten ſie den braunbefiederten Hals und ſchlugen die ſcharfen Krallen zuſammen.

Seitwärts, in etlicher Entfernung, zeigte ſich ein kleines Wäldchen von Nadelholz, auf deſſen friſchem Grün das von der ſchimmernden Schneedecke geblendete Auge gerne ruhte, von dorther erhob ſich auf einmal ein lautes Halloh-Rufen und Getöſe, und da und dort in raſchen Sprüngen, ſich furchtſam umſchauend nach ſeinen Verfolgern, rannte ein Haſe daraus hervor, der Graf Eberhard gab das Zeichen, ſchnell waren ſechs Falken ihrer Kappen und Riemen entledigt, und flogen nun, vom hellen Zurufe ihrer Wärter ermuntert, raſch empor, in der Höhe ſpähten ſie gierig mit den ſcharfen Augen herum, und ſobald ſie die Beute erblickt hatten, ſtürzten ſie nieder darauf, und hackten die ſtarken Krallen in das braune Fell ein. Auf's Neue ertönte nun der Wärter lockender Ruf, und die gehorſamen Vögel kehrten mit der Beute zurück, welche ihnen die Falkeniere aus den Klauen

losmachten, sie freundlich-kosend streichelten, und ihnen Kappe und Riemen auf's Neue anlegten.

So stiegen nach und nach mehrere Vögel empor, und stürzten jetzt auf Hasen und Kaninchen herab, jetzt stießen sie in der Höhe auf Federwild, das man mittelst des lärmenden Getöses von Trommeln aus dem Schilfe eines nahen Weihers aufgejagt hatte; bald ermunterndes, bald Beifall-Geschrei erfüllte die Luft; der eine hatte sich diesen, der andere jenen Vogel zum Liebling erkoren, und nicht selten erhob sich darob lauter Streit, wenn der eine behauptete, sein Falke habe besser gekämpft als der des andern.

Mehrere Stunden schon hatte die Lust gedauert, manches Thier unter den scharfen Krallen der Jagdvögel geblutet, als der Graf Eberhard das Zeichen zur Beendigung des Jagens gab.

Der Hifthörner lang gehaltene Töne verkündigten der Gesellschaft seinen Willen, und alles verließ nun den Lustgarten und zerstreute sich, da der Abend schon stark dämmernd herein zu brechen begann, in der Stadt.

Die meisten zogen recht befriedigt und fröhlich heim, unter den wenigen aber, welche verdrüßlich oder wenigstens etwas unzufrieden von dem eben gesehenen Schauspiel sich weg begaben, befand sich auch Hermann, dessen Hoffnungen und Wünsche nicht recht erfüllt worden waren.

Denn nicht an Mariens Seite hatte er der Jagd zuschauen dürfen, der Sitte gemäß hatte diese sich der Gesellschaft der übrigen Damen angeschlossen, und nur

von Ferne konnte Hermann ſich weiden am Anſchauen ſeiner Geliebten. Begegnete ihm nun hier auch bisweilen ihr freundlicher Blick, ſo vermißte er doch ihre ſüße Rede, und ſo ſchwebte immer noch eine leichte Wolke über ſeiner Stirne.

Marien, welcher nach und nach der Jüngling, mit dem ſie der Zufall ſo unvermuthet bekannt gemacht hatte, immer weniger gleichgültig zu werden anfing, war dies nicht entgangen, und theilnehmend fragte ſie ihn während des Nachhauſe-Reitens um die Urſache ſeines Kummers.

Der Jüngling erröthete; die Urſache ſeiner Betrübniß zu geſtehen, hatte er ſo wenig den Muth als Marien mit einer Unwahrheit abzufertigen. So ein Wölklein des Grams, entgegnete er alſo, kann über die heiterſte Stirne hinfliegen, aber in eurer Nähe, edles Fräulein, verſchwindet es wie Nebel vor'm Sonnenſtrahl, oder iſt meine Stirne auch jetzt noch umdüſtert?

Marie mußte ihn unwillkürlich anſchauen, aber ſie ſchlug ihre Augen, als ſie den ſeinigen begegneten, ſchnell nieder und ritt ſchweigend an Hermanns Seite weiter.

Dieſer ſelbſt über ſeiner kecken Rede erſchreckend, theilte ihre Verlegenheit und ohne ein Wort mit einander zu wechſeln, ritten beide neben einander der Herberge des Stauffeneckers zu, wo Hermann von Marien Abſchied' nehmen mußte.

Er fand im Hirſch ſeinen Oheim hinter einem tüchgen Humpen ſitzen, und in lebhaftem Geſpräche mit etlich Bürgern begriffen, worein aber er ſelbſt ſich nicht miſchte, ſondern ſtumm und ſchweigend ſich neben den

Pater niederſetzte, der ihm bald und gern die Erlaubniß gab, ſein Lager aufzuſuchen, was Hermann mit Freuden that, um wenigſtens von ſeiner Marie zu ſchwärmen und zu träumen.

Das Turnier in Stuttgart war eines der letzten, welche in Teutſchland gehalten wurden. Vorbei war die goldene Zeit des Ritterthums, die Musketen und die Donnerbüchſen oder das neue unritterliche Mordgewehr, wie es die Ritter nannten, gegen welches weder Schild noch Panzer ſchützte, das aus ſicherm Hinterhalte und weiter Ferne den Feigen wie den Tapfern tückiſch wegraffte, hatte ſich allgemein zu verbreiten angefangen, ſchon jetzt begann die Umgeſtaltung der alten Kriegs- und Fechtart, welche endlich im ſechszehnten Jahrhundert dem Ritterthum völlig ein Ende machte.

Es hatte auch wirklich lange genug gedauert, ſeine Zeit war vorüber, ſeit der Bürger im ſichern Ringe ſeiner Mauern ſich empor ſchwang zu höherer Macht und Wohlhabenheit, ſeit auch in Teutſchland ein neuer, ſchöner Morgen der Aufklärung und Geiſtesbildung anbrach, da mußten die Blößen und Mängel dieſer Anſtalt, die in der wilden finſtern Zeit ſo manches Gute geſtiftet hatte, immer ſichtbarer werden, ſelbſt manche Adelichen empfanden ſie nun und wandten mehr Sorgfalt auf geiſtige Ausbildung, der Bürger aber fing an, ſich dem Ritter gegenüber ebenfalls zu fühlen, der Drang nach

politiſcher und geiſtiger Freiheit wurde immer ſtärker und das künſtliche, dem Scheine nach unerſchütterliche, Gebäude fing an zu wanken und zu ſinken.

So verſchwand, wie alles Irdiſche, auch das Ritterthum, das die Römer und Griechen nicht gekannt, das erſt die teutſchen Völker in die von ihnen eroberten Provinzen des abendländiſchen Reiches eingeführt hatten, wo es ſich nun mehr und mehr ausbildete.

Die Unterjochten wurden hier die Sklaven der Sieger, ſie bauten für dieſe das Feld, thaten Frohndienſte für ſie, und dieſen blieb als einzige Beſchäftigung Waffenübung und Krieg.

Darnach alſo ward auch die Erziehung der Jugend bei ihnen eingerichtet; bis zum ſiebenten Jahre blieb der Knabe der Sorge der Frauen überlaſſen, von da an aber kam er unter die ſtrengere Zucht der Männer, an den Hof eines Fürſten, oder auf die Burg eines durch tapfere Thaten berühmten Ritters. Hier ward er zuerſt als Edelknabe, dann als Knappe in allen ritterlichen Uebungen unterrichtet, er mußte ſeinem Herrn bei Tiſche aufwarten, deſſen Waffen und Streitroß beſorgen, er lernte die Waffen führen, ein Pferd mit Gewandtheit und Anſtand reiten, vor Allem aber ward ihm Liebe zu Gott und den Frauen eingeprägt. Nachdem er alſo vierzehn oder auch mehr Jahre zugebracht, empfing er endlich bei irgend einer feierlichen Gelegenheit mit andern ſeiner Genoſſen den Ritterſchlag.

So brachten die Edlen ihre Jugend zu, ſo wuchſen ſie unter Jagd und Waffenübung heran, ſo erſtarkten

ſie zu kräftigen Männern, fähig der eiſernen Rüſtung ſchwere Wucht nicht nur zu tragen, ſondern ſich auch in ihr mit Leichtigkeit und Gewandtheit zu bewegen. Noch ehe ſie in die Zahl der Ritter aufgenommen wurden, ſchon wenn ſie in den Knappenſtand traten, im vierzehnten Lebensjahre geſchah ihre Wehrhaftmachung, an geweihter Stätte vor'm Altar umgürtete der Prieſter ſie mit dem Schwert und ſprach ſeinen Segen über ſie.

Noch weit feierlicher aber und mit noch mehr Ceremonien verbunden war der Ritterſchlag. Ihm voraus ging ſtrenges Faſten, Nächte in Geſellſchaft eines Prieſters im Gebete zugebracht, der Genuß des Abendmahls, und ein Bad, welches ſo wie die weiße Kleidung, die der Knappe nun anlegen mußte, die Reinheit andeuten ſollte, zu der er als Ritter künftig verpflichtet war. Hierauf hielt er noch eine Nacht lang Waffenwoche in einer Kirche oder Kapelle und nun erſt ging die Erhebung zum Ritter ſelbſt vor ſich. Zuerſt wurde der junge Edle befragt, warum er in den Orden der Ritterſchaft zu treten begehre, und ob er auch deſſen Gelübde, Vertheidigung der Religion und ihrer Diener, Beſchützung der Frauen und jedes Bedrängten, zu halten geſonnen ſei, bejahete er dieſes und legte einen Eid ab, dieſe Gelübde zu erfüllen, ſo ward er mit den Sporen, dem Harniſch und der übrigen Rüſtung bekleidet, mit dem Schwert umgürtet, und erhielt nun von einem angeſehenen älteren Ritter drei Schläge mit bloßer Klinge auf die Schulter; hierauf beſtieg er ein Roß und zeigte ſich in allerlei ritter-

lichen Künſten dem Volke; Ritterſpiele, Schmaus und Tanz beſchloßen den feſtlichen Tag.

Nun war er auch fähig die Turniere zu beſuchen und hier des Armes Kraft zu erproben.

In Frankreich ohne Zweifel waren dieſe feſtlichen Ritterſpiele entſtanden, indem hier den uralten teutſchen Waffenſpielen eine beſtimmtere Geſtalt gegeben wurde, von hier aus verbreiteten ſie ſich über ganz Europa und wurden bald von einzelnen Fürſten und Edeln, bald von ganzen Rittergeſellſchaften veranſtaltet.

So hatte denn auch, wie ſchon gemeldet wurde, Graf Eberhard der Aeltere von Wirtenberg mit der Ritterſchaft in Schwaben im Jahr 1484 ein Turnier nach Stuttgart ausgeſchrieben, das nun am Mittwoch den Tag nach dem Dreikönigsfeſte gefeiert wurde.

Heiter brach der Tag des Feſtes an, nach mehrtägigem Wüthen ſchien der Schneeſturm endlich ſeine Kraft erſchöpft zu haben, nur einzelne leichte Wölkchen flogen noch vom Winde getrieben über das blaue Firmament hin, rein und klar ſtieg die Sonne auf und übergoß mit Feuerglanz die Häupter der beſchneiten Berge.

Kaum fielen ihre erſten Strahlen in die Stadt, als hier ſchon das regſte Leben ſich zu entfalten begann; Schaaren von Neugierigen ſtrömten nach der Liebfrauen-Vorſtadt, wo oberhalb des Dominikaner-Kloſters ſich der weite, mit Sand beſtreute, mit ſtarken Schranken eingefaßte und von Gerüſten umgebene Turnieracker ausbreitete.

Bald zogen auch von allen Seiten die Turnirenden

herbei mit großem Gepränge; luſtig flatterten ihre Banner in dem friſchen Morgenwind, der, einzelne Wölklein vor ſich hinjagend, über das Thal ſauste, kräftig tönten die Poſaunen und Trompeten hinter den Bannern her, ſchön gekleidete Knappen auf ſtolzen Roſſen trugen die Helme, glänzend im Sonnenſtrahl, geſchmückt mit Federn und köſtlichem Geſchmeide, und die ſpiegelhellen Schilde; zuletzt, von ihren trefflichſten Dienſtmannen begleitet, deren etliche die mit Fähnlein gezierten Turnier-Lanzen trugen, kamen die Ritter ſelbſt, auf ſtattlichen Pferden, eingehüllt in Decken von Scharlach, mit goldenen Borten beſetzt. Schön gezierte Wappenröcke bedeckten ihre Rüſtungen, muthig ſchwangen ſie die ſchweren Lanzen, die Roſſe ſelbſt, theilend die Kampfesluſt ihrer Reiter, brausten ſchnaubend und ſchäumend daher.

Ruhiger und geſetzter ſchritt der Zug einher, den Graf Eberhard der Aeltere ſelbſt anführte; denn hier ritten die Damen, hier die Kampfrichter, gewählt aus der Mitte der älteſten und erprobteſten Ritter. Die Wappenkönige mit den Herolden folgten ihnen, und eine Schaar Fußknechte mit langen Speeren und grünen Wämſern ſchloß den Zug, den zahlreich die Zuſchauer umwogten.

Jetzt war man angekommen an den Schranken, welche den Turnieracker umſchloßen, die Fürſten und Ritter, die Frauen und Fräulein ſtiegen von den Roſſen und begaben ſich in die Kreuzgänge des Dominikaner-Kloſters, wo die Wappenſchilde der zum Turnier herbeigezogenen Ritter aufgeſtellt waren, und wo nun Wappen-

ſchau gehalten wurde. Voraus zogen die Wappenkönige, mit lauter Stimme bei jedem Wappen verkündigend, welchem Ritter es gehöre.

Jakob von Rabenſtein, rief der Wappenkönig, mit dem Stabe *) auf einen Wappenſchild hindeutend, als plötzlich Marie von Stauffeneck hervortrat und den Schild berührte.

Was habt ihr vorzubringen gegen den Ritter, edles Fräulein? fragte der Wappenkönig, und Marie entgegnete hocherröthend, doch mit feſter Stimme: Er iſt der Ehre des Turniers nicht werth, zwei Pilger, die nach Rom zogen, hat er ſchändlich überfallen und ausgeplündert.

Ein Gemurmel des Unwillens erhob ſich bei dieſen Worten, der Wappenkönig aber wandte ſich mit ernſter Miene an Jakob von Rabenſtein und ſprach: Ihr höret Ritter, weſſen man euch bezüchtigt, beweiſet durch dreier unverwerflichen Zeugen Mund, daß ihr ſolchen Frevel nicht verübt habt, oder entfernt euch aus dieſem Kreiſe.

Jakob von Rabenſtein, ſeiner Schuld ſich bewußt, vermochte nichts zu antworten, einen grimmigen Blick auf Marien werfend, entfernte er ſich ſchnell, Schimpfworte und Verwünſchungen tönten ihm nach.

Hierauf ging die Wappenſchau vollends ohne Unterbrechung vorüber und die Ritter kehrten zurück zu ihren Pferden, Graf Eberhard mit ſeinem Gefolge beſtieg die

*) Die Beſchreibung des Turniers iſt namentlich nach Saint Palaye über das Ritterweſen, überſetzt von Klüber, Thl. I. pag. 46 und 277 ff.

außerhalb der Schranken angebrachten Gerüſte und neugierig drängten nun die Zuſchauer ſich heran.

Unter ihnen befanden ſich auch Hermann und ſein Oheim, ſelbſt dieſer letztere fühlte ſich ergriffen von dem ihm ungewohnten Schauſpiel, wie viel mehr noch mußte der Neffe davon hingeriſſen ſein. Da erhoben ſich ihm gegenüber Gerüſte mit Zeltdächern, über denen Banner von mancherlei Farben flatterten, innen ausgeſchlagen mit gelbem und ſchwarzem Tuche, außen mit goldbeſäumten Scharlachdecken behängt; dicht gedrängt ſaßen hier die edeln Frauen und Fräulein, wo möglich noch koſtbarer geſchmückt als bei dem Kirchgange.

Am obern Ende des Gerüſtes, wo Wirtenbergs Banner ſich ſtolz erhob, hatten neben den Fürſten von Wirtenberg, Brandenburg, Meiſſen und Heſſen die Kampfrichter ihre Sitze, ehrwürdige, ernſte Helden-Geſtalten, denen die Zeit zwar die Locken gebleicht, nicht aber die eiſernen Nacken gebeugt hatte, und die vier zur Austheilung der Turnier-Dänke erkornen Damen, die Gräfin von Helfenſtein, Ritter Konrad Spets Hausfrau, und die Fräulein von Frauenberg und Stauffeneck.

Mächtiger pochte, als er ſeine geliebte Marie erblickte, Hermanns Herz, mit leuchtenden Augen ſchaute er zu ihr empor, aber bald umzog ſich ſeine Stirne mit finſtern Wolken, zornig blitzte ſein Auge, grimmig ballte ſich ſeine Fauſt. Weßwegen mußte denn das Schickſal mich gerade in dieſem Stande geboren werden laſſen, murmelte er vor ſich hin, warum mich gerade zum Kloſterleben beſtimmen, mich, den das Waffenſpiel und der

Kriegstrompete Klang ſo mächtig ergreift? Da zieht mich's ſo allgewaltig hinaus ins friſche, kräftige Leben, und ich ſoll modern hinter dumpfen Mauern? Warum? Weil ein Bruder, dem das enge, düſtre Kloſterleben das Höchſte ſcheint, ſeine fromme Schweſter zu bereden vermochte, das ſei das beneidenswertheſte Loos der Sterblichen. Muß ich denn meiner Mutter Schwäche, meines Oheims Vorurtheilen ein ganzes, ſchönes Leben opfern, war nicht mein Vater immer gegen dieſe Plane? Nein! Bei Gott, ich will, ich muß dieſe läſtigen Feſſeln zerreißen!

Dieſe letzten Worte hatte Hermann ſo laut geſprochen, daß er die Aufmerkſamkeit der Umſtehenden und auch ſeines Oheims auf ſich zog.

Was iſt dir Neffe, fragte ihn dieſer mit ſorgſamer Theilnahme, hat dich dieſer Anblick ſo ſehr ergriffen? Das iſt wohl alles ſchön und prächtig, aber bedenke doch, daß es lauter eitler Tand iſt, ſündliche Erdenluſt, nicht zu vergleichen mit dem ſeligen Kloſterleben!

Da berührte nun aber der gute Oheim gerade eine Saite, welche jetzt in ſeines Neffen Herz gar verſtimmt und mißtönend erklang, und unwillig wandte ſich dieſer gegen den Oheim um.

Fürwahr, rief er — doch plötzlich ſchmetterten die Poſaunen und Trompeten, wildes Getümmel erhob ſich unter den Zuſchauern, und Hermanns Worte verhallten ungehört in dem gewaltigen Lärmen.

Die Ritter rückten von zwei Seiten heran, langſam, ernſt, majeſtätiſch, innerhalb der Schranken ſtellten ſie

ſich gegen einander auf; ſtarke Seile trennten noch beide Partien.

An dem Gerüſte, auf welchem die Damen ſaßen, hielt auf ſtolzem Roſſe ein Ritter, deſſen Lanze von einem Schleier umſchlungen war, genannt der Damen-Ritter, und verpflichtet, die Befehle derſelben zu vollführen; welchen Kämpfer er auf ihr Geheiß mit der verſchleierten Lanze berührte, der durfte nun von keinem andern mehr angetaſtet werden. Die Turniervögte und die Grieswärtel, beſtimmt die Ordnung zu erhalten, waren hier und dort an den Schranken vertheilt, und neben ihnen ſtanden ihre Diener, die Stäbler und Prügelknechte, handfeſte, mit Stangen und Keulen bewaffnete, Männer, um auf ihr Geheiß, innerhalb und außerhalb der Schranken, jede Störung der Ruhe und Ordnung ſogleich zu ahnden.

Ein zweiter Trompeten-Stoß erfolgte, die Seile fielen und das Turnier ſelbſt begann. Schnaubend und ſchäumend rannten die Roſſe gegen einander, Staub wirbelte auf vom ſandigen Plan, die Federn wallten, die Wappenröcke flatterten im Windeshauche; jetzt trafen die Kämpfer zuſammen, Mann gegen Mann, da vernahm man nur das Krachen der brechenden Lanzen, den dumpfen Ton der gebrochenen Harniſche, hie und da auch den klirrenden Fall eines aus dem Sattel gehobenen Ritters. Drunter hinein tönten der Herolde aufmunternde Stimmen: Ehre den Söhnen der Helden! und das tauſendfache Geſchrei der Zuſchauer, wenn irgendwo ein Kämpfer ſich durch Kraft und Gewandtheit auszeichnete.

Bald war der ganze Plan innerhalb der Schranken

von Hermann entfernt, an der obern Ecke der Stube niederſetzten.

Tod und Teufel, rief der eine, nachdem er etliche tüchtige Schlücke aus ſeinem Humpen gethan hatte, daß mir ſolch' ein Schimpf wiederfahren mußte, das fordert blutige Rache!

Nur nicht ſo laut Rabenſtein, damit du den Schläfer dort nicht aufweckeſt, und ja nichts übereilt, warnte ſein Genoſſe, du kennſt die Macht der Rechberge und des Stauffeneckers Kraft und Muth.

Die laute Rede des Ritters ſchon hatte den Jüngling halb aus ſeiner Betäubung erweckt, aber ganz erwachte er bei den Namen Rabenſtein und Stauffeneck, doch war er klug genug, ſich durch keine raſche Bewegung zu verrathen, vielmehr behielt er die Stellung eines Schlafenden bei, horchte aber mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit auf die Reden der beiden Ritter.

Was Macht, was Kraft und Muth, fuhr Rabenſtein im vorigen Tone fort, mein Wappenſchild iſt nun einmal beſchimpft, darum wenn ich mit offener Gewalt nicht ausreiche, warum ſollt' ich nicht meine Zuflucht zur Liſt nehmen? Denn Rache, volle Rache muß ich haben, ſowohl an der Dirne als an ihrem Vater.

Meine Dienſte hiezu ſollen dir nicht fehlen, entgegnete der andere, ſo viel es geſchehen kann, ohne daß ich ſelbſt mit in den Handel gerathe, denn das käme mir gar nicht gelegen. Aber ſprich, was haſt du denn eigentlich vor.

Was ich vorhabe, schrie Rabenstein, rächen will ich mich und das je eher je lieber.

Nur gemach, antwortete sein Gefährte, so gar schnell geht's nicht, auf der Heimreise den Stauffenecker anzufallen wäre gefährlich, denn er führt ein zu starkes Gefolge bei sich.

So soll ich also gleich einem Strauchdieb lauernd um seine Burg streichen, bis sich endlich seine Tochter aus ihrem sichern Felsen-Neste hervor wagt? Dafür bedank' ich mich! Besinn' dich doch einmal, du bist ja sonst so reich an Pfiffen und Ränken aller Art.

Eine kurze Stille herrschte, da sprang Rabensteins Genosse auf und rief, ich hab's gefunden, Freund, ich hab's gefunden!

Nun was denn? entgegnete Rabenstein, und der Andere fuhr fort: Du kennst den Stauffenecker, wie er so bereitwillig ist, allen Bedrängten beizustehen, damit können wir ihn fangen. Wir locken ihn so mit einen Theil seiner Knappen weg von seiner Tochter, und hierauf stürzest du hervor auf diese und schleppest sie mit dir fort, wenn dann der Alte wieder kommt, weg ist sein zartes Töchterlein!

Vortrefflich, rief Rabenstein, aber wo und wie vollführen wir die That?

Wo? Ei dafür weiß ich auch schon Rath, so viel ich vernommen, geht der Stauffenecker mit seiner Tochter über Wäschenbeuren, wenn sie nun da bei Lorch über's Gebirge ziehen, läßt sich die Sache am besten vollführen.

Doch komm' jetzt, ich bin etwas müd', und Morgen können wir das Ding ja vollends ausmachen.

Die Ritter tranken ihre Humpen aus und zogen ab, voll Schrecken aber sprang Hermann auf. Sprechen konnte er jetzt weder Marien noch ihren Vater, und Morgen in aller Früh wollte sein Oheim wieder aufbrechen. Was konnte, was sollte er da beginnen! Ganz unbekannt in der Stadt durfte er es nicht wagen, jetzt bei Nacht, des Ritters Herberge aufzusuchen, ob er dort nicht vielleicht einen Knappen des Stauffeneckers finde. Angstvoll sann er hin und her, wie er seine Geliebte zu retten vermöchte, bis sein Oheim matt und schläfrig ankam, und ihn sogleich mit sich hinauf in sein Gemach nahm.

Den guten Pater Guardian versenkte, was er den Tag über gesehen und genossen hatte, bald in einen tiefen Schlaf, aber Hermann vermochte kein Auge zu schließen, Marie, das stand fest beschlossen bei ihm, Marie mußte um jeden Preis gerettet werden, aber wie, das war ihm noch nicht recht klar, nur erhöhte seine Hoffnung auf glücklichen Erfolg der Umstand, daß der Ueberfall nahe bei Lorch geschehen sollte, wo er so gut bekannt war, so leicht Beistand erhalten konnte. An diesen Gedanken hielt er sich, seine Einbildungskraft malte ihm Mariens Rettung mit den lebhaftesten Farben aus, sie führte ihm deren muthmaßlich für ihn so günstige Folgen vor's Auge, und endlich schlief der Jüngling unter schönen, beglückenden Träumen ein.

Am Freitag stand Hermann vom frühen Morgen an auf der Warte zu Lorch und blickte ängstlich spähend nach der Heerstraße. Lange Zeit ließ sich kein Mensch hier sehen, aber da wo am jenseitigen Abhange des Thals ein Seitenweg in den Wald hinein führte, zeigten sich etlich Gestalten, die so wie er ungeduldig nach der Heerstraße zu schauen schienen.

Endlich sprengte diese ein Reiter herauf, mit einem rothen Tuche den Männern am Waldessaume zuwinkend, und nun zogen diese sich schnell ins Dickicht zurück, der Reiter aber wandte sich um und ritt so rasch, als er gekommen war, wieder rückwärts.

Bald darauf zeigte sich auf der Straße ein Zug Reisiger, in welchen Hermann den Stauffenecker und die Seinigen deutlich zu erkennen glaubte. Jetzt war es ihm vollends ganz klar, wer die Gestalten am Waldessaume gewesen; Zeit war nun keine mehr zu verlieren, wenn seine Hülfe noch im rechten Augenblick kommen sollte. Rasch eilte er also von der Warte herab, lief einem kleinen Hause zunächst dem Klosterthore zu, riß, die Thüre auf und rief: Rüstig, Konrad, sie kommen, sie kommen!

Bei diesen in aller Hast ausgesprochenen Worten blickte ein alter Knappe, der sich gerade mit dem Putzen einiger Waffenstücke beschäftigte, auf und fragte mit ruhigem Tone: Wer kommt denn, junger Herr?

O so frage doch nicht lange, sondern folge mir eilends, es ist keine Zeit zu verlieren, vergiß dein Schwert nicht, und gib auch mir eins.

Ich mein Schwert vergessen? das wäre eine rechte Schande für einen so alten Reitersknecht wie ich! Aber wozu wollt denn ihr ein Schwert, damit ihr euch etwa wieder verwundet, wie neulich, wo ich dann wacker ausgescholten wurde; nein junger Herr, das kann nicht sein!

Es muß aber sein, rief ungeduldig Hermann, riß ein Schwert von der Wand herab und eilte davon, der Knappe ihm nach, und so ging's, als wollten sie einen Wettlauf halten, spornstreichs den Berg hinab und der Rems zu.

Indeß ritt Albrecht von Stauffeneck mit den Seinigen geruhig auf der Landstraße fort, da stürzte auf einmal aus dem Gebüsche ein Mann mit zerfetztem, blutbeflecktem Gewande; Hülfe, um Gotteswillen Hülfe meiner Herrin, sie ist im Walde von Räubern überfallen worden! schrie er, wie es schien, mit der letzten Anstrengung seiner Stimme und sank dann erschöpft und athemlos zu Boden.

Der Ritter von Stauffeneck, wo es galt Bedrängte und Nothleidende zu schützen, niemals säumig, fragte nur nach der Gegend, wo die Dame angefallen worden sei, und als der Knappe, zu sprechen unvermögend, sie ihm mit der Hand angedeutet hatte, wandte er sich zu Georg und sprach: Du und Kurd, ihr reitet mit Marien gemachsam weiter, dort die Straße am Berge hinauf, du Eberhard bleibst bei dem Knappen hier.

Doch dieser winkte verneinend mit der Hand, und

deutete von Neuem heftig nach jener Gegend hin, wo seine Gebieterin sich in Gefahr befand.

Ich verstehe schon, fuhr der Stauffenecker fort, so folgt ihr alle mir und sputet euch, damit wir der Dame noch zu rechter Zeit zu Hülfe kommen.

Sie ritten fort, der Knappe blieb, scheinbar ganz matt und kraftlos am Boden liegen, aber sobald er den Ritter mit den Seinigen aus dem Gesichte verlor, so bald Georg um eine Ecke des Weges gebogen hatte, sprang er hurtig auf und lief wie ein gescheuchtes Reh ins Gebüsch hinein.

Früher als Georg erreichte er den Waldes-Saum, wo Johann von Rabenstein schon seiner wartete: Ist's gelungen? rief dieser ihm entgegen; Vortrefflich! war die Antwort, das Fräulein, nur von zwei Knappen begleitet, wird sogleich hier sein.

Nun denn so begib du dich jetzt zu den Pferden, sie stehen im Walde angebunden, Kuno und Veit ihr spannt eure Armbrüste und schießt mir die Knappen von den Pferden herab, das Fräulein übernehme ich.

Kaum hatte Rabenstein seine Anordnungen getroffen, und sich mit seinen Knappen hinter einen mächtigen Felsblock am Waldessaume zurück gezogen, so kamen auch schon Marie und ihre Begleiter den Berg herauf geritten. Georg schaute sich von Zeit zu Zeit um, ob er seinen Herrn noch nicht gewahre, Kurt aber summte ein Lied vor sich hin, und Marie ritt in Träumereien versunken still weiter.

Jetzt war der Saum des Waldes erreicht, ein Wink

von Rabenſtein, und die Sehnen ſchwirrten, vom Bolzen gerade vornen in die Bruſt getroffen ſank Kurt vom Pferde, Georgs Roß bäumte ſich, der Pfeil, ſeinem Reiter zugedacht, hatte ſeine Seite durchbohrt, kaum noch vermochte der Knappe herab zu ſpringen, da raste es in wilden Sätzen eine Strecke weit fort und ſtürzte dann todt nieder.

Haut mir den Knappen nieder, rief Rabenſtein den Seinigen zu, indem er ſelbſt Mariens Pferd das Schwert in die Bruſt ſtieß und die Jungfrau, welche dieß plötzliche furchtbare Ereigniß ihrer Beſinnung beraubt hatte, in den Arm faßte und mit ihr dem Wald zu eilte.

Da rauſchte es hinter ihm in den dürren Aeſten, er blickte um ſich, ein Jüngling wars, der mit geſchwungenem Schwert ihn verfolgte und laut ihm zurief: Stehe Nichtswürdiger, gib deinen Raub heraus! Komm und nimm ihn mir ab, wenn du den Muth und die Kraft dazu haſt, entgegnete Rabenſtein, ſetzte die Jungfrau auf den beſchneiten Boden nieder, und ging auf ſeinen Verfolger los; dieſer focht gleich einem Verzweifelten, aber des Schwertkampfes nicht kundig, gab er manche Blößen und ſchon rann ſein Blut aus mehreren Wunden, er hätte zuletzt unterliegen müſſen, wäre nicht Konrad ihm zu Hülfe gekommen.

Das Schwertergeklirr vernehmend, verdoppelte der treue Knappe ſeine Schritte, und kam noch gerade zu rechter Zeit, denn ſchon drang Rabenſtein, ſeines Sieges gewiß, heftiger auf ſeinen Gegner ein und dieſer begann zu wanken; da ſchleuderte Konrad mit aller Anſtrengung

ſeinen Wurfſpieß gegen den Ritter, ziſchend flog das Geſchoß dahin, drang durch Rabenſteins Rücken und kam vornen mit der Spitze wieder hervor, der Ritter aber ſtürzte lautſchreiend nieder auf's Angeſicht.

Den hab' ich gut getroffen, rief Konrad nun frohlockend aus, der wacht vor der Auferſtehung nimmermehr auf! Aber ſprecht doch junger Herr, was für ein Wahnſinn kommt denn euch an, mit einem Ritter euch in den Kampf einzulaſſen? Der Hieb hier an eurem Nacken hätte dürfen nur etwas tiefer gehen, ſo wär's um euch geſchehen geweſen, kommt nur und laßt mich euch die Wunde indeſſen ſo gut es geht verbinden.

Dort hilf, rief Hermann auf die noch immer betäubt daliegende Marie weiſend; Konrad, ſie gewahrend, rief Ha! nun wird mir alles klar, der Menſch da, dem ich das Lebenslicht ausgeblaſen, wollte das Fräulein rauben, das ſaht ihr von der Warte herab und darum waret ihr ſo eilig! Aber mich däucht, ich höre noch immer Schwerter-Geklirr, ſollten ſich in der Gegend etwa noch ein Paar ſolcher Strauchdiebe aufhalten, die einem ehrlichen Manne nach dem Leben trachten? Richtig ja! es ſind klirrende Schwerter, o den Ton kenn' ich aus allen andern heraus! Er ſcheint vom Waldesſaume her zu kommen! Da darf ich nicht zögern!

Er ſprach's und eilte dem Ausgange des Waldes zu, Hermann aber, von Wunden und Anſtrengung völlig ermattet, vermochte nur noch zu Marien hin zu wanken, wo er neben der Geliebten ohnmächtig niederſank.

Indeß hatte Konrad die Straße erreicht, und erblickte

hier einen Knappen, der an den Felsblock gelehnt, ſich wüthend gegen zwei Angreifer vertheidigte. Ha! Georg biſt du's, rief der alte Kriegsmann aus, noch immer ſo rüſtig, wart' ich will dir helfen, die Strauchdiebe zu klopfen!

Mit dieſen Worten ging er auf Rabenſteins Knappen los, aber dieſe, ſobald ſie ihn gewahrten, dachten nimmer an's Fechten, ſondern auf ſchleunige Flucht und liefen, ſo ſchnell ſie konnten, den Berg hinauf in den Wald.

Georg machte Miene ſie zu verfolgen, aber Konrad faßte ihn beim Arme und rief: laß die Lumpen laufen, Kamerad! im Walde liegt ſchon einer auf der Naſe, dem ich den Garaus gemacht habe, hilf mir meinen jungen Herrn verbinden und das ſchöne Fräulein, das dort drinnen liegt, wieder in's Leben bringen. So zog er ihn in den Wald, und beide Knappen, da ſie Hermann und Marien ohnmächtig da liegen ſahen, erhoben ein Klage-Geſchrei.

Darüber ſchlug das Fräulein ihre Augen wieder auf und Georg beeilte ſich ihr beizuſtehen.

Marie kam bald wieder ganz zu ſich, aber ſie wäre beinahe von Neuem in Ohnmacht gefallen, da ſie Hermann blutend und leblos neben ſich ausgeſtreckt ſah. Iſt er todt, ſchrie ſie, ganz todt!

Beruhigt euch, Fräulein, antwortete Konrad, der indeß ſich bemüht hatte des Jünglings Wunden zu verbinden, er lebt, aber der ſtarke Blutverluſt und die Anſtrengung, um euch zu retten, haben ihm eine Ohnmacht

zugezogen. Faß an, Georg, da hier am Arme, aber nimm dich in Acht, daß du mir nicht an die Wunde kommſt; ſo, nun iſt's recht, jetzt auf mit ihm, ei ſeht doch, er öffnet die Augen wieder, er bewegt ſich.

Er lebt, er lebt! rief Marie freudig aus, und Hermann's erſter matter Blick fiel auf ſie, ein Schimmer der Freude überzog ſein Geſicht, Gottlob, ſprach er mit ſchwacher Stimme, daß ihr gerettet ſeid, mein Fräulein! Und auch du, Georg, lebſt noch!

Ja freilich, antwortete der Knappe, hier mein alter Kriegs-Genoſſe kam mir zu Hülfe, als die zwei Räuber mich angegriffen hatten, und da nahmen die kühnen Helden Reißaus!

Mein Gott! wer liegt denn da, rief plötzlich, vor Entſetzen zurückweichend, Marie, als ſie Rabenſteins Leichnam erblickte, denn noch ſteckte der Wurfſpieß in ihm, aber der Körper ſelbſt lag nicht mehr vorwärts, im letzten Todes-Kampfe hatte ſich der Ritter auf die Seite gedreht, und zeigte ein, von Grimm und Schmerz verzerrtes Geſicht; ſeine Rechte hielt das Schwert, mit der Linken hatte er den Wurfſpies gefaßt, und beim krampfhaften Beſtreben ihn herauszureißen, die Wunde noch vergrößert, weit klaffend und mit ſchwärzlichem, geronnenem Blut befleckt, gewährte ſie einen ſchrecklichen Anblick.

Ei, laßt den liegen, der ſpringt uns nimmer davon, ſagte Konrad, macht nur, daß wir mit meinem jungen Herrn da ins Dorf hinein kommen.

Georg, der während dem den Todten genauer betrachtet hatte, rief, ihn erkennend, das iſt ja Johann von

Rabenſtein! Der alſo war der Räuber, wahrhaftig eine ritterliche Rache dafür, daß mein Fräulein ihn um die Ehre des Turniers brachte, ja! der war's auch würdig, mit ſo edeln, wackern Rittern in die Schranken zu reiten! Nun ſo lieg du da, du Aas, bis die Wölfe und Füchſe kommen und ſich an deinem Leichnam mäſten, und die Adler und Habichte dir das verruchte Herz aushacken.

Damit gab er dem Körper Rabenſteins einen Stoß, und eilte ſeinem Fräulein nach, welches ſchaudernd vor dem ſchrecklichen Anblick ſchnell vorwärts gegangen war. Von ihr geführt, und auf Konrad ſich ſtützend, wankte auch Hermann, ſo geſchwind er konnte, vorwärts; Georg, mit bloßem Schwert und ſorgſam nach allen Seiten umher ſpähend folgte hinten nach.

Am Saume des Waldes angelangt, gewahrten ſie einen Ritter, der verzweiflungsvoll die Hände ringend umher rannte, in der Nähe ſtanden mit geſenkten Häuptern etlich Knappen, Kurds Leiche betrachtend, andere bemühten ſich die Roſſe zu beſänftigen, welche der Anblick der todten Körper des Knappen und der Pferde ſcheu gemacht hatte.

Vater! rief Marie, und Ritter Albrecht ſich nach der Gegend wendend, woher der ſüße Ton erklungen war, erkannte ſeine Tochter, ein Sprung und in ſeinen Armen lag das theure Kind!

Die ſo plötzliche, unverhoffte Freude des Wiederſehens hatte ihn der Sprache beraubt, erſt nach einiger Zeit vermochte er zu fragen, durch wen Marie angegriffen, *wie* ſie gerettet worden ſei.

Georg, um den ſich indeſſen, neugierig fragend, die Knappen verſammelt hatten, berichtete ihm mit wenig Worten die ganze Sache, als er Hermanns Beiſtand erwähnte, ſuchten des Ritters Augen dieſen, aber Konrad, ängſtlich beſorgt um den Jüngling, hatte ihn, während der Stauffenecker und ſeine Knappen ſich um Marien und Georg herumdrängten, ſchon weiter geführt.

Vier von euch halten hier Wache, bis ich Leute vom Dorfe herauf ſchicke, um die Leichen abholen zu laſſen, gebot der Ritter, aber ſeid auf eurer Hut, ſpäht ſorgſam rings umher, haltet Armbruſt und Bolzen bereit, und ſo bald ſich etwas Verdächtiges zeigt, geht darauf los, die Knappen Rabenſteins könnten doch noch verſuchen wollen, ihres Herrn Leichnam wegzuſchaffen. Ihr Uebrigen führt die Pferde hinab, du Georg begleiteſt mich und Marien. So wandelten der Stauffenecker und ſeine Tochter nebſt dem Knappen langſam den Berg herab, denn Marie, nach dem Wiedererwachen aus ihrer Ohnmacht durch die Gewißheit ihrer Befreiung, durch Hermanns Anblick und das Wiederfinden ihres Vaters augenblicklich geſtärkt, begann allmählich eine Abſpannung und Mattigkeit zu fühlen, welche ſie nur mittelſt der Unterſtützung ihres Vaters und mit Mühe den Weg zur Herberge in Lorch vollenden ließ.

Hier waren indeß nicht nur Hermann und Konrad angekommen, ſondern auch des letztern Oheim war da, mit etlich Mönchen aus dem Kloſter, deren einer gerade an die Wunden des Jünglings den Verband anlegte.

Der Oheim lief unruhig im Zimmer hin und her,

bald blieb er vor Hermann ſtehen, und betrachtete ihn mit thränenden Augen: „Armer Junge, haſt du heftige Schmerzen? Der verruchte Mädchenräuber, um's Leben hätt' er dich bringen können! Ach! noch jetzt biſt du vielleicht in Lebensgefahr! Aber, nein! Nicht wahr, Bruder Anſelm, die Wunden ſind nicht gefährlich?

Seid unbeſorgt, ehrwürdiger Vater, entgegnete der Mönch, welcher Hermann's Wundarzt machte, es ſind nur Fleiſchwunden und bald wieder heil.

Etwas getröſtet ging nun der Pater Guardian wieder weiter, und lief auf Konrad zu, der ſich hinter einen großen zinnernen Krug geſetzt hatte und ſich da den Wein wohl ſchmecken ließ. So ſprich doch, Konrad, redete er den Knappen an, wie ging's denn eigentlich, erzähl' es uns doch noch einmal, recht deutlich und ausführlich, hörſt du?

Der Knappe verzog den Mund ein wenig, lüpfte ſeine Mütze und hub von Neuem an zu berichten, was er dem Pater Guardian ſchon dreimal erzählt hatte. Dabei vergaß er nicht, den Muth des Jünglings gewaltig herauszuſtreichen und die Sache ſo darzuſtellen, als ob Hermann gerade daran geweſen wäre, dem Ritter den Todesſtoß zu geben, als er dazu kam.

Ein grimmiger Junge, ſprach der Oheim vor ſich hin, ja, das hat er vom Vater, der war in ſeiner Jugend auch ſo verwegen. Aber recht iſt's doch nicht von ihm, ſeinen armen Oheim ſo in Angſt zu bringen, er verdiente fürwahr eine ernſtliche Strafe dafür, doch — ſetzte er *dann*, einen mitleidigen Blick auf den Verwundeten wer-

fend, hinzu — eigentlich iſt er ſchon genug geſtraft, und wird ſich künftig hüten, einem Ritterſchwerte ſo tollkühn entgegen zu treten.'

Mittlerweile war auch Albrecht von Stauffeneck mit ſeiner Tochter angelangt, und der Pater beglückwünſchte ſie wegen Mariens Rettung.

Das haben wir eurem wackern Neffen dort zu danken, entgegnete der Ritter, und ging, am Oheim vorüber ſchreitend, mit Marien raſch auf Hermann zu.

Dieſer ſtreckte ihm lächelnd die Hand entgegen, welche der Ritter ergriff, kräftig ſchüttelte und ſprach: „Habt Dank, edler Jüngling, habt herzlichen Dank für die Rettung meines einzigen, geliebten Kindes, mein Lebenlang bin ich euch dafür verpflichtet, fordert jeden Gegendienſt dafür, ſei er noch ſo ſchwer, auf Ritterwort, er ſoll euch geleiſtet werden!

O ſprecht nicht hievon, edler Herr, antwortete Hermann, ich bin genug belohnt, daß die Rettung ſo glücklich gelang, aber ohne Konrads Hülfe läg' ich vielleicht jetzt da, wo Rabenſtein liegt.

Ei ja, den hätt' ich beinahe vergeſſen, ſprach Ritter Albrecht, im Zimmer herum ſchauend, wo iſt denn der wackre Kämpe?

Konrad erhob ſich ehrerbietig von ſeinem Sitze, und Albrecht ging auf ihn zu, reichte ihm die Haud und ſagte: „Womit kann ich denn dich belohnen, Alter, für deinen kräftigen Beiſtand.

S'iſt eigentlich nicht des Lohnes werth, was ich dabei gethan, entgegnete Konrad, aber wenn ihr ja wollt

Herr Ritter, ſo wären etlich Humpen Wein mir das Liebſte.

Sollſt ſie haben und zwar vom Allerbeſten, rief Ritter Albrecht, der Pater Guardian aber ſchüttelte den Kopf und wollte eine Strafpredigt beginnen. Doch der Stauffenecker winkte ihm: Laß das gut ſein, ehrwürdiger Herr, der Knappe half mir mein Liebſtes auf dieſer Erde retten, und ich möchte nicht, daß er jetzt geſcholten würde.

Dieſe Rede beſchwichtigte des Mönches Unwillen, das Lob aber, welches Albrecht von Stauffeneck ſeinem Neffen bei ihm ſpendete, machte ihn vollends ganz freundlich und ſo ſetzte er ſich ganz zufrieden nieder neben den Ritter, der gutmüthig ſeine weitſchweifigen Betrachtungen und Anmerkungen über Rabenſteins Entführungs-Verſuch und deſſen Gründe anhörte.

Bald geſellte ſich auch Hermann zur Geſellſchaft aber weder er noch Marie nahmen Theil an dem eifrigen Geſpräche des Ritters und des Mönches. Die Jungfrau ſaß ſtill und in ſich gekehrt da, nicht einmal Worte des Dankes gegen ihren Wohlthäter vermochte ſie hervor zu bringen, zu Stauffenecks großem Verdruß.

Doch Hermann wußte dieß Schweigen wohl zu deuten, ihm gält's mehr als der wortreichſte Dank; er überzeugte ſich jetzt, daß auch er geliebt werde, und ſo zählte er, trotz der Wunden und Schmerzen dieſen Tag zu dem glücklichſten ſeines Lebens. Wenn Marie ihn unter Thränen lächelnd anblickte, ſo las er mehr in dieſen Blicken, als ihm vielleicht ihr Mund geſtanden hätte, verſchwun-

den war die Nacht, die ſein Gemüth umdüſterte, ein heiterer, ſeliger Liebesmorgen zog in ſein Herz ein.

Der Knappe Kurd war auf dem Kloſter-Kirchhofe zu Lorch feierlich begraben, Rabenſteins Leichnam an einem Kreuzwege ohne Sang und Klang verſcharrt worden, Albrecht von Stauffeneck aber mit den Seinigen auf die väterliche Burg zurückgekehrt, und aufs Neue ſah Hermann ſich in die einſamen Kloſterhallen eingeſchloſſen. Hier lebte Niemand, dem er ſeine Gefühle und Empfindungen mittheilen, bei dem er die Thränen ſeiner Sehnſucht weinen oder die Träume ſeiner Hoffnung ausſprechen konnte. Zwar hatte ſich ſeit dem letzten Vorfall der alte Konrad näher an ihn angeſchloſſen, weil ihm des Jünglings kriegeriſcher Muth gefiel, aber dieſer war zum Vertrauten nicht gemacht, höchſtens konnte ſich Hermann mit ihm über den Ritter von Stauffeneck und ſeine Tochter unterhalten. Dem Oheim mußte er ohnedieß ſeine Liebe ſorgfältig zu verheimlichen ſuchen, und dieß bekümmerte den ſonſt ſo offenherzigen, ſeinem Oheim nichts verſchweigenden Jüngling nicht wenig, aber es war auch der erſte Schritt dazu, um ihr bisheriges Verhältniß zu ſtören.

Ein unangenehmes Gefühl ergriff den Neffen, wenn er dem Oheim gegenüber ſich genöthigt ſah ihm eine in Beziehung auf ſein ganzes Weſen und Sein ſo wichtige Sache zu verſchweigen, ſein Gewiſſen machte ihm Vor-

würfe darüber, aber nun kamen die Selbstsucht und Eigenliebe, von denen ja auch der beste Mensch nicht ganz frei ist, und flüsterten ihm zu: Bist denn du Schuld daran, daß es so sein muß, liegt nicht die Schuld eigentlich an deinem Oheim? Stände er in seiner übertriebenen Vorliebe für's Mönchthum nicht so schroff und unzugänglich da, so könntest du ihm wohl nach und nach deine jetzige Gemüthsstimmung entdecken und würdest es gewiß auch thun, nun aber kannst du das nicht ohne dich selbst und vielleicht auch Marien unglücklich zu machen!

Vielleicht auch Marien! Mit diesen Worten vornehmlich beschwichtigte die Selbstsucht die Vorwürfe des Gewissens, indem sie sich listig unter der Maske der Liebe verbarg, von sich selbst abwälzte sie die Schuld auf den Oheim, der nun nicht liebend und allein für das Glück seines Neffen sorgend da stand, sondern aus dem väterlichen Freunde allmählich mehr zum harten Zuchtmeister wurde.

Nun war die Frage bei Hermann nicht mehr davon: Wie mach' ich's, um bei dieser Sache meinen guten Oheim nicht zu betrüben, sondern allein davon, wie greif' ich's an, um dessen Fesseln zu sprengen; und hiezu hielt er sich um so mehr berechtigt, da sein Vater, den der Oheim zu dem Verwundeten hatte rufen lassen, über dessen muthige That eine so unverhohlene Freude äußerte, daß dem Sohne nichts gewisser schien, als daß er gerne in eine Veränderung seiner Laufbahn willigen würde.

Groß war daher sein Erstaunen, als er vernahm, was sein Vater dem Ritter Albrecht von Stauffeneck ge-

antwortet hatte, da dieſer ſich erbot, Hermann zu ſich zu nehmen und zum Kriegsmann zu erziehen. Edler Herr, ſprach der Mann, ich kenne den Kriegerſtand zu gut, als daß ich meinen einzigen Sohn ihm widmen möchte, wenn es gilt das Vaterland zu vertheidigen, Haus und Hof zu ſchirmen, da will ich ſelbſt ihm das Schwert umſchnallen und ihn zum Kampfe führen, aber in Herrendienſt, um Herrenſold und für Herren-Sachen ſoll er nicht ſtreiten, denn da iſt gar oft das Recht nicht mit im Geleite ſondern das Unrecht, und für dieſes darf mein Hermann niemals das Schwert erheben!

Ritter Albrecht vermochte dieſe Gründe nicht zu widerlegen, aber Hermann, welchem bei dem Entſchluſſe ſich dem Kriegerſtande zu widmen immer nur die dadurch ſich eröffnende Ausſicht auf Mariens Beſitz vorſchwebte, ſah in dieſer Antwort Nichts als ſeines Oheims glücklich gelungenen Verſuch, auch ſeinen Vater für ſich zu gewinnen und noch heftiger wurde ſein Unwillen gegen dieſen.

Dem Oheim konnte dieſe Stimmung des Neffens gegen ihn nicht lange verborgen bleiben, und er grämte ſich darüber nicht wenig, beſonders da er ſah, wie dabei auch immer ſichtbarer das friſche jugendliche Roth auf Hermann's Wangen erblaßte, wie dieſer düſter und trübſinnig umherſchlich, und die frühere Munterkeit ganz verloren zu haben ſchien. Er ſann hin und her, was denn doch der Grund hievon ſein möchte; daß Abneigung gegen den Mönchsſtand dabei im Spiele ſei, das dachte er ſich wohl, daß jedoch dieſe allein die gegenwärtige Stimmung

Hermann's hervorgebracht habe, davon konnte er ſich nicht überzeugen, von den mächtigen Wirkungen der Liebe aber wußte er ohnedies Nichts, da ſein Herz nie Liebe gefühlt hatte. Er ſuchte daher Rath bei ſeinen Kloſtergenoſſen, und die Aeuſſerungen eines in der Arzneikunde ſehr erfahrnen Mönches erzeugten endlich in ihm den Glauben, daß körperliches Mißbehagen und Unwohlſein an dieſer Stimmung hauptſächlich Schuld ſeien. Eine Reiſe, erklärte der nämliche Mönch, ſei hiegegen das beſte Mittel und um ſo gerner ergriff der Pater Guardian dieſen Vorſchlag, da gerade damals ein vertrauteſter Freund, der Pater Dominikus, in Kloſter-Angelegenheiten nach Nürnberg geſchickt werden ſollte. Zuvor jedoch wollte er mit ſeinem Neffen noch den Ritter Albrecht beſuchen, welcher beide wiederholt und dringend zu ſich eingeladen hatte. Ein Strahl der Freude röthete Hermann's blaſſes Geſicht, als ihm der Oheim dieſe Kunde brachte, und der argloſe Mann ſegnete hierüber im Stillen den von ihm gefaßten Entſchluß.

Noch lag des Winters ſchneeigtes Gewand über den Fluren als Hermann mit ſeinem Oheim nach Stauffeneck zog, aber ſchon hauchten laue Lüfte die Wanderer an, und verkündeten das Nahen des holden Frühlings. Munter ging die Reiſe vorwärts und bald erſchien in der Ferne die Burg Stauffeneck.

Sie lag auf einer Anhöhe auf felſigem Grunde erbaut, unweit der Stelle, wo die Fils und Lauter ihre klaren Fluthen vermiſchen! ein hoher runder Thurm, von großem Umfange, aus gewaltigen gelben Quaderſteinen

zuſammengefügt, zog zuerſt ſchon von Weitem des Wanderers Blicke auf ſich, die Burg ſelbſt, ebenfalls größtentheils aus Steinen erbaut, trennte ein tiefer Graben von dem mit niedrigen Mauern eingefaßten Schloßhof, auf den übrigen Seiten ſchützten ſie ſteile Felſen, Thürme und mächtige Bollwerke.

Schon hatte des Thurmwächters Horn die Ankunft der Reiſenden verkündigt, als dieſe im Schloßhofe ankamen, raſch öffneten ſich die eichenen ſtark mit Eiſen beſchlagenen Thorflügel, und Marie trat ihnen in freundlicher Haſt entgegen.

Mein Vater läßt ſich entſchuldigen, ehrwürdiger Herr, ſprach ſie, daß er nicht ſelbſt kommt euch zu empfangen, er iſt etwas unwohl und erwartet euch ſehnlichſt in ſeinem Gemache, wohin ich euch ſogleich führen will.

Willkommen in meinem väterlichen Hauſe, rief Ritter Albrecht den Eintretenden entgegen, die Wunde da am rechten Fuße iſt mir wieder aufgebrochen, und bannt mich in meinen Seſſel, deſto angenehmer aber iſt mir euer Beſuch, werthe Freunde, ihr alter Herr, ſollt mir Geſellſchaft leiſten, indeß Marie dem jungen Manne die Herrlichkeiten unſerer Burg zeigt, deren freilich gar wenige ſind.

Nichts konnte für Hermann erwünſchter ſein, als dieſer Vorſchlag des Ritters, der ihm Gelegenheit verſchaffte, ſeine Geliebte allein zu ſprechen; ungeduldig harrte er daher auf den Augenblick, wo Albrecht von Stauffeneck, nachdem er zuvor ſeinen Gäſten wacker zugeſprochen hatte,

Marien ein Zeichen gab, den Jüngling in der Burg herum zu führen.

Schweigend und etwas verlegen wandelten die Liebenden nebeneinander, eine geraume Zeit sprachen nur ihre Blicke, aber auch sie nur schüchtern, denn wenn sie zufällig sich begegneten, schlugen beide erröthend die Augen nieder.

Endlich faßte Hermann Muth und brach das Stillschweigen; Ihr habt euch indessen doch wohl befunden, Fräulein, fragte er mit bebender Stimme und ein leises Ja! war die Antwort.

Wiederum herrschte nun auf eine Zeitlang Stille, bis Hermann's Fragen sie aufs Neue unterbrachen, nach und nach wich die Schüchternheit, und immer deutlicher sprach aus den freudevollen Blicken, aus der hohen Glut der Wangen des Jünglings und der Jungfrau die Liebe.

So waren sie angekommen auf der Höhe des Thurms, wo eine weite, herrliche Aussicht sich dem Jüngling eröffnete; überrascht stand er einige Minuten da, bald hier, bald dorthin schweiften seine Blicke. Fürwahr, das ist ein erhebender Anblick, rief er dann aus, wie die mächtigen Burgen mit ihren Thürmen, Giebeln und Zinnen herüber winken von ihren Höhen, hier Hohenstauffen das kaiserliche Haus und Rechbergs Burg, die Wiege der Starken, dort die waldumkränzte, hochgethürmte Teck!

Wohl mag sichs schöner leben auf solchen Höhen, als drunten in den Niederungen, die noch der Nebel deckt, während hoch oben die Burgen schon im Sonnen-Glanze leuchten! Wohl die Brust sich hier erweitern, wo die

Blicke bis zur blauen Ferne hinſchweifen können über die Gefilde! Wenn erhabnere Gefühle das Herz des Bewohners dieſer Schlöſſer erfüllen, wenn er Größeres wagt und unternimmt, als die Anſiedler in den Tiefen, iſt das ein Wunder? Gebt dem Sperlinge die Fittige des Adlers und er wird, wie dieſer, ſich aufſchwingen zur Sonne!

Und geblendet niederſtürzen in den Staub, von dem er genommen iſt! tönte plötzlich eine hohle, dumpfe Stimme hinter dem Jünglinge, erſtaunt und halb erſchrocken wandte er ſich um, da erblickte er eine ſeltſame Geſtalt, in weiſſem, faltenreichem Talare, faſt bis zum Gürtel herab floß ihr Bart, ſilbergrau, wie die Locken des ehrwürdigen Hauptes, die Wangen waren bleich und eingefallen, in den Augen glühte nur noch ein ſchwacher Schimmer des Jugendfeuers, das einſt darin gebrannt, aber noch ſchauten ſie kühn und trotzig unter der hohen Stirne hervor, auf welcher Zeit und Schickſal tiefe Furchen gegraben hatten.

Ueberraſchung verſchloß Hermann den Mund, und der Greis fuhr fort: Gehörſt auch du zu jenen Verwegenen, thörichter Jüngling, die mit Sperlings-Flügeln zur Sonnenhöhe ſich ſchwingen wollen? O laß ab davon, vernimm die Warnung eines Greiſen, laß ab, höre eine Geſchichte, die in meiner Jugend mir ein Weiſer erzählte. Einſt lebte in Griechenland ein großer Künſtler, den warf ſein Gebieter in einen Kerker, tiefer noch als das Verlies da drunten im Thurme, wo kein Sonnenſtrahl den Unglücklichen begrüßt, kein Frühlingslüftchen ihn

umweht, kein Laut froher Menſchen zu ſeinem Ohre bringt da hinein warf er ihn nebſt ſeinem Sohne, aber des Künſtlers freier Geiſt vermochte nicht zu weilen in der finſtern, öden Gruft, wächſerne Flügel machte er ſich und dem Sohne, und ſo entkamen ſie aus dem Gefängniſſe, hinſchwebten ſie im blauen Luft-Meere, über ſich das Firmament, unter ſich das endlos wogende Meer. Da gelüſtete den Sohn — es war ein Jüngling ſo blühend und kräftig, aber auch ſo thöricht wie du — da gelüſtete ihn zu erproben die neuen Schwingen und höher empor zu ſchweben, zum ewigen Quell des Lichts, vergebens warnte der Vater, er hörte nicht, näher und immer näher ſtrebte er zur Sonne, da ſchmolzen ſeine Flügel und er ſtürzte hinab in die finſtere Tiefe! Ihm gings noch wohl, denn plötzlich verſchlang ihn das dunkle Fluthengrab, aber andre ſtürzen auch herab, und keine freundliche Tiefe öffnet ſich, ſie zu verſchlingen, ſie wandeln noch Jahre lang umher, lebende Todte unter der Menſchen fröhlichem Gewimmel, die Schatten Abgeſchiedener, die keine irdiſche Luft mehr erquickt, kein ſterbliches Auge mehr freundlich grüßt, ein Greuel den Menſchen, ein Schrecken allen, die ihnen nahen, eine Beute der Verzweiflung!

Immer wilder flammte des Greiſen Auge, je länger er ſprach, jetzt, nachdem er geendet, warf er noch einen durchbohrenden Blick auf den Jüngling, drehte raſch ſich um und verſchwand.

Betäubt und ſprachlos ſtand Hermann da, ſein Auge irrte unſtät umher, Todtenbläſſe überzog ſeine Wangen,

da flog Marie, die indeß in steigender Angst der gräßlichen Scene zugesehen hatte, hinzu, faßte seine schlaff herabhängende Rechte und sprach im Tone tiefen Schmerzens: Was ist euch, Hermann, erwacht aus dieser schrecklichen Erstarrung, schaut mich an, redet! Ach! ich allein bin Schuld an diesem Schrecken, warum hab' ich auch nicht Sorge getragen, daß der Wahnsinnige in sein Gemach gesperrt wurde, warum hab' ich euch Nichts gesagt von diesem unglücklichen Greise.

Greise! wiederholte mit dumpfer Stimme Hermann, also wars ein Mensch, kein Schatten, empor gestiegen aus der Tiefe, daß er mich herausreiße aus meinem Himmel!

O Gott! nein, fuhr ängstlich Marie fort, ein armer Greis ist's, einst der Kaplan meines Ahns, er faßte Liebe zu dessen Tochter und der strenge Mann ließ ihn ins Burg-Verlies sperren, das er so schauderhaft beschrieb, da verlor er den Verstand, aus Mitleid befreite ihn mein Vater aus der engen Haft, und seitdem bewohnt er ein Gemach in diesem Thurme, schon lange stand er hinter euch und hörte eure begeisterten Worte, aber ich vermochte nicht, euch zu warnen, ich ahnete nicht, daß er, der sonst immer still und stumm umher wandelt, in so furchtbare Reden ausbrechen würde!

Ich habe sagen hören, hub Hermann mit ruhigerer, aber klangloser Stimme an, ich habe sagen hören, dem Wahnsinnigen sei die Gabe der Weissagung verliehen, der Geist, der das Menschliche nicht mehr begreife, für den die Gegenwart erstorben sei, vernehme oft das Gött-

liche und ſehe, was verborgen liegt hinter dem Schleier der Zukunft. Sollte es alſo ſein, ſollte dieſer Greis mein Prophet geweſen ſein!

Er verſank in dumpfes Schweigen, das Mariens Angſt noch höher ſteigerte. O bei Allem, was euch theuer iſt, rief ſie, beſchwör' ich euch, kommt wieder zu euch, Hermann, vergeßt dieſe ſchreckliche Scene! legt nicht ſo viel Gewicht auf die Worte eines Wahnſinnigen!

Wahnſinnig! ja, ſprach der Jüngling, wahnſinnig er ſelbſt, wahnſinnig ſeine Worte! Nein, Teufel, meinen Himmel ſollſt du mir mit deinen verwirrten Reden nicht rauben! Mein Geſchick hat nichts gemein mit dem deinigen, mich bindet kein Gelübde, kein gebrochener Schwur klagt mich an vor Gott! Ich darf noch freudig ringen nach dem Höchſten!

Er drückte Mariens Rechte an ſein Herz, und ſchaute ſie an mit liebeglühendem Blicke, die Jungfrau ſchlug errröthend ihre Augen nieder, ihre Hand zitterte in der ſeinigen, aber ſie entzog ſie ihm nicht, und er fuhr fort: O Marie, noch ſteh ich hier vor euch, ein niedriger, unbekannter Jüngling, ein reines, treues Herz nur kann ich euch bieten, denn keiner Ahnen ruhmvolle Reihe zählt mein Geſchlecht! Doch, wenn ihr meine Liebe nicht verſchmäht, ſo fühl' ich Muth und Kraft in mir, mich empor zu ſchwingen aus dem Staube, und mit dem Schwerte mir den Glanz der Ahnen zu erkämpfen, der mir fehlt! Wenn ich dann einſt im friſchen Kranz des Ruhmes vor euch trete, mit kriegeriſchen Ehren geſchmückt, werdet ihr des Jünglings Hand dann nicht zurückweiſen?

O Hermann, antwortete Marie, nicht euren Ruhm, nicht Kränze mit Gefahr und Blut erkauft will ich, nur euch, und ſei's auch in der niedrigſten Hütte!

Nein! nein! rief haſtig der Jüngling, verdienen muß ich euch, eh ich euch ganz die Meine nennen darf. Stürzt doch der Menſch um ſo geringe Güter ſich in Gefahr und Tod, holt aus der Erde finſterem, verderbendrohendem Schooß des Goldes eiteln Glanz, und ſchiffet, Reichthum zu gewinnen, nach den fernſten Küſten, und ich ſollte nicht Blut und Leben wagen, um des Lebens höchſtes Gut, um euern Beſitz?

Warum denn, ſtolzer Jüngling, erwiederte Marie, wenn ihr erkämpfen wollt, was euch die Liebe freiwillig ſchon geboten, warum denn gerade auf dieſem Wege; warum wollt ihr euch denn ins wilde Kriegs-Getümmel ſtürzen, wo ich jeden Augenblick, bis ihr wiederkehrt, mit banger Furcht zählen muß; gibts denn ſonſt keinen Pfad, um zu Ruhm und Ehre zu gelangen, habt ihr Graf Eberhards Räthe nicht geſehen? Sie ſind hoch geehrt bei Hohen und Niedrigen, auch der ſtolzeſte Ritter rechnet ſichs nicht zur Schande, nach der Freundſchaft derjenigen zu ſtreben, die Wirtenbergs weiſer Beherrſcher ſeine Freunde nennt. Das iſt der Weg, den ihr wandeln müßt, nach dieſem Ziele ſtrebet, und freudig reicht Marie euch am Ziele den Kranz!

O Mädchen, rief, ſie umſchlingend, Hermann, welch eine Zukunft zeigſt du meinem Blicke, wie ſehr beſchämſt du den thörichten Jüngling, der mit dem Schwerte dem Schickſal abzutrotzen vermeinte, was es nur dem beſchei-

denen Verdienste verleiht. Ja, so sei's, mag um des Krieges blutigen Lorbeer ringen, wer da will, des Friedens milde Palme soll meines Strebens Ziel sein, und du der schöne Preis, der mir am Ziele winkt.

Sprachlos hielten die Liebenden sich umschlungen, die Lippen fest aneinander gepreßt, besiegelten sie den Bund, des Greises finstre prophetische Töne waren vergessen über dem Genuß der schönen Gegenwart, über den rosigen Träumen der Zukunft. In traulichem Gespräche saßen beide auf der Höhe des Thurms, sie wußten sich so viel zu erzählen, so mancherlei zu fragen, es war ihnen, als wären sie ewig so vereint gewesen. Schwere Fußtritte, welche die Treppe herauf tönten, störten sie endlich in ihrer süßen Unterhaltung, es war Georg, der sie zum Mittagsmahle zu rufen kam, sie folgten ihm.

Ihr seid lange ausgeblieben, rief Ritter Albrecht ihnen zu, nicht wahr, die Aussicht auf dem Thurme hat euch so angezogen, junger Mann, im Frühlinge erst, wenn die Wälder belaubt sind und die Thäler mit Blüthen und Blumen geschmückt, da müßt ihr kommen, um sie in all ihrer Herrlichkeit zu sehen!

Hermann's volles Herz ergoß sich verschwenderisch im Lobe der schönen Aussicht und mit süßem Lächeln horchte Marie auf des Geliebten Rede. So fröhlich waren beide seit langer Zeit nicht gewesen, und auch die Männer ergriff ihre Fröhlichkeit, doch ahneten sie nicht den wahren Grund derselben. Hermann's Oheim war nur vergnügt, den Neffen wieder in solcher Stimmung zu sehen, und pries von Neuem sich glücklich, daß er ein Mittel gefun-

den, des Jünglings Trübſinn zu vertreiben, der Ritter aber meinte, ſeine Tochter ſei darum ſo heiter, weil ſie ſehe, daß der Mißmuth, der ihn wegen der Wunde und des Eingekerkertſeins im Zimmer, ſeit etlich Tagen ergriffen hatte, von ihm gewichen war.

So verfloß denn allen Vieren die Zeit recht gemüthlich, bis der Oheim zum Aufbruch mahnte. Freundlich dankend für den Beſuch entließ der Ritter ſeine Gäſte, in weitſchweifiger Rede ergoß ſich der Dank des Pater Guardian über die gaſtfreie Bewirthung, und obwohl die Liebenden zum Abſchiede keine einſame Minute mehr fanden ſo ſprachen doch ihre Blicke beredt genug das aus, was ihr Mund nicht ſagen durfte und mit liebeglühenden Herzen trennten ſie ſich von einander.

Hermann dachte, ſeit Marie ihm einen vorher von ihm nicht geahnten Weg zu Ehrenämtern und zu ihrem Beſitze zu gelangen, gezeigt hatte, nicht mehr an ſeinen früheren Plan, deſto eifriger aber daran, wie er ſo bald als möglich das ihm jetzt vorgeſteckte Ziel erreichen könne. Dem feurigen Jüngling ſchien jeder Augenblick verloren, der ihn demſelben nicht näher brachte, glücklich in dem Gedanken an Mariens Liebe, wünſchte er doch ſo bald als möglich auch zu ihrem Beſitz zu gelangen, und ungeduldig berechnete er die Jahre, welche bis dahin noch verfließen müßten.

Dieſe Ungeduld war für ihn der mächtigſte Sporn,

aber auch ein ſtarker Tropfen Wermuth in den Becher ſeiner Freude. Ganz anders war es bei Marien, ſie hielt nur den Gedanken feſt, daß Hermann einſt der Ihrige werden würde, ſie zählte nicht die Jahre, welche bis dahin noch verfließen mußten, die Gewißheit des Beſitzes war für ſie genug. Nicht als ob ſie ihn minder geliebt hätte als er ſie, wäre ſein plötzlicher Beſitz durch irgend ein Opfer zu erkämpfen geweſen, ſie hätte auch das größte nicht geſcheut; aber ihre Liebe war das ſtille, ruhige Feuer eines tiefen Gemüths, das dem leidenſchaftlichen Menſchen oft kalt erſcheint, weil es nicht ſo ſchnell und heftig auflodert, wie die brauſende Flamme ſeines Gefühls. Aber wie der Brand tief im Schooſe der Erde, freilich oft ganz unbemerkt, Jahrhunderte lang fort glüht, indeß die wilde Flamme, die den Wald erfaßte, indem ſie in ſtürmiſcher Eile ihn verzehrt, auch ſelbſt mit verzehrt wird, ſo glüht die ſtille Liebe unzerſtörbar fort, während die Leidenſchaft ſich durch ihr eigenes Uebermaß verzehrt. Länger mag ſie fortlodern in des Mannes ſtarker Bruſt, aber wenn ſie des Weibes zarten Buſen erfüllt, dann iſt die ſchöne Blüthe bald vernichtet.

Dem Oheim war die eine Richtung, welche des Neffen Streben gewonnen hatte, gar nicht unangenehm, denn auf dieſem Wege hoffte er ihn einſt noch mit hohen kirchlichen Würden geſchmückt zu ſehen und gerne zeigte ſich der Abt zu Lorch zu einer Geldunterſtützung bereit, damit Hermann durch den Beſuch einiger Hochſchulen ſich noch weiter ausbilden könne, um ſo gerner, da des

Jünglings Lernbegier und raſche Fortſchritte ihn mit den beſten Hoffnungen für dieſen erfüllten.

Zuerſt ſollte Hermann die, vom Grafen Eberhard im Bart kurz vorher geſtiftete Hochſchule zu Tübingen beſuchen, da ſie unter ihres Gründers ſorgſamer, liebevollen Pflege bald zu einem fröhlichen Gedeihen gekommen war und ſchon jetzt unter ihren Lehrern mehrere berühmte Männer zählte. Graf Eberhard ſelbſt hielt ſich oft und gerne in Tübingen auf, wohnte den Vorleſungen und gelehrten Streitverhandlungen bei, zog die Lehrer der Hochſchule zur Mahlzeit und unterhielt ſich mit ihnen über die mannigfachſten Gegenſtände. Dieſe beſtändige eifrige Sorge Eberhards aber machte, daß ſich die Tübinger Hochſchule auch in ſittlicher Hinſicht vor andern auszeichnete.

Da liefen die Studirenden nicht, wie es damals auf andern Hochſchulen Sitte war, mit Schwertern und Spießen umher, um ſich untereinander und mit Landsknechten und Handwerksburſchen zu raufen, und um die Bürger zu höhnen und zu mißhandeln, da tönte nicht aus den Herbergen beſtändig der betäubende Lärmen wilder Trinkgelage; das Beiſpiel des erlauchten Stifters und Beſchützers, der ſeine Zeit zu Tübingen zwiſchen der Sorge für den Staat und der Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften theilte, in Mäßigkeit und Zucht vorleuchtete, die freundliche Herablaſſung gegen ſeine lieben Söhne, wie er gewöhnlich die Studirenden nannte, und ſeine beſtändige Sorge für ihre Wohlfahrt, machte ſelbſt auf die wildeſten, roheſten Gemüther einen tiefen Eindruck.

Dieſe ſo günſtigen Umſtände waren es auch vornämlich, welche den Pater Guardian beſtimmten, ſeinen Neffen hieher zu führen, wo er den wenigſten Gefahren für ſeine Sittlichkeit ausgeſetzt war, und die beſte Gelegenheit hatte, ſeine geiſtige Bildung zu vervollkommnen.

Denn beides lag ihm gleich ſehr am Herzen, und darum ſchied er von Hermann nicht ohne die eindringlichſten Ermahnungen zu Fleiß und Wohlverhalten, riß ſich nicht ohne Thränen und bittern Schmerz von dem Jünglinge los.

Auf dieſen machte des Oheims wehmüthige Stimmung um ſo mehr Eindruck, da er ſich bewußt war, daß in den letzten Zeiten ſeine Liebe zu ihm ſehr geſunken ſei, und er ſich dieſen Undank jetzt vorwerfen mußte. Er gelobte ihm daher aufs Eifrigſte, ſich gewiß ſo zu halten, daß die Seinigen Freude und Ehre an ihm erlebten, und der Ton ſeiner Stimme, die heißen Zähren, welche ſeine Worte begleiteten, bezeugten die Wahrheit und Aufrichtigkeit ſeines Gelübdes, und minderten den Trennungs-Schmerz in des Oheims Bruſt.

Noch ein Lebewohl und fort war er, allein ſtand Hermann nun da in einer für ihn neuen Welt. Sein lebhafter Geiſt, ſeine feurige Einbildungs-Kraft und ſeine noch gar geringe Bekanntſchaft mit der Welt, machten ſeine Lage um ſo gefährlicher, aber er hatte auch ein reines Herz und einen kräftigen Willen mit gebracht auf den ſchlüpfrigen Pfad, den er jetzt betreten ſollte, der Gedanke an die Seinigen war für ihn ein ſtarker Schild gegen Verſuchungen jeder Art, vor Allem aber ſchützte

ihn die Liebe zu Marien. Denn wo der Liebe Glut des Jünglings Herz so ganz durchdrungen hat, da vermag das Gemeine nichts über ihn, der Geliebten Bild ist ihm eine schützende Aegide gegen alle Angriffe des Lasters und der Verführung.

So war es auch bei Hermann, dem jetzt nur Eins fehlte, was in diesem Alter des Jünglings Herz so sehr verlangt, ein Freund.

Um diesen zu finden sah er sich auch gleich unter der Zahl seiner Genossen um. Er wohnte nämlich mit noch etlich und sechszig jungen Leuten in der Burse, einem geräumigen Gebäude von vier Stockwerken, deren unterstes einen großen Hörsaal umfaßte, indeß die übrigen zu Gemächern für die Studierenden eingerichtet waren.

Die Gesellschaft in diesem Hause war natürlich sehr gemischt, eine lange schwarze Kutte und ein Barett von gleicher Farbe machten sie zwar im Aeußern ziemlich gleich, aber die ebenfalls gleichförmige, strenge Zucht vermochte nicht eben so leicht auch die Charaktere gleich zu machen; so sah man denn hier jugendliche Fröhlichkeit neben trübem Ernst, feurige, die Schranken des Gesetzes nicht selten überspringende, Lebhaftigkeit neben geduldig sich in jede Fessel schmiegender Stumpfheit; Leichtsinn und gesetztes Wesen, Einfalt und Verschlagenheit, Aufrichtigkeit und versteckte Heimtücke wohnten da neben einander und gaben zu unaufhörlichen Reibungen und Parteiungen Anlaß.

Bei Hermann's Charakter war es unmöglich, daß nicht auch er in diese Parteiungen verwickelt wurde, da-

durch lernte er zuerſt ſeine Genoſſen genauer kennen, und bald hatte er ſich unter ihnen einen zum Herzensfreunde gewählt. Er hieß Johann Degen und war etlich Jahre älter als Hermann; ſein Geſicht zeigte ſchöne, regelmäßige, aber meiſt von einem Ausdrucke düſtern Grams umwölkte Züge, die Stirne war hoch gewölbt, die Naſe gebogen, die langen Haare von dunkler Farbe; er beſaß einen durchdringenden Verſtand, und bei heftigen Leidenſchaften eine in ſeinem Alter ſeltene Selbſtbeherrſchung. Durch dieſe beiden Eigenſchaften wußte er ſich bei ſeinen Genoſſen in großes Anſehen zu ſetzen, er behandelte ſie gewöhnlich ſtolz und geringſchätzend, und zog nur wenige in ſeinen näheren Umgang, wo er aber alsdann durch die einſchmeichelndſte Freundlichkeit eine, dem Scheine nach, ſich rückhaltslos hingebende Aufrichtigkeit und die herzlichſte Theilnahme, die er an dem Geſchick des Freundes zu nehmen heuchelte, die Gemüther völlig gewann. Zufällig war Hermann ein Platz in dem nämlichen Gemache, wo Degen ſich befand, angewieſen worden und dieſer hatte, zur Verwunderung ſeiner Genoſſen, den Jüngling ſogleich allen übrigen vorgezogen. Wenn dieſer ſchon dadurch ſich geſchmeichelt fühlte, ſo wurde er durch die eben beſchriebenen Eigenſchaften ſeines neuen Freundes bald ſo ſehr für ihn gewonnen, daß Degen in kurzer Zeit ſein ganzes Geſchick, ſeine Hoffnungen und Entwürfe, ſelbſt ſeine Liebe zu Marien erfuhr.

Mit der regſten Theilnahme vernahm er die Mittheilungen ſeines Freundes, ſie machten ſichtbarlich einen tiefen Eindruck auf ihn, den Hermann zwar blos deſſen

Zuneigung zu ihm zuſchrieb, der aber einen ganz andern Grund hatte.

Man weiß es aus der Geſchichte, daß Graf Eberhard der Aeltere in ſeiner Jugend ein ziemlich wildes ausſchweifendes Leben führte, und nebſt ſeinen adelichen Genoſſen ſich manche Mißhandlungen der niedrigen Stände zu Schulden kommen ließ. Auch Degens Vater, ein Bürger zu Urach, hatte dieß erfahren, als er ſeine Gattin vor den Ungebührlichkeiten Veits von Rechberg, eines Edelmanns aus des Grafen Gefolge, beſchützen wollte, war er von dieſem tödtlich verwundet worden. Am Sterbebette des Vaters hatte der Sohn deßwegen dem Adel unverſöhnlichen Haß geſchworen und Rache an dieſem war ſeitdem ſein einziger Gedanke. Vergebens war es, daß Eberhard, deſſen merkwürdige, für Wirtenberg ſo wohlthätige, Sinnes-Aenderung ſchon damals begonnen hatte, den Mörder ſtreng beſtrafte, die Wittwe mit Wohlthaten überhäufte und ihren Sohn erziehen ließ, der Anblick des Vaters, wie er von furchtbaren Schmerzen gepeinigt, ſich auf dem von ſeinem Blute benetzten, Todesbette wälzte, ſchwebte fortwährend lebendig vor des Sohnes Seele, und dieſe furchtbare Erfahrung gab ſeinem Charakter jene dunkle Schattenſeite, die er, durch ſeine Verhältniſſe und die dadurch herbei geführte Nothwendigkeit, ſeinen Haß gegen den Adel zu verbergen, früh an Verſtellung gewöhnt, trefflich zu verhüllen wußte.

Sonderbare Gedanken waren bei Hermann's Erzählung in ihm aufgeſtiegen, dunkel ſchwebte es vor ſeiner

Seele, als ob dieſer Jüngling beſtimmt ſei zum Werkzeug ſeiner Rache an dem Adel.

Er hatte zwar von dem Ritter Albrecht ſelbſt keine Kränkung erlitten, aber doch war der Mörder ſeines Vaters mit jenem nahe verwandt, Grund genug für ſeinen glühenden Haß, ihn zum Rache-Opfer zu erwählen. Inniger daher als an irgend Jemand, ſchloß er ſich an Hermann an, welcher aber in ſeinem Betragen nur die leidenſchaftliche Zuneigung eines Freundes ſah, die er auf's Eifrigſte zu erwiedern bemüht war. So ſchwebte, indeß er ſich im Arm der Liebe und Freundſchaft glücklich träumte, der finſtre Geiſt, der einſt ſein Erdenglück zerſtören ſollte, ſchon um ihn, doch ſorglos und freudig wandelte Hermann, nicht ahnend die Gefahr, dahin. So wandelt der Sterbliche über der leichten Decke, welche des Feuerberges glühenden Schlund verhüllt, mit des Pflanzen-Reiches herrlichſtem Schmucke überzieht die unterirdiſche Glut den Boden und der Arme freut ſich unbeſorgt der bunten Pracht, da beginnt's tief unten im Schooße der Erde zu donnern, erſchrocken fährt er auf und will fliehen, umſonſt, ſchon öffnet ſich der Höllenrachen und verſchlingt ihn in der grundloſen, flammenden Tiefe.

Mit dem größten Eifer widmete ſich Hermann zu Tübingen dem Studieren, gerne hätte er ſogleich mit der *Rechtskunde* ſelbſt den Anfang gemacht, aber er hatte

ſeinem Oheim, der die Hoffnung hegte, den Neffen einſt in einer hohen geiſtlichen Würde zu ſehen, auf's Heiligſte verſprechen müſſen, ſich vornämlich auf die ſcholaſtiſche Philoſophie zu legen, welche zu Tübingen damals in voller Blüthe und im höchſten Anſehen ſtand. Sie galt für den Quell alles Wiſſens, aus deſſen unerſchöpflichem Born die übrigen Wiſſenſchaften ihre ſeichten Bächlein füllten; ſie allein konnte über Alles, was im Himmel und auf Erden ſich befand, genügende Auskunft geben, beſſer als das Meſſer des Anatomen den menſchlichen Körper vermochte ſie den Geiſt in ſeine feinſten Theile zu zerlegen.

Kein Wunder alſo, wenn ein ſo wißbegieriger Jüngling, wie Hermann, ſich ihr mit dem brennendſten Eifer widmete, wenn er es niemals verſäumte, den Gabriel Biel, damals den berühmteſten Scholaſtiker, die dunkeln, ſpitzfindigen Sätze des Scotus vortragen, den Konrad Summenhard die Sentenzen des Petrus Lombardus, ein Werk, das die Quinteſſenz ſcholaſtiſcher Weisheit enthielt, erklären zu hören.

Fleißig wohnte er auch den ſcholaſtiſchen Streitverhandlungen bei, welche damals faſt alltäglich im Hörſaale der Burs angeſtellt wurden, und wobei es ſo hitzig herging, daß man die ſtreitenden Parteien durch Schranken zu trennen für nöthig befunden hatte.

Da ſtanden die jungen Weltweiſen einander gegenüber mit rothen Geſichtern, wilden Blicken, ſchwere Folianten, mit erzbeſchlagenen Holzdecken, in den Fäuſten ſchwingend, und ſchrieen ſich heißer, um hier die Grund-

ſätze der Realiſten, welche die allgemeinen Begriffe für etwas Wirkliches hielten, dort die der Nominaliſten, welche ſagten, ſie ſeien bloße Worte und Namen, zu vertheidigen und zu erweiſen. Da rauſchten, wie Schneeflocken vom Winterſturme gepeitſcht, die Worte herüber und hinüber, da wiederhallte das Gemach von Formalitäten, Häcceitäten, Quidditäten und dergleichen unverſtändlichen Kunſtausdrücken, und wenn der Saal längſt wieder einſam und ſchweigend da ſtand, vernahm man in den Gemächern der Burs noch das laute Geſchrei der Streitenden, die nicht ſelten von den Worten auch zu Schlägen kamen.

Hatten die jungen Leute ſich eine Zeit lang im Diſputiren tüchtig geübt, ſo erhielten ſie die erſte akademiſche Würde eines Baccalaureus und Licentiaten, ſie trugen nun runde Käppchen, als Zeichen ihres Ranges, und dünkten ſich ſchon jetzt Weſen einer höheren Art zu ſein, aber noch weit aufgeblaſener wurden ſie, wenn der heißerſehnte Tag kam, wo ſie zu Doktoren oder Magiſtern erhoben werden ſollten.

Die erſte dieſer akademiſchen Würde erreichte Hermann bald, aber nun gab er auch der Philoſophie und ihren trockenen Spitzfündigkeiten den Abſchied und begann ſich mit allem Eifer auf die Rechtskunde zu legen. Damit war freilich der Pater Guardian Anfangs gar wenig zufrieden, aber bei ſeiner großen Liebe zu dem Neffen gelang es dieſem bald, ihn für dieſe Aenderung ſeiner Studien zu gewinnen und der Abt zu Lorch verſprach auch hiezu Unterſtützung, weil es ihm für ſein Kloſter gar *nicht* unvortheilhaft dünkte, wenn einſt im Rathe der

wirtenbergiſchen Fürſten, die deſſen Schutzherrn waren, ein Zögling deſſelben ſitze.

Schnell floß die Zeit für Hermann dahin, angeborne Talente und unermüdeter Fleiß brachten ihn in der von ihm erwählten Wiſſenſchaft raſch vorwärts, die Lobſprüche ſeiner Lehrer und eigene Prüfung ſeiner Kenntniſſe, welche ihm bewies, wie weit er vor den meiſten ſeiner Mitſchüler voraus ſei, zeigten ihm das Ziel ſeines Strebens immer näher und verdoppelten ſeine Anſtrengungen, um es ſo bald als möglich zu erreichen.

So brachte er fünf Jahre in Tübingen zu, während welcher Zeit er hier mehrere, nachher berühmt gewordene, Männer kennen lernte, da waren Georg Truchſeß, bekannt durch ſeine Thaten im Bauern-Kriege, Beatus Widmann, ſpäter Kanzler des Erzherzogs Ferdinand von Oeſterreich, Johann Staupiz, nachheriger General-Vikar des Auguſtiner-Ordens in Teutſchland, ruhmvoll bekannt aus Luthers früherer Lebens-Geſchichte, und noch manche andre.

Endlich erlangte er die Würde eines Doktors der Rechtskunde und bereitete ſich nun nach Lorch zurückzukehren. Mehrmals zwar im Laufe ſeines Univerſitäts-Lebens hatte er dieſes Kloſter und Stauffeneck beſucht, dort die Liebe ſeines Oheims, hier die Treue ſeiner Marie unverändert gefunden, aber allzu ſchnell waren jedesmal die wenigen ſchönen Tage des Wiederſehens entſchwunden jetzt durfte er hoffen längere Zeit in Lorch zu verweilen, öfter und ungeſtörter ſich des Umgangs ſeiner Geliebten zu erfreuen.

So ſchied er alſo, von etlichen Freunden begleitet,

im Herbſte des Jahres 1489 aus Tübingen und kam, nach ſchneller Reiſe, ohne Abenteuer zu Lorch an. Eine ſchmerzliche Nachricht traf ihn hier, ſein Vater war geſtorben und Hermann kam zu ſpät, um deſſen Leiche zum Grabe zu begleiten, nur auf der Ruheſtätte des Verblichenen, die ihm ein einfaches Kreuz auf dem Kirchhofe zu Alfdorf bezeichnete, konnte er die letzte Pflicht des Sohns ihm erweiſen, indem er des Vaters Angedenken heiße Thränen weihte.

In Stauffeneck erheiterte ſich ſein Gemüth von Neuem, Ritter Albrecht, dem es bei ſeinen hohen Begriffen vom Adel, bei den ernſten Ermahnungen, die er dem Jünglinge vor ſeiner Abreiſe nach Tübingen gegeben hatte, gar nicht in den Sinn kam, daß Hermann ſeine Gedanken zu Marien erheben könne, hatte ihm die alte Zuneigung ebenfalls erhalten, er ſah ihn gerne um ſich, ließ ſich viel von ihm erzählen und behielt ihn oft mehrere Tage bei ſich.

Wenn dann der Ritter zum Beſuche bei einem Nachbar war, wenn er auf die Jagd ritt, welch' ſelige Stunden erblühten da den Liebenden, da ſaßen ſie bald auf dem hohen Thurme, wo keine Erſcheinung mehr ſie ſtörte, weil der wahnſinnige Greis längſt todt war, bald im Burggarten unter'm Schatten ragender Linden, in ſüßem Gekoſe und traulichem Geſpräche, dankend blickten ſie auf die Vergangenheit zurück, welche ihre Liebe hatte entſtehen und aufblühen ſehen, mit ungetrübter Luſt genoßen ſie die ſchöne Gegenwart, und ſchauten voll froher Hoffnung hinaus in die Zukunft, die aus der dunklen Ferne ſo

rosig ihren Blicken entgegenschimmerte. Ach! daß kein Engel mit dem Flammenschwerte der Liebe schönes Paradies behütet, daß es so offen da liegt und unbeschützt gegen des Schicksals finstre Gewalten, gegen des Lebens Noth und Sorgen! Mild strahlet heute noch die Sonne darauf herab, und sanfte Frühlingslüfte säuseln drüber hin, aber morgen schon umziehen schwarze Wetterwolken den Himmel, verbergend das freundliche Licht, der Stürme wildes Brausen beginnt und Blumen und Blüthen liegen bald zerknickt im Staube!

Als Hermann nach Lorch zurückkehrte, hatte eben ein neuer Abt die Regierung angetreten, er hieß Georg, war aus einem ansehnlichen Geschlechte, gelehrt und welterfahren.

Des Jünglings Talente und Kenntnisse blieben ihm nicht lange verborgen, und auch er beschloß daher zu dessen Ausbildung thätig mitzuwirken. Zwar hatte Hermann schon in Tübingen die Doktorwürde erlangt, aber man hielt damals noch keinen für einen vollkommenen Gelehrten, der nicht auch eine italienische Hochschule besucht hatte und also sollte, so war Georgs Plan, der Jüngling auch noch nach Italien reisen. Der Pater Guardian, welchem der Abt dieses sein Vorhaben mittheilte, war wohl damit zufrieden, denn Georg wollte ja die Kosten der Reise, welche nicht gering waren, aus der Klosterkasse bezahlen.

Hermann selbst, so ungern er sich auch von Marien trennte, konnte dem Vorschlage nicht widerstehen, da er längst gewünscht hatte, Italien zu besuchen, jenes Land,

das mit dem Ruhme ſeiner alten Größe damals den Glanz einer neuen, die übrigen Länder Europa's weit übertreffenden, Bildung vereinte.

Eifrigſt wurden alſo die Anſtalten zur Reiſe betrieben, der treue Konrad ſollte den Jüngling begleiten, dieſer nahm Abſchied zu Stauffeneck, wo Ritter Albrecht ihn getreulich ermahnte, ja den Wälſchen nicht zu trauen und ſich vor ihren Tücken zu hüten und Marie ihm den Schwur unverbrüchlicher Treue erneute, und unter den heißeſten Segenswünſchen ſeines Oheims und des Abts zog er aus Lorch ab.

Die Reiſe wurde glücklich, ohne weitere Abenteuer, vollendet und wohlbehalten trafen die Stauffen in Bologna, der älteſten, und damals einer der berühmteſten Hochſchulen ein.

Dieſe Stadt, damals noch von der Familie der Bentivoglios beherrſcht, lag am Nord-Abhange des Apenninen-Gebirges, ſonſt rings umgeben von einer weiten Ebene, welche ſich bis an die Niederungen und Sümpfe der Po-Mündungen hin erſtreckte; ihre Mauer hatte fünf Stunden im Umfang, zwölf Thore führten durch ſie in die Stadt, in deren Mitte der dreihundertundeinundſiebenzig Fuß hohe Thurm Aſinelli ſich erhob. Unter den vierundſiebenzig Kirchen zeichnete ſich die des Petronius, des Schutzheiligen der Stadt aus, aber dieß gewaltige, prachtvolle Gebäude war noch unvollendet, denn was die reiche Vorwelt begonnen hatte, konnten die verarmten Nachkommen nicht beendigen.

Ihr zunächſt ſtand das Univerſitätshaus mit ſchönem

von Säulen getragenem Eingange, durch den man zu zwei breiten Marmortreppen gelangte, welche zahlreichen, geräumigen Gemächern zuführten. Groß war die Anzahl der Paläste, unter denen der, welcher den damaligen Beherrschern der Stadt gehörte, alle übrigen an Pracht weit übertraf; alle aber waren wie die Kirche und öffentlichen Gebäude, mit den schönsten Werken der Maler- und Bildner-Kunst geschmückt.

So fand Hermann nicht nur hinreichende Befriedigung für seine Wißbegierde, sondern auch für seine Schaulust überflüssige Nahrung.

Mehrere Tausende junger Leute aus allen Ländern Europa's hatten sich zu Bologna des Studierens wegen versammelt und machten die Stadt zum Schauplatz eines bunten, vielbewegten und geräuschvollen Lebens. Ernst schritt der stolze Spanier einher, die Hand an den breiten Griff seines Schwertes gelegt, lustig rauschte der zierlich geputzte Franzmann an ihm vorüber, in den weiten Mantel gehüllt schlich sich der Italiener heran, mit dunkelglühenden Augen die Umstehenden betrachtend, unbekümmert um das rauschende Gedränge rings um ihn stand der Engländer da und blickte mit verachtender Miene auf die andern, nur der Teutsche ging bescheiden durch die Menge, hier und dort seine Bekannten treuherzig grüßend.

Da, wo Tausende rascher feuriger Jünglinge so eng vereinigt lebten, konnte es an Streit und Zank nie fehlen, und häufig ertönten die Straßen der Stadt von wildem Geschrei, die öffentlichen Plätze von Schwerter-Geklirr, fast keine Woche verging, wo nicht eines oder meh-

rere Opfer ungezügelter Leidenſchaft fielen, ja es kamen bisweilen nicht nur zwiſchen den Einzelnen, ſondern ſogar zwiſchen ganzen Landsmannſchaften, deren hier fünfzehn gezählt wurden, zu blutigen Gefechten. Denn die Obrigkeit Bologna's, da die Anweſenheit ſo vieler Fremden der Stadt großen Gewinn brachte, zeigte ſich bei ſolchen Gelegenheiten höchſt nachſichtig und nur ſelten, wenn die Unordnungen zu arg wurden, ſchritt ſie ſtrafend ein. Was nur je zum Lebensgenuſſe gehörte, wurde hier gefunden, und mancher Jüngling, der rein an Seele und Körper hieher gekommen war, fiel hier als Opfer der überall lauernden Verführung.

Auch Hermann empfing von mehr als einem feurigen Augenpaare ſprechende Winke, denn in friſcher Jugendblüthe und voller ungeſchwächter Kraft ſchritt er unter ſeinen Genoſſen einher, aber er trug ein Bild im Herzen, das ihn blind machte gegen der Wolluſt lockendes Lächeln, taub gegen der Verführung Sirenenſtimme. Italiens herrliche Gefilde, die der eiſige Winter nur flüchtig berührte, däuchten ihm nicht ſo lieblich als ſeine heimiſchen Auen, wo die Geliebte, ſehnſüchtig ſeiner harrend, wandelte, und der Pinien ſchlanke Wipfel, vom lauen Weſt durchſäuſelt, ließen ihn die kühlen Schatten jener Linden nicht vergeſſen, wo er ſo oft in traulichem Gekoſe mit Marien geſeſſen.

Weder Rom mit ſeinen Wundergebilden der Vor- und Mitwelt, obwohl auch er vor ihnen ſtaunend verweilte, noch Florenz, wo der prachtliebende, hochgebildete, *Lorenzo* von Medicis damals die herrlichſten Schätze der

Kunst und Wissenschaft, die größten Geister Italiens um sich gesammelt hatte, vermochten ihn zu fesseln.

Wohl blickte er von der Höhe des Sankt Markus-Thurms bewundernd herab auf das wogenumrauschte Venedig, aber Albrecht von Stauffenecks Burg erschien ihm herrlicher als alle Paläste der Meerbeherrscherin. Den Blick fest auf das schöne Ziel gerichtet, nach dem er strebte, suchte er durch den rastlosesten Fleiß die Zeit seines Aufenthalts in Italien möglichst abzukürzen, um desto eher wieder in die Arme seiner Marie zurückkehren zu können.

Aber das Schicksal hatte es anders beschlossen, noch sollte er schwere Drangsale erleben, ehe er seine vaterländischen Auen und seine Geliebte wieder begrüßen durfte.

Einst, als er schon ernstlich an die Heimreise dachte, kehrte er spät Abends allein nach Hause zurück, da vernahm er in einer benachbarten Straße Schwertergeklirr, welches der bange Angstruf eines Nothleidenden durchtönte; rasch, mit gezogenem Degen, eilte er der Stelle zu, von wo das Hülfsgeschrei erklang, und erblickte einen ihm wohlbekannten, jungen Teutschen, Christoph von Degenfeld, im Kampfe mit drei Italienern; schon blutete der Jüngling aus mehr als einer Wunde, erschöpft war er auf die breite Marmortreppe eines naheſtehenden Palastes niedergesunken, und leistete nur noch schwachen Widerstand.

Ohne lange sich zu besinnen, eilte Hermann auf Degenfelds Gegner zu, und durchbohrte den einen von

ihnen mit dem Schwerte. Laut auf schrieen die andern, noch mehrere Wälschen eilten herbei, Hermann wurde nach verzweifelter Gegenwehr überwältigt, gebunden und fortgeschleppt.

Anstrengung und Blutverlust raubten ihm die Besinnung, und als er wieder erwachte, befand er sich in einem schwarz ausgeschlagenen Gemache, neben ihm stand ein Sarg, geschmückt mit dem Wappen der Bentivoglio's und mit zwölf hohen silbernen Armleuchtern umstellt, deren Wachskerzen einen bleichen Schein auf das Antlitz des im Sarge liegenden Todten warfen.

Verwundert sah er umher, seine Blicke trafen einen alten, ernsten Mann, dessen Auge finster rollend bald ihn, bald den Todten betrachtete; Mörder meines Sohnes, hub er mit dumpfer Stimme an, du bist in meiner Gewalt, und Niemand soll dich Johann Bentivoglio's Händen, Niemand seiner Rache entreißen. Zwar hab' ich geschworen, keinen Studierenden in Bologna, sei's auch um welchen Frevel es wolle, zum Tode führen zu lassen, aber meine Kerker sind schauerlich genug, um den zu strafen, der mir das Theuerste raubte, was ich hienieden besaß. Führt ihn fort auf das Waldschloß im Apenninen-Gebirge, dort werft ihn in's tiefste Verließ, damit er nie mehr die Sonne schaue, und den glänzenden Sternenhimmel, dir Francesko übertrag' ich seine Bewahrung und wehe dir, wenn du ihn entkommen läßt.

Seid ohne Sorgen, Herr, entgegnete dieser, wen zwölf Fuß dicke Mauern, vierfache eichene Thüren und das Auge eures Francesko verwahren, der darf an Ent-

kommen gar nicht denken. Zugleich faßten auf seinen Wink etlich Diener den Gefangenen, den bei dieser schrecklichen Kunde von Neuem das Dunkel der Ohnmacht umzog, und trugen ihn fort, der Greis aber blieb finstern Blickes bei des Sohnes Leiche stehen.

Erst in der feuchten Nacht seines Kerkers, in die ein dreifach vergittertes Fenster kaum einen schwachen Schein des Tages herein ließ, fand Hermann seine volle Besinnung wieder, aber nur um aus der Betäubung der Ohnmacht in wilde Verzweiflung überzugehen.

Dahin waren nun seine schönen Hoffnungen, zerronnen seine süßen Träume, in finsterem Verließe, wo zu ihm weder seiner Freunde tröstendes Wort, noch seiner Geliebten freundliche Stimme drang, sollte er vermodern, nicht einmal leise hoffen durfte er, daß Bentivoglio's Grimm sich legen, daß er dem Mörder seines Sohnes je verzeihen werde, und so versank er denn in die tiefste Nacht rettungsloſen Unglücks. Die Sonne stieg auf und sank wieder, er bemerkte es kaum an dem geringen Wechsel des matten Dämmerlichts, das in seinen unterirdischen Kerker drang; der Frühling kehrte wieder auf die Gefilde, ihm brachte er weder Blumen noch Blüthen, nicht einmal seiner Lüfte lauer Hauch drang zu ihm herab in die schaurige Tiefe, einsam, verlassen saß er, ein Lebender im dunkeln Grabe.

Sein schnelles Verschwinden machte zu Bologna großes Aufsehen, denn Niemand wußte sich dasselbe genügend zu erklären, weil Bentivoglio noch in derselbigen Nacht den jungen Teutschen, welchem er beigesprungen

war, so wie den alten Konrad fest nehmen und über die Gränze seines Gebiets hatte führen lassen, sie mit dem Tode bedrohend, wofern sie sich jemals wieder innerhalb der Mauern seiner Stadt sehen lassen würden. Da saßen sie denn am nächsten Morgen beide in einer verlassenen Hütte, der Degenfelder matt und sprachlos vom Kampfe und den Wunden des vorigen Abends, Konrad, fluchend auf die verruchten Wälschen und den Tag verwünschend, an welchem er ihr Land betreten hatte, obwohl er das Schrecklichste von der ganzen Begebenheit noch gar nicht ahnete, sondern vielmehr jene Verbannung seiner eigenen Unbesonnenheit zuschrieb, weil er Tags zuvor in einer Herberge sich mit einem Diener Bentivoglio's in einen Streit eingelassen hatte.

Um so fürchterlicher entbrannte daher auch sein Zorn, als Christoph von Degenfeld, nachdem er sich wieder ein wenig erholt hatte, ihm den Hergang der Sache erzählte, und seine furchtbaren Vermuthungen über Hermann's Schicksal äußerte. Er sprang auf und wollte sogleich forteilen, um Rache zu nehmen an Bentivoglio, aber der Degenfelder hielt ihn zurück, und suchte seinen Zorn zu beschwichtigen. Er zeigte ihm, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sei, daß nur List zum Ziele führe, und daß, bevor man etwas unternehmen könne, zuerst über Hermann's Geschick nähere Kunde eingezogen sein müsse.

Geleitet mich nach Ferrara, sprach er, dort hab' ich Freunde, und von dort aus will ich Alles anwenden, um euren unglücklichen Gebieter aus den Händen des *grausamen* Bentivoglio's zu reißen, die Schergen des Zwing-

herrn haben uns zwei Roſſe vor der Thüre zurückgelaſſen, kommt und helft mir auf das eine, beſteigt ihr ſelbſt das andere, und dann wollen wir ſuchen, daß wir den Weg aus dieſer Einöde herausfinden.

Konrad mußte dem Degenfelder recht geben, er that, wie ihm befohlen wurde, und nach dreitägiger beſchwerlicher Reiſe erreichten beide Ferrara.

Aber auch ihre eifrigſten Nachforſchungen blieben vergeblich, zweimal ſchlich der treue Konrad mit Lebensgefahr ſich nach Bologna, um bei des Degenfelders Freunden daſelbſt Erkundigungen einzuziehen, zweimal kehrte er troſtlos zurück.

Da zog im Herbſte des Jahres 1494 König Karl der Achte von Frankreich mit einem ſtarken Kriegsheere heran, um Neapel zu erobern, und auch die Gegend von Ferrara füllte ſich mit Kriegsleuten. Es waren teutſche Landsknechte, die im franzöſiſchen Solde ſtanden, und unter ihnen fand Konrad jenen Hauptmann wieder, mit dem er einſt im Walde bei Ellwangen Bekanntſchaft gemacht hatte. Er klagte ihm ſein Unglück, und dieſer, unfähig ihn zu tröſten, ſchlug ihm vor, in ſeine Schaar zu treten; das wechſelvolle Kriegerleben vermag vielleicht euern Schmerz zu lindern, ſprach er, auf jeden Fall aber ſchafft's euch ja Gelegenheit an den verruchten Wälſchen Rache zu üben.

Konrad beſann ſich nicht lange, verzweifelnd, ſeinen Gebieter je wieder zu finden und entſchloſſen, ohne ihn nie wieder nach Hauſe zu kehren, hoffte er im Kriege

zwar keine Milderung ſeines Grams, doch aber einen ehrenhaften Tod zu finden.

Ungern entließ ihn der Degenfelder, indem er ihm verſprach, ſeine Nachforſchungen fortzuſetzen, und, ſo bald er einige Kunde von Hermann bekomme, ihn davon zu benachrichtigen.

So zog denn Konrad mit den Landsknechten fort ins wilde Kriegs-Getümmel, er half manches heiße Gefecht mitkämpfen, bei manchem Sturme war er zugegen, aber er fand nur Wunden, nicht den ſo heiß erſehnten Tod.

Einſt hatte ſich ſeine Schaar den ganzen Tag mit dem Feinde herumgeſchlagen, bis dieſer ſich gegen Abend in den dichten Bergwald zurückzog, worauf die Landsknechte ſich auf einer, mit niederem Geſträuche bewachſene Fläche lagerten.

S'iſt hier gar nicht beſonders gemüthlich, hob, nachdem einige Zeit tiefe, nur durch das Kniſtern des halbtrockenen Geſtripp im Feuer unterbrochene, Stille geherrſcht hatte, der Hauptmann an, weiß denn Niemand einen Ort in der Nähe, wo wir eine behaglichere Wärme, vornämlich aber auch einen guten Biſſen und einen friſchen Schluck Wein fänden?

Beim Heraufziehen, ſprach der Landsknechte einer, hab' ich links vom Wege den Giebel eines Gebäudes aus dem Walde hervorragen ſehen, es ſchien mir ſo eine Art von Burg zu ſein.

Iſt's weit von hier? fragte der Hauptmann, etwa einen Büchſenſchuß, war die Antwort, und jener fuhr

fort: so kommt, Kameraden, wir wollen einmal sehen, was der Balthasar für eine Entdeckung gemacht hat.

Die Schaar brach auf und bald war die Burg erreicht, sie erhob sich auf einem felsigen Vorsprunge des Gebirges und bestand aus einem alterthümlichen, steinernen Gebäude, mit engen kleinen Fenstern, statt welcher am Grundstocke Schießscharten angebracht waren, und auf dessen einer Seite ein Thurm von starken Quadern empor stieg. Dem ersten Anschein nach war sie ganz unbewohnt, doch bald entdeckte man im obern Stocke ein Lichtlein, das schnell hin und her schwebend, bald seinen Schein durch eines der Fenster warf, bald auf etlich Augenblicke wieder verschwand, und so bei mehreren von der Schaar den Gedanken erregte, als sei dieß der Burggeist, welcher, unzufrieden über die ihm zugedachte Störung, zürnend herum wandle.

Doch der Hauptmann rief: Was Gespenster, schlagt das Thor ein, dann werden wir dem Burggeiste bald das Spucken vertrieben haben!

Die Landsknechte gehorchten seinem Gebote, und bald wichen die starken eichenen Thürflügel ihren gewaltigen Schlägen, und sie traten in eine dunkle Halle, wo, seit der letzte Klang ihrer Hiebe und der dumpfe Ton, den die fallende Thüre verursachte, verhallt war, Todtenstille herrschte.

Fackeln her, rief der Hauptmann; diese wurden gebracht und warfen ein helles Licht auf die öden, schwarzen Wände, auch wurde nun auf der rechten Seite der

Halle eine steinerne Treppe sichtbar, welche in den obern Stock des Gebäudes zu führen schien.

Der Hauptmann wählte etlich der beherztesten Landsknechte aus, und begann mit diesen vorsichtig die Treppe hinan zu steigen; ein altes, häßliches Gesicht erschien oben, fuhr aber schnell wieder zurück und eine ängstliche Stimme rief: Gott steh' uns bei, Francesko, die teutschen Teufel kommen! Schweig' tönte es droben, wir wollen sie schon wieder zurückweisen.

Das möcht' euch schwer fallen, ihr wälschen Schufte, schrie, diese Worte vernehmend, der Hauptmann, legt lieber die Waffen nieder und gebt euch gefangen! Zugleich war er etwas vorgetreten, um die Gegner droben zu sehen, und zu schauen, was für eine Wirkung seine Rede gethan habe, aber die Antwort darauf war eine Kugel, die hart an ihm vorbei fuhr und einen der hinter ihm stehenden Landsknechte niederwarf. Da stürmte der ganze Haufe wild die Treppe vollends hinauf, und fruchtlos war der Widerstand der vier oben stehenden Männer, sie wurden nach einander niedergehauen und über die blutigen Leichen hin schritten nun die Sieger, erbrachen die Gemächer des Hauses und suchten überall gierig nach Beute, aber sie fanden nichts als ein zitterndes altes Weib, das in einem Winkel kniete und betete, nebst einem Knaben, welcher ihr heulend zur Seite stand.

Sie wurden befragt, wo Speise und Trank zu finden sei. Anfangs schwieg das Weib hartnäckig, als aber einer der Landsknechte den Knaben ergriff und ihm sein langes Messer auf die Brust setzte, da fiel sie nieder, bat

um Gnade für ihr Kind und verſprach, Lebensmittel in Menge herbeizuſchaffen.

Während nun einige der Krieger ſie begleiteten, ſchleppten andere Tiſche und Bänke in das größte Gemach des Schloſſes zuſammen, und bald begann ein luſtiges, lärmendes Gelag, das bis zum nächſten Morgen dauerte, und während deſſen das Weib mit ihrem Sohne ſich davon zu ſchleichen Gelegenheit fand.

Schon drangen einzelne Strahlen der Sonne durch den Wald, der oſtwärts die Burg verdeckte, und beleuchteten deren dunkle Mauern, als der Hauptmann das Zeichen zum Aufbruch gab. Schnell ſtanden die Landsknechte in Reih' und Glied geordnet vor dem Schloſſe, und ſchon wollte man weiter ziehen, als einer von ihnen hervortrat und ſprach: Hauptmann, ich habe mir da den Thurm dort näher betrachtet, und meine, es könnte in ihm wohl noch etwas von Gold und andern Koſtbarkeiten verborgen ſein; in ſo unruhigen Zeitläufen, wie die jetzigen ſind, flüchtet man gerne dergleichen Dinge in abgelegene Bergſchlöſſer.

Könnteſt fürwahr recht haben, Thomas, entgegnete der Hauptmann, wählte etlich von der Schaar aus und kehrte mit ihnen in's Schloß zurück. Aber fruchtlos war das Beginnen, vergebens wurde der Thurm von unten bis oben durchſucht, eben wollten die Landsknechte unmuthig wieder zurückkehren, als Konrad rief: Hier bemerk' ich noch eine Thüre, Hauptmann, vielleicht liegt dahinter etwas verborgen! Nochmals alſo ging man an die Arbeit, ſie war weit mühſamer als die bisherige,

aber die Habgier half alle Schwierigkeiten überwinden, drei Thüren lagen ſchon zerſchmettert am Boden, endlich wich auch die vierte den vereinten Anſtrengungen der Krieger, ſie fiel nieder und der Schein der Fackeln erleuchtete ein niederes Gewölbe, in deſſen Ecke regungslos eine Menſchengeſtalt ſtand, deren Augen die Eindringenden wild anſtarrten. Die langen Haare hiengen unordentlich um ihre Schultern, und nur noch etlich Lumpen bedeckten den ſchmutzigen Körper.

Was iſt denn das für ein Jammerbild, rief eintretend der Hauptmann, aber eh' er noch Zeit hatte es näher zu unterſuchen, hing Konrad mit einem Sprunge an deſſen Halſe, Hermann! rief er, geliebter, theurer Herr! ſo find' ich euch doch endlich wieder, geſegnet ſei der Tag, der euch mir wieder gab. Der Jüngling war Anfangs wie betäubt, ſprachlos ſtarrte er den Knappen und deſſen Begleiter an, nach und nach jedoch bekam er Beſinnung und Sprache wieder, und theilte nun die Freude ſeines treuen Knappen. Auch die Krieger, welche aus Konrads Erzählungen ſein Geſchick längſt kannten, umringten ihn freudig und glückwünſchend, und führten ihn laut jubelnd ihren Kameraden zu.

Der Abmarſch wurde nun aufgeſchoben, damit Hermann erſt ſich etwas von den überſtandenen Leiden möchte erhohlen können, man kehrte zurück in die Burg, und nachdem Wachen ausgeſtellt und friſche Vorräthe von Speiſe und Trank herbeigeſchleppt waren, begann das Gelage von Neuem.

Schaudernd vernahmen die wilden Krieger Hermann's

Erzählung; das iſt ein Teufel, der Bentivoglio, rief der Hauptmann, hinter den ſollte man uns laſſen, nicht wahr, Kameraden!

Ja! Ja! ſchrie der ganze Haufen, dem wollten wir nicht übel mit ſpielen, die Haut zögen wir ihm ab und ſteckten ihn an eine Pike, daß er zappelte wie ein geſpießter Froſch!

So 'gings noch eine geraume Weile fort, bis ſich die Geſellſchaft in Verwünſchungen erſchöpft hatte, und den vollen Humpen tüchtig zuſprach. Hermann entfernte ſich indeß bald mit ſeinem Konrad, um ſich zu reinigen vom Kerker-Schmutze, und um ſeine Lumpen gegen eine andere Kleidung umzutauſchen, dann warf er ſich erſchöpft aufs Bette und verbrachte ſchlummernd faſt den ganzen Reſt des Tages.

Mit dem erſten Graun des nächſten Morgens zog die Schaar aus dem Schloße ab, nachdem ſie zuvor noch Feuer an daſſelbe gelegt hatte.

Am Fuße des Gebirges trennten ſich Konrad und Hermann von ihr und zogen eilends nach Ferrara.

Chriſtoph von Degenfeld, den Bentivoglio's Haß bis hieher verfolgte, war ſchon abgereist, und ohne Säumen zogen beide ihm nach, um ſo bald als möglich den theuern teutſchen Boden wieder zu erreichen; noch auf der Gränze ſandte Konrad ſeinen Fluch dem falſchen Wälſchland zurück, gab dann ſeinem Pferde die Sporen und ritt jauchzend hinein ins Vaterland!

Ein sechs-monatlicher Aufenthalt im feuchten schauerigen Verließe hatte zwar Hermann's Wangen gebleicht und seinen Körper abgemagert, aber die noch ungeschwächte Jugendkraft, der neue, unerwartete Genuß einer nie mehr gehofften Freiheit und der Anblick des theuren Vaterlandes verwischten in Kurzem wieder die Spuren der Gefangenschaft von seinem Angesichte und an seinem Körper, und es blieb bald fast kein Angedenken an dieselbe mehr übrig als die Erzählungen Konrads, welcher die Schauergeschichte durch mancherlei hie und da angebrachte vergrößernde Beisätze noch schauerlicher zu machen suchte.

Doch indeß Hermann körperlich sich wieder völlig erholt hatte, lastete auf seinem Gemüth fortwährend eine düstre Schwermuth, denn die Spannkraft des Geistes ist nicht so leicht wieder hergestellt als die körperlichen Kräfte, und gerade das wirksamste Mittel, die verlorne Heiterkeit wieder zu erlangen, mußte der Jüngling entbehren. Marie war mit ihrem Vater verreist und Niemand wußte ihm zu sagen wohin!

Das war für Hermann ein harter Schlag, trübe, finstere Gedanken stiegen in ihm empor, von Neuem trat jene Warnung des wahnsinnigen Greises lebhaft vor seine Seele, er wähnte sein Verhältniß zu Marien von ihrem Vater entdeckt, die Geliebte sich auf immer entrissen, ja es begannen sogar quälende Zweifel in ihm aufzusteigen, ob sie ihn denn wirklich auch noch liebe?

Während er also finsterm Gram sich hingab, hatte der Abt Georg sich eifrig bemüht, für seinen Schützling

ein gutes und ehrenvolles Amt zu erhalten, und war hoch erfreut, als er dieſem durch ſeine Verbindungen das Amt eines Raths beim Biſchof von Conſtanz, zu deſſen Sprengel auch Lorch gehörte, ausgewirkt hatte. Der Oheim theilte ſeine Freude, und der Neffe, ſo ungelegen in ſeiner gegenwärtigen Stimmung dieſer Antrag ihm kam, vermochte doch aus Rückſicht für ſeine beiden Wohlthäter ihn nicht auszuſchlagen.

So wurden denn nun aufs Eifrigſte alle Anſtalten getroffen, um den neuen Rath auf eine des Amts, das er jetzt antreten ſollte, würdige Art auszuſtatten und während man damit beſchäftigt war, trat eines Tages Johann Degen in des Jünglings Gemach.

Obwohl in den ſpätern Zeiten von Hermann ziemlich vernachläßigt, hatte er ſeinen tief beleidigten Stolz unterdrückt, und ſeinerſeits das frühere, innigere Verhältniß mit dieſem nicht aufgegeben, ſondern es im Gegentheil jedesmal, ſo bald er ſah, daß Hermann ſich zurückzog, aufs Eifrigſte wieder herzuſtellen geſucht.

Jenes dunkle Gefühl, von welchem oben ſchon geſprochen wurde, als könne er mittelſt Hermann's ſich an einem von ihm ſo bitter gehaßten Geſchlechte rächen, wurde immer deutlicher und beſtimmter in ihm, und jetzt gerade hatte er einen Plan entworfen, wodurch er ſeine Rache zu ſättigen und auch Hermann für ſeine Zurückſetzung zu ſtrafen gedachte. Das ſtolze kalte Gemüth, das keinen Wunſch kannte, als Rache, erſchrack nicht vor dem Gedanken, auch den Freund mit zu verderben, denn es fühlte ſich doppelt von ihm beleidigt, durch die Vernachläſſigung

des frühern Verhältniſſes und durch die Anhänglichk
an eine ihm ſo verhaßte Familie.

Ich habe dir Grüße zu bringen von Fräulein Ma
von Stauffeneck, hub, mit gleichgültigem Tone, Deg
an, aber Hermann unterbrach ihn ſchnell: Wo iſt f
ſag' haſt du ſie geſehen, geſprochen?

Nun ja, fuhr jener im nämlichen Tone fort, ſie l
findet ſich mit ihrem Vater gegenwärtig in Heidelber
am Hofe des Pfalzgrafen und man ſagt, der pfälziſ
Marſchall Friederich von Habern bewerbe ſich ernſtli
um ihre Hand und habe vom Vater ſchon ſeine Einw
ligung erlangt.

Wie vom Donner gerührt, ſtand Hermann bei die
Kunde da, Degen aber, ſich hierüber ganz erſtaunt ſt
lend, fuhr fort, ich meinte, du ſeiſt von der Leidenſch
zu dem Ritter-Fräulein längſt geheilt, aber ich ſehe nu
daß es nicht alſo iſt, und leider ſcheint auch das Frä
lein noch immer dir innig ergeben zu ſein.

Sie liebt mich noch, rief Hermann, das wußt'
ja, ſie wird mich ewig lieben! Aber ſag' mir doch, w
aus du das ſchließeſt.

Dazu brauchts wenig Scharfſinn, entgegnete Deg
lächelnd, ſie gab mir ja auf, dir zu ſagen, du möch
auf Mittel denken, ſie aus ihrer Verlegenheit zu rett

O Gott! ſprach Hermann, ſich vor die Stirne ſch
gend, wenn ich ein Mittel wüßte! Hilf du mir, lieb
beſter Freund, eins erſinnen.

Da iſt ſchwer zu rathen, ich habe mich ſchon a
der Herreiſe darüber beſonnen, und nur eins fiel n

ein, aber die Frage iſt, ob du und vornämlich ob auch Marie dazu ſchreiten will.

Mir zu lieb thut ſie Alles, ſag nur, was haſt du ausgedacht?

Du wirſt wohl noch nicht wiſſen, daß ich in der Nähe von Göppingen durch Graf Eberhards Vermittelung eine Stelle als Kaplan erhalten habe, mein Wohnort liegt blos drei Stunden von Stauffeneck, wohin Marie mit ihrem Vater in wenig Tagen zurückkehren wird. Wenn ſie nun wirklich eine ſo innige Liebe zu dir hat, als du ſagſt, ſo mach' ihr den Vorſchlag, ſich heimlich mit dir zu verehelichen.

Was ſagſt du, ſprach erſchrocken Hermann, heimlich verehelichen, bedenke, wie ſehr ihr Vater mir gewogen iſt, den ſollt' ich ſo betrüben und beleidigen!

Gerade weil er dir ſo ſehr gewogen iſt, läßt ſich die Sache beſſer ausführen, er wird zwar Anfangs etwas toben, aber ſeine Liebe zu Marien und ſeine Neigung zu dir werden ſeinen Zorn bald beſänftigen und er wird in das willigen, was zu ändern nicht mehr in ſeiner Macht ſteht; denn das Band, an heiliger Stätte vom Prieſter einmal geſchlungen, löst, wie du ja wohl weißt, keine irdiſche Macht mehr. Ich ſelbſt will dieſes Band ſchlingen, ich will euch einen ſichern Zufluchtsort verſchaffen, bis der Unwillen des Stauffeneckers verrauſcht iſt, und daß dies ſo bald als möglich geſchehe, das ſoll ebenfalls meine Sorge ſein.

Sinnend ſtand Hermann da, ſtill beobachtend ihm gegenüber Johann Degen; des Jünglings Züge zeigten,

daß er einen ſchweren Kampf kämpfe zwiſchen Pflicht und Liebe, vielleicht hätte die erſtere dennoch zuletzt geſiegt, aber ihm zur Seite war der Verſucher, der ſein ſchon halb gewonnenes Opfer nicht mehr aus den Händen laſſen wollte.

Du ſcheinſt noch unentſchloſſen, ſprach er, nun denn, ſo trete mit dem pfälziſchen Marſchall in die Schranken, geh' hin und werb' offen und frei bei Albrecht von Staufeneck um ſeine Tochter, vielleicht gewinnſt du dem Ritter den ſchönen Preis ab.

Spotte nicht, ſagte wehmüthig Hermann, wenn du wüßteſt, wie mir's in der Bruſt tobt und braust, die Liebe lockt mich mit ſüßen Zaubertönen, aber die Pflicht ſteht ernſt mahnend neben ihr, und dieſer Kampf will mir faſt das Herz zerreißen.

Nun denn, ſo entſage, wirf die weltliche Kleidung ab, ziehe die Mönchskutte an und begrabe dich und deine Leiden zwiſchen düſtern Kloſtermauern.

Entſagen, nein! das kann ich nicht, Gott verzeihe mir, einem ſchwachen Sterblichen, aber ſo ganz widerſtandlos, ſo ganz geduldig ergeben in den Willen des Schickſals, das höchſte, das einzige Glück hinzugeben, das ich hienieden beſitze, dieß vermag ich nicht! Ich muß, ich muß den Kampf darum auf Tod und Leben wagen.

Nun wahrhaftig, jetzt ſpricht doch auch wieder der alte Muth, die alte Kraft aus dir, ja ſchämen müßteſt du dich, wenn du dem Marſchall ohne Kampf wicheſt, warum ſoll denn dieſe holde Blume, welche ſich dir zu *eigen gab*, jetzt einem Ritter zur Beute werden? Rahmen

dieſe ſtolzen Edeln ja ſchon alles, was ſie vermochten, uns weg, Reichthum und Ehre, ſollen ſie auch der Liebe Glück uns rauben dürfen? Ha! Wäre Marie die Meinige, keine Macht auf Erden ſollte ſie mir entreißen!

Nein! nein! rief Hermann, bei dem die Leidenſchaft durch Degens Worte noch mehr aufgeregt, endlich den Sieg davon getragen hatte, kein Sterblicher ſoll mir meine Marie rauben, ſie iſt mein und mein ſoll ſie bleiben! Sobald ich Kunde bekomme, daß ſie wieder zu Hauſe angelangt iſt, ſoll ſie von mir den ganzen Plan erfahren.

Degen, welcher von einer Zuſammenkunft der Liebenden, ehe der entſcheidende Schritt geſchehen ſollte, für ſein Vorhaben Gefahr befürchtete, erſchrack über dieſe Worte, doch ſchnell wieder gefaßt, ſprach er: Das geht nicht an, mein Freund, in der jetzigen Stimmung darfſt du nicht nach Stauffeneck, dadurch könnte uns der ganze Plan verdorben werden; überlaß es mir, Marien davon zu benachrichtigen, gib mir nur einen Brief an ſie mit und du wirſt ſehen, daß alles gut geht.

Nun denn, ſo handle du für mich, hilf mir zum Beſitz meines theuern Kleinods, und ich werde dir dafür ewig dankbar ſein.

Nochmals betheuerte Degen, daß er bereit ſei, für ſeinen Freund alles zu wagen, er empfing von Hermann ein Schreiben an Marien, und verlies dieſen zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwankend.

In dieſem peinlichen Zuſtande mußte er mehrere Tage verharren, denn ſchwerer als er wähnte, wurde es

Degen auch Marie für seinen Vorschlag zu gewinnen; mit unverhehltem Unwillen wies sie ihn zuerst zurück, Hermann's Brief, den der falsche Freund ihr klugerweise nicht sogleich übergeben hatte, verminderte zwar ihr Widerstreben, aber noch hatte sie so viel Bedenklichkeiten, daß es aller Gewandtheit eines so trefflichen Menschenkenners, wie Degen, bedurfte, um sie endlich für die heimliche Ehe zu gewinnen, die schauerliche Schilderung, die er von Hermann's Unglück machte, wenn sie den Vorschlag verwerfe, entschied endlich, und freudig eilte er nun mit ihrem Jaworte nach Lorch zurück. Frisch an's Werk, rief er Hermann zu, die Zeit ist günstig, Ritter Albrecht hat Stauffeneck verlassen, um mit dem Kaiser nach Italien zu ziehen und leicht kann Marie unter dem Vorwand des Besuches bei einer Freundin sich von der Burg entfernen.

Hoch erfreut vernahm Hermann Degens Rede, jetzt, da die längst von ihm heiß ersehnte Vereinigung mit Marien so nahe bevorstand, war die Geliebte sein einziger Gedanken, die Stimme der Pflicht und des Gewissens war verstummt, unbekümmert darum, was sein Oheim, was der Abt zu seinem Beginnen sagen würden, dachte er nur daran, wie er es aufs schnellste vollenden möge.

Degen unterstützte ihn dabei mit einem Eifer, der bei einer ruhigen Gemüthsstimmung selbst Hermann verdächtig vorgekommen sein müßte, aber jetzt sah dieser darin nur die zärtliche Sorge eines Freundes, dessen Liebe auch die Zurücksetzung, die er einst erdulden mußte, nicht *hatte* schwächen können. Seiner Bemühung verdankte es

das nun vereinte Paar, daß es sorglos im Genusse des höchsten Glückes die Rosenmonate seiner Ehe durchleben konnte.

Zu Lorch wähnte man, Hermann sei in Konstanz angelangt, und in Stauffeneck war der alte Burgvogt hoch erfreut darüber, daß es Marien bei ihrer Freundin so wohl gefiel und sie während der ganzen Zeit der Abwesenheit ihres Vaters dort zu bleiben gedächte. So listig hatte Degen es einzurichten gewußt; Konrad, der den Verkehr des Oheims mit seinem Neffen zu besorgen hatte und dem Burgvogt zu Stauffeneck den Boten machte, waren von ihm gewonnen, und die Liebenden selbst täuschte er mit falschen Nachrichten von Ritter Albrecht, dessen Zorn zwar Anfangs bei der Kunde von seiner Tochter Verbindung mit Hermann heftig entbrannt sei, aber allmählig sich zu mindern beginne.

So lebten Hermann und Marie in der stillen Abgeschiedenheit eines lieblichen Albthales glücklich und ohne zu ahnen, welch furchtbares Gewitter sich über ihren Häuptern aufthürme, den falschen Freund segnend, der im Geheim an ihrem Verderben arbeitete.

Regen und Sturm begannen schon die Nähe des unfreundlichen Winters zu verkündigen, von Zeit zu Zeit mit Schneeschauern untermischt, welche die höher gelegenen Schluchten und Einschnitte des Gebirgs mit ihren glänzenden Flocken anfüllten, als Marie von einem Knäblein entbunden wurde, welches den Namen Albrecht erhielt, und das Glück der Aeltern vollkommen machte.

Es war etlich Tage nachher, die Mutter lag schlum-

mernd da, neben ihr das Kind, in einem Winkel des Gemachs saß dessen Wärterin, emsig spinnend, Hermann war fort gegangen, um seinen Freund Degen zu besuchen. Da öffnete sich plötzlich die Thüre, herein stürzte mit gezogenem Schwerte Albrecht von Stauffeneck, Degen folgte ihm.

Ueberzeugt euch nun, Herr Ritter, von dem, was ihr mir nicht glauben wollet, hub er an, dort, seht ihr, liegt das Kind neben der Mutter.

So ist's wahr, schrie Stauffenecker, so laut, daß Mutter und Kind erwachten und die Wärterin erschreckt aufsprang, wahr, daß ein Bube mein Geschlecht geschändet, eine Schlange, die ich thöricht im Busen wärmte, mir mein einziges Kind verführt hat!

Marie, welche indeß den Vater erkannte, streckte die Arme gegen ihm aus, und rief mit schwacher, bebender Stimme: Vater, theurer Vater, verzeiht ihr euerem Kinde!

Aber der Tochter Wort steigerten den Zorn Albrechts noch höher, Verzeihen, rief er, der Dirne, die dem Wappenschilde der Stauffenecker eine ewige Mackel angehängt hat, verzeihen dir, ehr- und pflichtvergeßnes Kind! nun und ewig nimmer! Fahr zur Hölle! und in der Tochter Busen tauchte sich des Vaters Schwert, ihr warmes Herzblut bespritzte sein Gewand, lautlos sank sie auf ihr Lager nieder, die Wärterin aber hatte indeß das Kind ergriffen und lief mit ihm schreiend zur Thüre hinaus.

Der Ritter wollte ihr nacheilen, da fiel ein Blick auf Degen, der mit einem teuflischen Lächeln dem Auftritte

zuſah; er ſtutzte — was iſt das, rief er, du lachſt Bube lachſt bei dieſer Schauerſcene!

Ich hab auch alle Urſache dazu, entgegnete jener höhniſch lachend, denn mein Vater iſt gerächt, ja! ſeht mich nur recht grimmig an, ich fürchte den Blick eures zornfunkelnden Auges nicht, ich bin Johann Degen, der Sohn jenes Bürgers zu Urach, den euer Neffe, Veit von Rechberg, mordete, damals ſchwur ich Rache eurem Geſchlecht, mein Schwur iſt gelöst. Hier liegt deine Tochter im Blute, du Mörder, keine Buhldirne, wie ich dir trüglich meldete, nein, Hermann's Gattin, von mir mit ihm vereint.

Das Furchtbare der Sache hatte Anfangs des Ritters Kraft wie gelähmt, ſeine Arme hingen ſchlaff herab, der Körper war vorgebogen, und ſo ſtarrte er Degen ſprachlos an, dieſer hätte entfliehen können, aber es ſchien als ſei ihm jetzt, da er ſeine Rache befriedigt hatte, das Leben überläſtig, er blieb mit triumphirendem Blicke ruhig vor dem Ritter ſtehen, bis dieſer ſich raſch erhebend, das Schwert ſchwang.

Teufel, rief er, du ſollſt die Freude über die Sättigung deiner Rache nicht lange genießen! Aber Degen antwortete Nichts, mit verächtlichem Lächeln blickte er den Ritter an und empfing regungslos den Todes-Streich von ſeiner Hand.

Wild um ſich ſchaute Albrecht, warf noch einen Blick auf ſeine gemordete Tochter, und ſtürzte dann laut ſchreiend hinaus ins Freie. Voll Entſetzen betrachteten ihn ſeine Knappen, als er nach Stauffeneck zurück kam, er hatte,

durch Gebüſch und Wald wie ein Wahnſinniger fortrennend, ſein Baret verloren, ſein Haar flatterte im Winde, ſeine Kleider waren zerfetzt und mit Blut beſpritzt; Georg, rief er, ſattle mein und dein Roß, aber ſchnell, ſo ſchnell als du kannſt. Es geſchah, er ſchwang ſich in den Sattel, der Knappe folgte ſchweigend ſeinem Beiſpiel und hinaus gings zur Burgpforte in ſauſendem Galopp. Reit raſcher, Georg, rief der Ritter, hörſt du, raſcher, ſo raſch, daß ſelbſt Gottes Rache-Engel uns nicht nachzukommen vermag! Schaudernd vernahm der Knappe dieſe Worte, er ahnete wohl, daß etwas Schreckliches vorgefallen ſein müſſe, aber er wagte nicht, ſeinen Herrn deßwegen zu fragen, ſo ſchnell er konnte, folgte er dieſem, der blindlings fortrannte. Nachdem die erſte Beſtürzung vorüber war, beſtieg auch der Burgvogt ſein Roß, um mit etlich Knappen ſeinem Herrn nachzureiten, aber ſie verloren bald deſſen Spur, und harrten von Tag zu Tag vergebens auf deſſen Rückkehr, öd und einſam ſtand die Burg da, das Geſchlecht der Stauffenecker ſchien ausgeſtorben.

Die Wärterin mit dem Kinde begegnete Hermann, der eilenden Schrittes einher kam, um möglichſt bald wieder zu ſeiner geliebten Gattin zu kommen; heftig erſchreckte ihn der Anblick, noch mehr aber der des Kindes, deſſen Geſicht mit dem Blute der Mutter beſpritzt war. Um Gotteswillen, was gibts, rief er, ſprich, was hat ſich Schreckliches ereignet? Aber unvermögend zu ſprechen deutete die Wärterin nach der Hütte hin und von wilder Angſt gejagt, ſtürzte Hermann auf ſie zu, er öffnete die Thüre, da lagen Geliebte und Freund leblos in ihrem

Blute, ſie ruhig und heiter, wie ein ſchlummernder Engel, er die Züge noch verzerrt durch ein furchtbares Lächeln; am Bette der Gattin ſtürzte Hermann ſinnlos nieder.

Beim Erwachen fand er das Gemach mit Menſchen angefüllt, welche laut jammernd bald auf ihn, bald auf Marien ſchauten, denn Degens Leiche war indeß ſchon fortgeſchafft worden; er warf große Blicke auf ſie, und murmelte unverſtändliche Worte vor ſich hin; der Wahnſinn hatte ſeinen ſonſt ſo hellen Verſtand umnebelt; ſtarr blickte er eine Zeitlang ſeiner Gattin Leiche an, dann ſprach er leiſe: Sie ſchlummert, weckt mir ſie nicht, ſie bedarf des Schlafes, ach! ſie hat viel gelitten, aber ſeht ihr, während ſie ſchlief ſind die Engel gekommen und haben ſie mit Purpurroſen beſtreut! Ja, Roſen ſind's, ſchöne Himmelsroſen, doch, rührt ſie nicht an, ſie haben ſcharfe Dornen, ſchaut wie hier das Blut hervorquillt, das haben die Dornen gethan! Draußen gibt's keine Roſen mehr, aber Lilien fallen vom Himmel nieder, ſchneeweiße Lilien, holt mir ſie doch herein, daß ich meine Marie damit bekränze, Lilien und Roſen! Luſtig ihr Leute, der Frühling iſt wieder da!

So redete der Unglückliche noch lange fort in verwirrten, abgebrochenen Sätzen, Anfangs leiſe, dann mit ſteigender Heftigkeit, zuletzt ſo furchtbar ſchreiend, daß die Anweſenden in die größte Angſt geriethen, es möchte ein wirkliches Raſen bei ihm ausbrechen und mehrere ſich deßwegen auch entfernten.

Doch es kam nicht ſo weit, er ſank vielmehr zuletzt

erſchöpft auf Mariens Bette und verfiel in einen tiefen, aber von ſchrecklichen Träumen beunruhigten, Schlaf.

Mittlerweile erſchien der Geiſtliche eines benachbarten Dorfes, herbeigerufen durch etlich Bauern, welche den Leichnam des Kaplans erkannt hatten, ein Papier, das man bei dieſem fand, erklärte ihm die ganze Schauergeſchichte, und er beeilte ſich, die nöthigen Anſtalten zu Beſorgung der Lebenden ſowohl als der Todten zu treffen. Nach Lorch und Stauffeneck gingen Boten ab, Degens Leiche ward in ſein Wohnort geführt, wo man ſie in aller Stille begrub; von Mariens Körper aber wollte ſich Hermann nicht trennen, und ſo führte man ihn denn nebſt dem Wahnſinnigen und ſeinem Kinde nach Lorch und beſtattete ihn hier im Kloſter-Kirchhofe.

Auf ihrem Grabe ſaß vom frühen Morgen bis zum Anbruch der Nacht Hermann, weder Schnee noch Regen vermochten ihn zu vertreiben, und mit Gewalt mußte man ihn des Nachts in ſeine Zelle führen. Eine Zeitlang verſuchte man vergebens Alles, um ihn wieder zum Verſtande zu bringen, doch allmählich wich der Wahnſinn, das Licht der Vernunft begann wieder aufzudämmern in ihm, ſeine Irrreden wurden ſeltner, ſeine Phantaſien waren weniger furchtbar, ſein ſtummer Schmerz löste ſich nach und nach in milde Wehmuth auf, er ſpielte häufig mit ſeinem Kinde, das er Anfangs nicht ohne Entſetzen hatte anſchauen können, und als der Frühling kam, war er wieder ziemlich hergeſtellt, im Herbſte aber hatte er ſchon den völligen Gebrauch ſeines Verſtandes wieder erlangt.

Doch war mit ihm eine große Aenderung vorgegangen, ſein friſcher Lebensmuth war gebrochen, das rege Gefühl, welches einſt das, jetzt von ungeheuerm Schmerz für jedes andre Erdenleid abgeſtumpfte, Herz durchglühte, erſtarrt; die Stürme der Leidenſchaft hatten ausgetobt, ſtill und ruhig war es in ſeinem Innern geworden, aber es war die Stille und Ruhe des Todes. Lange blieb er ganz theilnahmlos bei Allem, was um ihn vorging, ſein Kind, welches als Mariens Ebenbild, ſo ſchön aufblühte, brachte ihn den Menſchen zuerſt wieder näher, aber der Sinn für irdiſche Ehre, die Begierde nach weltlicher Luſt war ſeinem Gemüthe gänzlich verſchwunden, feſt entſchloſſen nie wieder die ſtillen Kloſter-Mauern zu verlaſſen, theilte er ſeine Zeit zwiſchen religiöſen Uebungen, zwiſchen der Beſchäftigung mit den Wiſſenſchaften und zwiſchen der Sorge für die Erziehung ſeines Sohnes. Er ſtrebte ſelbſt nach keiner klöſterlichen Würde, aber ſie wurden ihm, deſſen überlegenen Geiſt, umfaſſende Gelehrſamkeit und ungeheuchelte Frömmigkeit alle ſeine Genoſſen erkannten und mit Ehrfurcht betrachteten, von ſelbſt angeboten und ſo von Stufe zu Stufe ſteigend, erlangte er endlich nach Georgs Tode ſogar die Abtswürde, worauf er üblicher Weiſe einen neuen Namen, Sebaſtian, annahm.

Der Oheim erlebte noch dieſe Erhebung ſeines Neffen, er fand darin vollkommenen Erſatz für allen Kummer, den ihm Hermann's früheres Geſchick verurſachte, und dankte der Vorſehung, daß ſie ihn, wenn auch durch ſchwere Leiden, endlich doch ſeiner urſprünglichen Beſtim-

mung wieder zugeführt hatte, bald nachher aber ſtarb er in hohem Alter, von ſeinem Neffen aufrichtig beweint.

Der junge Albrecht wurde ſorgfältig erzogen, und obwohl er nur ſelten, blos in ſeines Vaters oder irgend eines klugen, treuen Mönchs Begleitung das Kloſter verlaſſen durfte, ſo ſparte doch der Abt nichts, um ihn nicht nur in den Wiſſenſchaften, ſondern auch in ritterlichen Künſten, wozu er als Knabe ein beſonderes Geſchick zeigte, unterrichten zu laſſen, und die Mönche konnten es oft nicht begreifen, was denn eigentlich Sebaſtian mit dem jungen Manne vorhabe, deſſen Erziehung halb klöſterlich, halb ritterlich war, und der, obwohl er das dritte Jahrzehend ſeines Lebens bald vollends durchlaufen hatte, noch immer ohne beſtimmten Beruf im Kloſter weilte.

Aber es war dieß die noch einzig übrige menſchliche Schwäche des Abts, er vermochte es nicht, ſeinen Sohn, das einzige, ihm ſo theure Angedenken an Marien von ſich zu laſſen, und doch wollte er, da er auch bei Albrecht eine ſtarke Abneigung gegen den Mönchsſtand bemerkte, ihn nicht zwingen, das Kloſter-Gelübde abzulegen.

So lebte denn der junge Mann in glücklicher Ruhe fort, er ſah in dem Abte nur ſeinen Oheim, der aber väterlich für ihn ſorgte, wer ſeine Aeltern geweſen ſeien, erfuhr er nie, denn ſtreng hatte es Sebaſtian allen Kloſter-Angehörigen verboten, die noch von der Geſchichte wußten, und deren waren nicht mehr viele, je ſich etwas davon gegen ſeinen Sohn verlauten zu laſſen.

Burg Stauffeneck.

Zweite Abtheilung.

Albrecht von Stauffeneck.

In schweren Zeiten trat der neue Abt seine Regierung an, eine allgemeine Bewegung hatte sich durch ganz Teutschland verbreitet, seit der kühne Mönch zu Wittenberg es gewagt, gegen den römischen Stuhl, dessen Gewalt und Ansehen aufzutreten. Auch Schwaben blieb bei dieser allgemeinen Bewegung nicht zurück, auch hier fand die neue Lehre bald Anhänger und Verkündiger, die Bürger in den Reichsstädten ergriffen sie zuerst, die Adelichen gewährten den Predigern Schutz auf ihren Burgen und fruchtlos waren die scharfen Verbote der Landesherren.

Abt Sebastian hatte im Anfang des Streites zwischen Luther und Tezel ebenfalls für den erstern Partei ergriffen, denn auch ihm war der schändliche Unfug, der damals mit dem Ablasse getrieben wurde, von Herzen

verhaßt, er hatte es sehr mißbilligt, daß Eck und andere katholische Gottesgelehrte gleich so grimmig über den Mann herfielen, der nur einen, längst allgemein verabscheuten, Mißbrauch angriff, und mit Bedauern vernahm er die Kunde von Luthers Aechtung.

Als aber nun dieser in seiner Hitze die päpstliche Bannbulle verbrannte, als er den Papst selbst den Antichrist nannte und ihm völlig den Gehorsam aufkündigte, da begann Sebastians Vorliebe für den kühnen Streiter zu Wittenberg allmählich abzunehmen.

Denn aus solchem Beginnen, meinte er, könne nur Unheil entstehen, der Angriff auf eine durch Jahrhunderte geheiligte Ordnung der Dinge müsse nothwendig schädliche Unordnung und Verwirrung hervorbringen und wirklich hatte es das Aussehen, als ob der Erfolg seine Ansicht rechtfertigen wolle.

Es begann sich nämlich an gar vielen Orten ein Geist der Unzufriedenheit, ein Begehren nach einer neuen Ordnung der Dinge zu zeigen, welche nothwendig schwere, blutige Unruhen herbeiführen zu müssen schienen.

Vor Kurzem erst hatte Sebastian die Kunde erhalten, von dem Lärmen, welchen die fanatische Rotte der Bilderstürmer in Sachsen anrichtete. Zwar war es Luthern gelungen, hier diesen Sturm zu beschwören, aber jene schwärmerische Sekte ganz zu unterdrücken, hatte auch er nicht vermocht; aus Sachsen verjagt, hatten sich ihre Mitglieder durch ganz Teutschland zerstreut, und vornämlich unter dem Landvolke ihre Lehre weiter zu verbreiten gesucht.

Da aber fanden ſie gar geneigtes Gehör, denn längſt ſchon glühte hier im Verborgenen ein Feuer, das durch kleinere, hie und da hervorbrechende, bis jetzt aber meiſt ſchon in der Geburt wieder erſtickte, Flammen ſich kund gebend, bälder oder ſpäter, in heller Lohe emporſchlagen mußte.

Schon waren die erſten Strahlen des neuen Lichts, das im verfloſſenen fünfzehnten Jahrhundert große Geiſter angezündet hatten, und ſorgſam nährten, auch zum Landvolke durchgedrungen, welches Jahrhunderte lang unter dem ſchweren Joche ſeiner geiſtlichen und weltlichen Zwingherrn ſeufzte.

Schwärmer erhoben ihre Stimmen und lehrten, daß Ungleichheit der Stände wider Gottes Gebote ſei, ſelbſt die Gelehrten ließen ſich nun herab, die zierliche Mundart Latiums mit ihrer rauhen, ungebildeten Mutterſprache zu vertauſchen, und verkündigten durch Hunderte von Flugſchriften, in ungebundener und gebundener Rede, dem Volke Dinge, von denen es bis dahin gar Nichts gewußt, die es wenigſtens kaum dunkel geahnet hatte.

Es erwachte nun ebenfalls, und erſtaunt vernahmen ſeine Gebieter, wie es von Rechten ſprach, die ihm nach göttlichen und natürlichen Geſetzen gebührten.

Dazu kam nun noch die Reformation, die ſo ſchnell und gewaltig die Gemüther aufregte. Der Ruf zur geiſtlichen Freiheit, den Luther und ſeine Genoſſen ſo kräftig erſchallen ließen, drang bis in des Landvolks niedre Hütten, und erhielt hier bald eine Bedeutung und Ausdehnung, die ihm jene Männer zu geben nie Willens waren.

So wurde der Samen der Unzufriedenheit ausgesäet und eine Menge Leute zeigten sich gar geschäftig, sein schnelles, gedeihliches Wachsthum nach Kräften zu befördern, dieß waren vornämlich jene schon erwähnten Bilderstürmer und andere, wegen Verkündigung der neuen Lehre verfolgten Männer, die sogenannten Prädikanten, häufig Leute von niederem Stande und geringer Bildung, aber mit schwärmerischem, selbst das Märtyrerthum nicht scheuendem, Eifer begabt und durch die eindringende Kraft ihrer, dem Landvolke so gut verständlichen, Beredsamkeit vor andern geschickt, dessen Gemüther zu entflammen.

Ihre Zahl war besonders in Schwaben sehr groß, und ihr Aufenthalt in diesem Lande wurde durch dessen große Zerstücklung sehr erleichtert. Vertrieb man sie von einem Orte, so fanden sie am andern eine Freistätte.

Die heftigsten Verfolgungen erlitten sie in Wirtenberg, welches Land damals, nach Vertreibung seines Stammfürsten, des Herzogs Ulrich, der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich beherrschte.

Scharfe Verbote und schwere Strafen sollten das ketzerische Gift von den Gränzen des Herzogthums abhalten, aber sie halfen nur wenig und schadeten dadurch, daß sie den Unmuth des Volkes über die fremden Herrscher noch vermehrten und bewirkten, daß der im Herbste des Jahres 1524 in Oberschwaben ausgebrochene, unter dem Namen des Bauernkrieges so bekannte, Aufruhr des Landvolks auch in Wirtenberg schnell Eingang fand.

Im Frühlinge des Jahres 1525 hatte der Aufruhr des Landvolks sich in Wirtenberg schon gar weit verbreitet und überall her kam Kunde von neuen Empörungen und Unruhen.

Da saß am Donnerstag nach Ostern Abt Sebastian beim Abend-Imbiß in der gewölbten Halle, welche den vordern Raum der, durch ihren in Absätzen emporsteigenden Giebel vor den übrigen Kloster-Gebäuden ausgezeichneten, Abts-Wohnung einnahm. Er saß oben an der langen eichenen Tafel in einem mit Schnitzwerk künstlich verzierten Stuhle, auf dessen Rücklehne Krummstab und Inful, die vor etwa sechszig Jahren die päpstliche Gnade den Aebten von Lorch verliehen hatte, reich vergoldet prangten. Neben seinem Sitze stand Albrecht, um, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, die Stelle eines Mundschenken und Truchseßen zu versehen. Sein langer, faltenreicher Oberrock konnte die hohe schlanke Gestalt nicht so sehr verbergen, daß man nicht beim ersten Anblick sogleich hätte wünschen sollen, diese schöne Figur statt seiner lieber mit einem zierlichen, enganliegenden Ritter-Wamms bekleidet zu sehen. Seine schwarzen Locken fielen in dichten Ringeln auf den Nacken herab. Unter der sanft gewölbten Stirne gewahrte man ein Paar etwas tiefliegender, aber glänzender Augen von brauner Farbe, deren ernster Blick dem Gesichte, trotz seiner noch jugendlichen Züge, einen Ausdruck von Männlichkeit gab. Etwas mönchische Unbehülflichkeit zeigte sich freilich in des Jünglings Benehmen, wenn er, was mit viel Eifer und Aufmerksamkeit geschah, dem Abte den silbernen, mit

dem Kloſter-Wappen gezierten, Pokal friſch auffüllte, oder ihm von den, in reichlicher Auswahl vorhandenen Speiſen vorlegte. Doch bemerkte man bald, daß dieſe Unbehülflichkeit mehr auf Rechnung der unbequemen Tracht, als deſſen, der ſie trug, zu ſchreiben ſei, und daß in anderer, minder beläſtigender, Kleidung der Jüngling ſich ganz anders würde benommen haben.

Der Abt erwies ſich gegen ihn gar freundlich, und ſo oft er ihn anblickte, erheiterten ſich ſeine ſonſt ſo ernſten Züge. Sebaſtian's Ausſehen hatte ſich mit den vorgerückten Jahren ziemlich verändert, denn jetzt beſaß er eine Wohlbeleibtheit, die ſich gerade noch jenſeits der Gränzen übermäſſiger Dicke hielt. Sein Geſicht war blaß, der Blick des kalten, ſtarren Auges, das vielleicht ſeit vielen Jahren keine Thräne mehr geweint hatte, ſcharf und durchdringend, die Stirne, wie es ſchien, mehr durch die ſchweren Leiden, welche er hatte erdulden müſſen, als durch die Zeit gefurcht. Sein ganzes Aeuſſeres hatte das Anſehen ehrfurchtgebietender Würde, was ſeine vollklingende, ſtarke Stimme noch vermehrte.

Seine Untergebenen betrachteten ihn mit ehrfurchtsvoller Scheu, und obwohl er durch ſeine kalte, zurückhaltende Verſchloſſenheit ihre Liebe nicht zu erringen vermochte, ſo ſicherten doch die eifrige Sorge, welche er ſtets für ihr und des Kloſters Wohl zeigte und die Milde, welche er gegen Fehlende bewies, ihm ihre treue Anhänglichkeit.

Der benachbarte Adel beſuchte gerne ſein gaſtfreies *Kloſter*, denn wenn nicht gerade die tiefe Schwermuth,

welche in ihm von jenen Tagen herben Leidens her zurückgeblieben war, und auch jetzt noch von Zeit zu Zeit ihn ergriff, seinen Geist umdüsterte, so war Sebastian ein sehr unterhaltender Gesellschafter, welcher stets etwas Neues und Interessantes zu erzählen hatte.

Denn in Italien hatte er nicht nur eifrig studiert, sondern auch die Merkwürdigkeiten, mit welchen Natur und Kunst dies Land so reichlich begabten, sorgfältig betrachtet, und daselbst mehrere der berühmtesten Männer jener Zeiten kennen gelernt.

Auch die Höfe der teutschen Fürsten waren ihm nicht ganz fremd, und dadurch, so wie durch seine Reisen, hatte er sich eine, bei Leuten seines Standes damals seltene, Gewandtheit im Umgange mit Höheren und einen feinen, richtigen Takt für das, den Mönchen sonst so wenig bekannte, Weltleben verschafft.

So fehlte es ihm also weder an Gabe noch an Stoff zur Unterhaltung, und noch immer hatten seine Gäste die Kloster-Tafel nicht nur in Rücksicht auf den Gaumen, sondern auch in Hinsicht des geistigen Genusses ganz befriedigt verlassen. Desto unangenehmer war es daher dem Abte auch, daß gerade heute, wo er alle Kräfte anstrengte, es ihm nicht gelingen wollte, sie gut zu unterhalten. So oft er nämlich auch von den Wundern Roms, von den Herrlichkeiten dieser alten Welt-Hauptstadt zu erzählen begann, so anziehend er seine Besuche bei mehreren berühmten Männern beschrieb, das Gespräch lenkte sich doch immer wieder auf einen Punkt, der den Anwesenden gerade damals wichtiger erschien, als alle Merkwürdigkeiten

der Hauptstadt der Welt, auf den schon oben erwähnten Bauernkrieg.

Es schien auch wirklich sonderbar, daß Abt Sebastian nicht über diesen Punkt sprechen wollte, denn auch er hatte den Anfang und Fortgang dieses furchtbaren, mit so schweren Gefahren drohenden, Kampfes mit ernstprüfenden Blicken beobachtet, und dabei nicht unterlassen, im Stillen schon die, ihm am zweckmäßigsten scheinenden, Maßregeln deßwegen vorzubereiten. Auch er erkannte die Gefahr in ihrem ganzen Umfange, aber er legte bei der Berechnung der ihm zu Gebote stehenden Mittel zu viel Gewicht auf seine Persönlichkeit und auf die Macht seiner Beredsamkeit, ohne zu bedenken, daß der aufgereizte Pöbel ihm vielleicht nicht einmal die Gelegenheit geben werde, durch beides auf ihn einzuwirken.

Deßwegen erschien er aber auch, selbst als die Gefahr näher und drohender wurde, so ruhig und unbesorgt, daß seine Nachbarn, der bekannten, scharfsinnigen Klugheit des Abts auch diesmal trauend, ebenfalls mit weniger Besorgniß dem nahenden Ungewitter entgegenblickten.

Um so stärker mußte es also jetzt mehreren der Gäste, welche gerade, um sich deßwegen seinen Rath zu holen, ins Kloster gekommen waren, auffallen, daß der Abt das Gespräch immer wieder vom Bauernkriege abzulenken suchte, denn sie wußten nicht, daß er dieß wegen eines mit ihnen an der Tafel sitzenden Mannes that.

Es was das eine lange hagere Gestalt, mit einem Paar kleiner, tiefliegender Augen, lauernder Miene und einem widrigen Lächeln um den Mund, genannt Ibel-

hauſer von Ulm, wo er Prediger geweſen, und der neuen Lehre wegen in Verdacht gekommen war, ſeine Irrthümer aber hierauf öffentlich und feierlich abgeſchworen hatte. Seitdem lebte er im Kloſter Zofingen, und wurde hier, als ein gar kluger und gewandter Unterhändler, häufig in Geſchäften gebraucht. Auch jetzt gerade war er auf einer Reiſe in den Angelegenheiten ſeines Kloſters begriffen, und hielt ſich, angeblich weil die Bewegungen unter den Bauern der Umgegend ihn nicht weiter reiſen ließen, ſchon etlich Tage zu Lorch auf.

Dem Abte hatte er ſich verdächtig gemacht durch ſein geheimnißvolles, lauerndes Weſen, und durch die Wanderungen, die er beinahe jeden Tag vom Kloſter aus unternahm, wobei er dann meiſtens erſt ſpät am Abend zurückkehrte. Mehrmals hatte zwar Sebaſtian ihm Leute nachgeſchickt, um den Zweck dieſer Wanderungen zu erforſchen, allein der liſtige Idelhauſer wußte ſie jedesmal zu täuſchen, bald trafen ſie ihn in einer alten Waldkapelle betend, bald im Gehölze Pflanzen ſuchend an, und dabei geberdete er ſich ſo unſchuldig, daß die Geſandten des Abts ſtets unverrichteter Dinge zurückkamen. So lag fortwährend ein dichter Schleier über dieſes Mannes Thun und Treiben, und obwohl Sebaſtians durchdringender Verſtand auch hier die Wahrheit ahnete, ſo verbot doch ſeine Klugheit ihm, es ſich merken zu laſſen, ſo lange er nicht Gewißheit oder doch größere Wahrſcheinlichkeit erlangt hatte.

Gerade heute aber ſchien ihm der Verdacht eines heimlichen Einverſtändniſſes mit den aufrühriſchen Bauern,

den er schon früher gegen Idelhauser gehegt hatte, immer gegründeter zu werden. Denn wie lauschte nicht dieser auf jedes Wort, welches seine Nebensitzer, ein Paar der Zerstörung des Klosters zu Kempten entflohene Mönche, von dem furchtbaren Weiterumsichgreifen des Aufruhrs in Oberschwaben verlauten ließen! Wie geschickt wußte er nicht durch Fragen diesen und jenen Umstand, besonders was die Rüstungen des schwäbischen Bundes gegen die Bauern betraf, zu erfahren! Mochte der Abt sich auch alle Mühe geben, das Gespräch von diesem Punkte abzulenken, Idelhauser wußte es dabei festzuhalten, oder doch wieder darauf zurückzuführen und Sebastian gab endlich lieber nach, als daß er auf irgend eine auffallende Art, wie zum Beispiel durch Aufhebung der Tafel, die ihm unangenehme Unterhaltung hätte abschneiden sollen.

Während nun also der Abt wenig Theil am Gespräche nahm, wurde dieß von der übrigen Gesellschaft desto eifriger fortgesetzt, und vornämlich einer der Gäste schien mächtig davon ergriffen. Dies war ein Benediktiner aus Murrhard, Vater Maternus, gewöhnlich aber nur der alte Mönch genannt, ein Mann von mächtiger Gestalt, die, obwohl die Last der Jahre seinen Nacken etwas gekrümmt hatte, doch noch auf's deutlichste zeigte, daß früher gewaltige Kraft und Stärke in dem Greise gewohnt haben mußten. Nur sparsame Haare deckten zwar den kahlen Scheitel, aber das dunkle Auge blitzte noch, so oft der Greis in Eifer gerieth, mit wunderbarem

Feuer und laut durchtönte der Klang seiner kräftigen Stimme die hohen Wölbungen der Halle.

Das Interesse, welches sein Aeusseres schon erregte, verstärkte noch das Dunkel, das über seiner Herkunft lag.

Er war einmal vor etwa fünfzehn Jahren, von einem einzigen Knechte begleitet, vor die Kloster-Pforte zu Murrhard gekommen, und hatte unter die Zahl der Kloster-Brüder aufgenommen zu werden begehrt. Da er mit ansehnlichen Schätzen von Gold und Edelsteinen kam, so nahm man ihn gerne auf, und seitdem erfüllte er streng alle Pflichten, die sein Stand ihm auferlegten. Ueber die Frage, wer er sei, gab es mancherlei Meinungen, doch stimmten die meisten darin überein, daß sie ihn für einen, des Weltlebens satt gewordenen, Kriegsmann hielten, was auch das ganze Benehmen und Aussehen des Greisen zu beurkunden schien.

Dieser Mann nun hatte eben eine gewaltige Rede wider die aufrührerische, ketzerische Bauern-Rotte begonnen, als plötzlich der rauhe, starke Ton des Wächterhornes, seine Rede noch übertönend, alle Anwesenden, den Abt selbst nicht ausgenommen, von ihren Sitzen aufjagte.

Sebastian hatte sich zuerst wieder gesammelt und brach das Schweigen, indem er seinem Sohn befahl, sich nach der Veranlassung jener Töne zu erkundigen.

Dieser verließ schnell den Saal, kam aber bald wieder zurück in Begleitung des Kloster-Pförtners, dessen schreckenbleiches Gesicht nicht die beste Kunde hoffen ließ.

Was gibt es, Bruder Thomas, redete der Abt ihn

an, und jener entgegnete: Es hält ein Reisiger vor dem Thore, vom Probst zu Backnang gesendet, der euch zu sprechen begehrt, er bringt, sagt er, Nachricht von den aufrührischen Bauern.

Laß ihn herein, erquick' ihn mit Trank und Speise, und führ' ihn dann sogleich hieher; so lautete des Abts Befehl, welchen auszuführen der Pförtner schnell die Halle verließ.

Als er fort war, sah der Abt rings im Kreise herum und sprach: Ich seh' euch erschrocken, meine edeln Herrn und Gäste, ihr erwartet schlimme Nachrichten? Ich — hoffe keine guten. Doch komme, was da will, wir stehen im Schutz des Herrn, auf ihn wollen wir vertrauen, an ihn uns wenden in unserer Noth.

Er faltete still die Hände zum Gebet, sich in seinem Lehnstuhle zurücklegend, die Uebrigen folgten seinem Beispiele, Albrecht kniete am Sitze seines Vaters nieder und tiefe Stille herrschte, bis man im Vorsaale die klirrenden Fußtritte des Reisigen vernahm.

Jetzt wandten sich alle Blicke erwartungsvoll nach der Thüre, ein stattlicher Kriegsmann trat herein, grüßte ehrerbietig die Gesellschaft und schritt dann gegen des Abts Stuhl vor, wo er also begann:

Der Probst von Backnang entbeut euch seinen Gruß, ehrwürdiger Herr, und läßt euch melden, wie leider! am heiligen Ostertage die aufrührischen Bauern Weinsberg, Burg und Städtlein eingenommen und dabei schrecklich gewüthet, den Grafen v. Helfenstein und etlich und siebenzig Ritter und Knechte durch die Spieße gejagt haben.

Mit Entsetzen vernahmen die Anwesenden diese Schreckenskunde, endlich aber nahm der Abt, der Einzige, welcher nebst Idelhauser die Fassung noch ein wenig behalten hatten, das Wort und sprach: Edle Herrn und Freunde, nicht Zeit ist's jetzt, die Gefallenen zu beklagen, die Gefahr ist groß und nahe, darum ist es nöthig, kräftige und kluge Maßregeln zu fassen, damit wir ihr nachdrücklich begegnen können, wenn sie auch über unsere Gauen herein brechen sollte. Also mein' ich, ihr edle Ritter, und ihr Maternus brecht Morgen mit dem Frühesten auf, verkündigt zu Hause, was ihr so eben vernommen, und theilt die Schreckenskunde auch euern Nachbarn mit. Rüstet euch gegen etwaige Angriffe, versehet Burgen und Klöster mit allem Nöthigen, wählt unter euern Leuten die tüchtigsten und zuverläßigsten aus, versammelt sie um euch und entwaffnet die übrigen. Ich will sogleich nach Schorndorf an den Obervogt, und nach Stuttgart Botschaft senden, damit man uns Hülfe schicke. Und nun schlaft wohl, edle Herrn und Gäste, gedenkt in eurem Gebete auch unserer gerechten Sache und traut auf den, der da helfen kann in jeder Noth.

Hiemit erhob sich der Abt von seinem Stuhle, ihm folgte sein Sohn und beide gingen schweigend durch eine Nebenthür ab; das war auch für die übrigen Anwesenden das Zeichen zum Aufbruche, jeder eilte seiner Schlafstätte zu, aber nur die Augen Weniger besuchte in dieser Nacht der erquickende Schlaf.

Voll banger Ahnungen und schwerer Sorgen saß Abt Sebastian in seinem Gemache, er hatte den Kriegs-

mann noch einmal zu sich beschieden, und was er von diesem noch weiter erfuhr, war gar nicht geeignet, seine trübe Stimmung zu verscheuchen.

So ist's denn wirklich wahr, sprach er bei sich, was ich bisher noch nicht ganz glauben wollte, ist's wirklich wahr, daß die heilige Scheu vor den Gotteshäusern und ihren Bewohnern, der unterwürfige Gehorsam gegen die Herren nun völlig aus den Gemüthern der Bauern gewichen ist! Hat das verfluchte, ketzerische Gift des Wittenberger Mönchs und seiner Genossen sich schon so tief eingefressen in jenen rohen Seelen, daß sie vor dem Heiligsten keine Ehrerbietung mehr haben, daß sie das Frevelhafteste zu beginnen wagen! Die Klöster sinken in Trümmer, die Burgen der Edeln zerstört der Feuerbrand, geschleudert von der Hand ihrer eigenen aufrührerischen Unterthanen. Die heilige Kirche wankt, in ihren Grundfesten erschüttert, und das uralte Gebäude des heiligen römischen Reichs ist seinem Untergange nahe.

O Maximilian, kaiserlicher Held, solche Zeiten mußten auf deine glorreiche Regierung folgen!

Furchtbare Stürme brausen um uns und von allen Seiten bricht die gewaltige Fluth ruchloser Empörung auf uns ein! Bin ich bestimmt, o Herr! zu schauen den Sturz deines Heiligthums, soll ich vielleicht mit fallen unter seinen Trümmern? — Herr! wie du willst! Freudig empfang ich die Märtyrer-Krone, wenn du gebeutst! Dann steig ich ja gereinigt empor zu dir, Allerhöchster, dann seh ich dich wieder, mein Vater, dich theurer Oheim, und dich, deren Namen ich nicht mehr aussprechen darf

die du, ach! nur auf zu kurze Zeit die dunkle Nacht meines Lebens erleuchtetest!

Der Abt, von Wehmuth überwältigt, faltete die Hände und ein wohlthätiger Schlummer senkte sich auf sein sorgenschweres Haupt.

Freundlich beleuchtete der Frühlings-Sonne heitrer Strahl Sebastians Gemach, als er aus schweren Träumen erwachte. Er trat an das hohe Fenster, dessen buntbemalte Scheiben in farbigem Lichte spielten, öffnete es und schaute hinaus. Da lag vor ihm das anmuthige Wiesenthal, das die Rems durchschlängelte und waldige Hügel bekränzten, über denen sich die höheren Berg-Gipfel in lieblicher Morgenbeleuchtung malerisch erhoben, indeß im Thale unten die Sonne mit dem Nebel kämpfte, der sich gerade zertheilte und einzelne Streifen vom Wiesengrün hervorblicken ließ. Eben läutete im Dorfe die Morgengebetglocke, vom Kloster-Thurme antworteten ihre dumpfe Klänge und der Abt verrichtete sein Gebet.

Hierauf, alle Kraft des Geistes zusammennehmend, trat er gefaßt in die Speise-Halle, wo er seine Gäste schon zum Morgen-Imbiß versammelt antraf. Man konnte es mehr oder weniger deutlich auf ihren Gesichtern lesen, daß sie die Nacht gar unruhig hingebracht hatten. Vornämlich trug Albrecht die kenntlichsten Spuren einer unter Thränen und schwerer Bekümmerniß durchwachten Nacht an sich, verschwunden war sein Wangen frisches Roth,

die Augen trüb, röthlich und mit blauen Ringen unterlaufen, und die kräftige Raschheit seiner Bewegungen hatte einer matten Erschlaffung Platz gemacht.

Wohl bemerkte dieß der Abt, und indem er ihm näher trat und des Jünglings bleiche Wangen streichelte, sprach er zu ihm mit bewegter Stimme: Die Schreckens-Kunde hat dich wohl recht hart ergriffen, mein Sohn? O stärke dich mit ausharrendem Muthe, denn unsere Zeit kann noch manches Aehnliche, ja Aergeres bringen.

Unvermögend zu sprechen, faßte der Jüngling Sebastians Hand und bedeckte sie mit heißen Zähren; dieser aber, um seine Rührung zu verbergen, machte sich sanft von ihm los, und wandte sich gegen die Gesellschaft, zu welcher er mit gefaßtem Tone sprach: Nun, meine werthen Gäste, erquicket euch mit Trank und Speise und dann frisch ans Werk, mit Gott wollen wir jenen frevelhaften Rotten und ihrem ruchlosen Beginnen wohl widerstehen. Hierauf, nachdem er etwas von dem Morgen-Imbiß gekostet, und seinen Gästen ein Lebewohl gesagt hatte, entfernte er sich.

Einige Stunden nachher herrschte rege, lebendige Thätigkeit, in dem sonst so stillen Kloster. An der Thüre der Abtswohnung standen etliche Mönche reisefertig, um die letzten Befehle ihres Gebieters zu empfangen. Unter ihnen war auch Albrecht, der sich gerade jetzt ungerne vom Abte entfernte, aber dennoch, dessen bestimmt ausgesprochenen Befehle gehorchend, sich schweren Herzens zur Reise gerüstet hatte. Sebastian erinnerte noch einmal alle, ihre Aufträge gut und ohne Säumen auszu-

richten, dann winkte er und die Mönche zogen ab. Der Abt schaute ihnen noch eine Zeitlang schweigend nach, dann sprach er vor sich hin: So kämest denn du doch in Sicherheit, mein Liebling, stirbt auch der alte Stamm ab, so ist doch der junge Ast gerettet!

Hierauf wandte er sich rasch um und schritt in den Klosterhof, wo eben die Knechte beschäftigt waren, alte, rostige Waffen zu putzen und ein Paar Steinstücke, die noch vom Aufruhr des armen Konrads her im Kloster standen, zuzurüsten. Er sagte etlich aufmunternde Worte zu ihnen und ging dann weiter.

Von den Knechten aber, die mit den Steinstücken beschäftigt waren, sprach der eine zu seinen Genossen: Kommt dirs nicht seltsam vor, Hans, daß in dem Kloster da, wo bisher nur das Meßglöcklein ertönte, nun plötzlich Waffen klirren und Steinkästen rasseln?

Ei es gehen wirklich wohl noch seltsamere Dinge vor in der Welt, war die Antwort. Glaubst du denn, es werde immer beim Alten bleiben, daß wir die Knechte sind und Herrn und Mönche sich von unserer Arbeit mästen? Wir sind so gut Menschen als sie, und haben gleiche Rechte mit ihnen. Wollen sie uns diese nicht freiwillig geben, so nehmen wir uns dieselbe mit Gewalt.

Ei so rede doch nicht so tolle Worte, sprach sein Genosse, gieb Acht, wenns einer der Herren hörte, es könnte dir übel ergehen.

O vor den Herren fürcht' ich mich nicht mehr, entgegnete Hans, ich denke wohl bald selbst ein Herr zu sein!

Du ein Herr? spottete sein Genosse, ich möchte doch auch Wundershalben sehen, wie dir das Ritterwamms und das Barett mit Reiherfedern ständen.

Wirst's wohl bald sehen, du elende Knechts-Seele, brummte der andere, und ließ seinen Gefährten stehen, der ihm verwundert nachblickte, den Kopf schüttelte, einem andern Knechte rief und mit dessen Hülfe die begonnene Arbeit fortsetzte.

Da ertönte plötzlich Pferde-Getrappel vor dem Kloster, die gewaltigen Thorflügel öffneten sich, und herein stürmte Ritter Christoph von Degenfeld mit zwei Knappen. Rasch vom Pferde springend, rief er laut, wo ist euer ehrwürdiger Herr, der Abt, ihr Knechte? Sie wiesen ihm den Ort, wo Sebastian eben gestanden war, dieser jedoch hatte beim wohlbekannten Ton der Stimme des Ritters sich schon aufgemacht und trat ihm schnell entgegen.

Schlimme Nachricht, Herr Abt, rief ihm der Degenfelder zu, die schenkischen Bauern haben sich empört, und drohen hereinzufallen ins Remsthal, ihre Zahl mehrt sich stündlich, denn wer nicht ihnen zuzieht, dem brennen sie das Haus ab, oder schlagen ihn gar todt. Doch wie ich sehe, seid ihr schon wacker dran, euch zu rüsten, wenn's euch recht ist, bleib auch ich bei euch und helf euch das Kloster schirmen gegen die Rotten der Bauern, ihr habt mir vor langen Zeiten auch einmal das Leben gerettet, jetzt will ich versuchen, ob ich euch euern Dienst vergelten kann!

Mit herzlichem Danke nehm' ich euer Anerbieten

an, entgegnete der Abt, dem Ritter die Hand reichend, wir sind hier eines Kriegsmanns wohl benöthigt, denn wir armen Mönche wissen freilich mit Waffen und Geschütz gar schlecht umzugehen. Doch geht hinauf und erquickt euch, der Bruder da soll für eure Knechte und Rosse sorgen, ich sehe dort eine Botschaft aus dem Dorfe kommen, die wahrscheinlich mich angeht.

So war es auch, der Anführer der Abgesandten trat, ehrerbietig sich verbeugend, vor den Abt und sprach: Ehrwürdiger Herr! Ihr habt Knechte hinabgeschickt ins Dorf, um uns die Waffen abfordern zu lassen, wir aber mögen und können gerade jetzt, da die Anführer in der Nähe sind und selbst bei uns drunten etliche lose Gesellen sich befinden, sie nicht herausgeben, daher bitten wir euch, nehmt den Befehl wieder zurück, dafür versprechen wir, nicht anders gegen euch und das Gotteshaus Lorch zu handeln, als wie es frommen Leuten und gehorsamen Unterthanen gebührt.

Ich trau auf euer Versprechen, Wolfram, entgegnete der Abt, denn ich hab' euch schon früher treu erfunden. Behaltet also eure Waffen, aber sorgt dafür, daß die Gutgesinnten sich vereinen und habt mir ein eifriges Augenmerk auf die Unzuverläßigen. In eure Hände übergeb' ich die Obhut meines Dorfes Lorch, betragt euch wie's einem Biedermann gebührt.

Dieß versprach auch der Anführer der Abgeordneten nochmals auf's Heiligste und zog hierauf mit seinen Begleitern wieder ab, Sebastian aber begab sich in die Abts-Wohnung zum Degenfelder.

Da trat vorsichtig herumschauend Idelhauser aus der Kloster-Halle, winkte dem oben schon genannten Knecht und sprach zu ihm: „Hast du's gehört, Hans, was der Ritter sagte, der Schreiber hat Wort gehalten, sie werden wohl bald hier sein. Wenn nur der Degenfelder nicht wäre, der hat ein Paar gewaltige Fäuste und wird uns wohl heiß machen.

Sorgt nicht, entgegnete Hans, die Unsern kommen doch herein, und wenn noch zehen Ritter da wären, der Abt hält von alten Zeiten her noch viel auf mich, und hat mir für den Fall eines Angriffs die Wache am Thor vertraut, da will ich's denn schon so einrichten, daß sich dieses zur rechten Zeit öffnet. Säumt nur ihr euch nicht, geht hinunter ins Dorf, stärkt die Unsrigen, und werbt mehr Genossen, denn sonst könnte uns der Wolfram drunten einen garstigen Streich spielen! Idelhauser zog ab, und der Knecht ging an seine Arbeit zurück.

Indeß war es Mittag geworden, die Speise-Halle füllte sich, aber es war ein gar trübes Essen, denn die Besorgnisse wegen der herannahenden Gefahr wurden durch gegenseitige Mittheilung und Austauschung bei den Einzelnen noch vergrößert, und zuletzt waren die meisten in düsteres Nachsinnen versunken, nur der Abt und sein ritterlicher Gast unterhielten sich noch mit einander.

Auf einmal ertönte ein lautes Geschrei im Hofe drunten, erschrocken sprangen alle auf und liefen an die Fenster. Siehe da stiegen drüben, wo die Zinnen der Stauffenburg über die näher liegenden Berge hervorragten, dichte Rauchwolken in die Höhe, zwischen welchen

da und dort die röthliche Flamme emporschlug. Noch ragten die Thürme und der Giebel des Herrenhauses im mittelsten Burgraume über dem Qualm hervor, bald aber schlängelten sich auch an ihnen einzelne Feuerstreifen hinauf, und kurz darauf standen sie in vollen Flammen. Nun brannte alles zusammen, ungeheure Rauchwolken stiegen wirbelnd in die Höhe, bis der ausgebrannte Bau niederstürzend das Feuer auslöschte und von der Brandstätte nur noch dunkler Qualm aufdampfte.

Voll Erstaunens und Entsetzens hatten die Mönche dem furchtbaren Schauspiel zugesehen, nur einzelne Schreckens-Rufe hörte man aus der Mitte der bleichen, zitternden Schaar ertönen, endlich rief der Abt: Gerechter Gott, die alte herrliche Kaiserburg brennt! Das haben gewiß die Bauern gethan! — Warum stiegst du nicht herauf aus deinem finsteren Gemache, furchtbarer Barbarossa, um dein Stammschloß zu beschützen gegen die frevelhafte Rotte!

Ei, es bedurfte wahrhaftig der Gestorbenen nicht zum Schutze der Burg, hätten nur die Lebenden ihre Pflicht gethan, lag ja doch der Vogt Stauffer mit etlich und fünfzig Knechten darin und hatte Kriegsbedarf und Mundvorrath auf mehrere Monate, sprach der Degenfelder.

Gott weiß, was für eine Schändlichkeit auch hier den Empörern zum Besitz des Schlosses verholfen hat, entgegnete der Abt. Doch wir werden bald hievon nähere Kunde erlangen, denn so ich recht sehe, so kommen dort einige Lorcher mit einem fremden Kriegsmann den Berg

herauf, die wiſſen vielleicht mehr von dieſer Trauer-Geſchichte.

Es war auch wirklich ſo, wie der Abt vermuthet hatte, der Kriegsmann war einer der wenigen, welche der Wuth der Bauern bei der Einnahme von Hohenſtauffen entkamen, und der nun alſo zu erzählen begann.

Unſer Vogt Georg Stauffer war mit etlich Knechten nach Göppingen geritten, um ſich mit dem Obervogte daſelbſt wegen gemeinſamer Gegenwehr gegen die Aufrührer zu berathen. Aber kaum einige Stunden nach ſeinem Abzuge wimmelte es ſchon rings um die Berg-Kuppe herum von Bauern. Der größte Haufen, der meiſt Feuergewehre trug und auch etlich Stücke Geſchütz bei ſich führte, hatte das Dorf Hohenſtauffen beſetzt und pflanzte ſeine Stücke vor demſelben gegen die Burg auf. Vom Rechberge her kam eine andere Schaar, die dritte über Straßdorf herangezogen, es waren zuſammen wohl dreitauſend ſtreitbare Männer.

Wer führte ſie an? fiel der Abt ihm in die Rede.

Die Antwort war: Wolfgang Kyrßenbeiſſer, Pfarrer zu Frickenhofen und einer von Weſtheim, genannt Judenhut der Schreiber.

Wie? jener ketzeriſche Prieſter, welcher beſtändig auf die Kloſter-Geiſtlichkeit loszieht, und jener nichtswürdige Schreiber, deſſen einziges Geſchäft darin beſteht, überall Hader und Unzufriedenheit zu verbreiten, rief Sebaſtian, das ſind würdige Hauptleute einer Schaar von Empörern!

Der Fremde aber fuhr fort zu erzählen, wie nach

kurzer Gegenwehr der Befehlshaber der Burg, Michael Reiſſenſtein, den Bauern die Schlüſſel über die Mauern geworfen und ſich hierauf heimlich entfernt habe, wie die Bauern hineingedrungen ſeien und bis auf wenige, die ſo glücklich waren, ſich zu retten, alle Bewohner des Schloſſes niedergemacht hätten.

Schmach über den Reiſſenſtein, daß er die Burg ſo feig aufgab, ſchrie der Degenfelder, uns ſollen die Hunde von Bauern, wenn ſie ſich zu nähern wagen, beſſer gerüſtet finden! Begebt euch jetzt nur hinauf ihr geiſtlichen Herren, und überlaßt mir die Sorge für die Sicherung des Kloſters. Der Kriegslärmen möchte euch erſchrecken, und wenn die Knechte eure bleichen Geſichter ſehen, auch ihnen der Muth entfallen. Seid unbeſorgt, ſo lange der Degenfelder lebt, gewinnen die Empörer euer Kloſter nicht!

Die Mönche entfernten ſich mit ihrem Abte, Chriſtoph von Degenfeld aber rief die Knechte zuſammen, unterſuchte ihre Waffen, ermahnte ſie, männlich auszuhalten im Kampfe; hierauf ließ er das Thor verrammeln und die Steinſtücke auf einen baſteiartigen Vorſprung der Kloſter-Mauer führen, von wo aus man die, zum Kloſter führende, Hauptſtraße beſchießen konnte. Er ſtellte Wachen aus und begab ſich erſt ſpät Abends hinauf in die Halle, um die dort verſammelten Geiſtlichen zu beruhigen.

Seid nur ohne Furcht, ehrwürdige Herrn, ich denke, wir wollen das ketzeriſche Geſindel gleich beim erſten Angriff ſo empfangen, daß ihm die Luſt zum zweiten ver-

her bewegt, warf einen unstäten Schimmer auf das bleiche, geisterähnliche Antlitz, auf die schwarzverhüllte Gestalt, deren einzelne Theile, bald sich im hellen Licht hervorhoben, bald wieder in den Schatten zurücktraten. Stärker, als gewöhnlich, klangen die Worte des Abts durch die finstere Nacht, indeß wie der fernen Brandung hohles Brausen vom Thale her das Getümmel der herannahenden Bauern vernommen wurde.

Bald erhob sich im Dorfe drunten ein wilder Lärmen, in den sich das Klirren der Waffen mischte, und aus dem man deutlich Wolframs Stimme unterscheiden konnte: Hieher, wer getreu zu Lorch hält, rief der wackere Mann, schlagt sie nieder die eidbrüchigen Verräther! Darauf begann von beiden Theilen der Kämpfer ein lautes Geschrei und der Lärmen des Handgemenges wurde stärker.

Lautlos horchten die im Kloster, schon über eine halbe Stunde dauerte nun mit gleicher Heftigkeit der Kampf fort, endlich schien das Gefecht eine entscheidende Wendung zu nehmen, und zwar zum Nachtheil der Aufrührer, denn das Getümmel des Kampfes entfernte sich, es wurde immer stiller, und zuletzt begannen jenseits der Rems vom Abhange der Hügel einzelne Feuer aufzuflackern, um die man sich Leute lagern sah, indeß andere ab- und zugingen.

Die Bauern haben sich zurückgezogen, rief der Ritter; die Gefahr ist vorüber, wir sind gerettet! so tönte es von allen Seiten, und die Mönche liefen der Kloster-

kirche zu, um hier Gott für die unverhoffte Rettung zu danken.

Da pochte es auf einmal am Klosterthore an; wer ist drunten, rief der Degenfelder hinab, und keuchend rief eine Stimme herauf, rüstet euch, ihr Herren, bald werden die Empörer herangezogen kommen!

Sind sie denn nicht geschlagen? fragte erstaunt der Ritter. Ja! freilich hatten wir sie schon über die Rems zurückgejagt und auch einige Stücke ihnen abgenommen, aber der Wolfram fiel, und nun gelang es Idelhausern nicht nur Frieden, sondern sogar eine Vereinigung zu stiften. Wer noch treu am Kloster hält, hat sich versteckt oder geflüchtet, und die Empörer sind Meister des ganzen Orts.

Habt Dank für die Nachricht, rief der Ritter hinab, sie sollen nur kommen, wir werden sie zu empfangen wissen.

Die Gestalt entfernte sich, der Degenfelder aber brachte die Schreckens-Kunde dem Abte. Nun durchtönte auf's Neue Jammergeschrei und Wehklagen die Hallen des Klosters, der Ritter aber rüstete alles zum kräftigsten Widerstand.

Unweit der Bastei stand sein Roß angebunden, daneben lehnte seine Lanze, damit er wenigstens, wenn alles verloren wäre, ritterlich kämpfend sterben könnte.

Indeß brach die Morgendämmerung an, verwirrtes Geschrei tönte aus der Tiefe und man konnte nun schon ziemlich deutlich sehen, wie die Bauern zum Angriff heranzogen.

Ruhig ſtand Chriſtoph von Degenfeld auf ſeiner Baſtei, zwei Knechte mit brennenden Lunten neben ihm, der wilde Haufen kam näher; jetzt losgebrannt, rief der Ritter, die Stücke knallten, und als der Wind den Rauch hinweggeführt hatte, da ſah man deutlich, wie die feindliche Schaar in ordnungsloſer Verwirrung den Rückweg ſuchte.

Das hat gut getroffen, rief der Degenfelder, nur friſch geladen, daß wir ſie zum zweitenmal eben ſo wacker empfangen können!

Es ſtand ziemlich lange an bis die Bauern ſich wieder geſammelt hatten, vorſichtiger zogen ſie heran, ihre Schaaren breiteten ſich rings am Fuße des Hügels aus, auch ſchleppten ſie Geſchütz herbei und Sturmleitern.

Da donnerten noch einmal die Stücke auf der Baſtei, noch einmal ſtob der Haufen auseinander, aber ſchneller als das erſte Mal hatte er ſich wieder geſammelt und rückte raſch gegen die Mauer heran. Als die Bauern hier ankamen, empfing ſie ein tüchtiger Steinregen, die Kugeln aus kleinem Gewehr, und die Bolzen der auf ſie gerichteten Armbrüſte warfen manchen Stürmenden nieder. Deſſen ungeachtet ſetzten ſie die Leitern an und begannen herauf zu ſteigen, aber des Degenfelders Schwert ſchmetterte jeden nieder, der es wagte, die Mauer zu betreten, die Streitkolben ſeiner Knechte fielen ſchwer auf die Schädel der Bauern, und noch einmal entſtand eine Pauſe im Angriff, noch einmal erfüllte Sieges-Hoffnung die Gemüther der Vertheidiger des Kloſters.

Aber plötzlich ertönte im Rücken Degenfelds das

Geschrei: Wir sind verrathen! Er schaute sich um und siehe! in dichten Massen stürmten die Bauern zu dem, von dem Verräther Hans ihnen geöffneten, Thore herein.

Jetzt gilt's einen ehrlichen Rittertod! rief Christoph von Degenfeld, schwang sich auf sein Roß, legte die Lanze ein und sprengte so auf die Bauern los. Idelhauser war an ihrer Spitze. Ha! Bube, rief der Ritter, du wenigstens sollst für deine Treulosigkeit büßen, und ehe noch der Unglückliche durch eine geschickte Wendung ausweichen konnte, hatte ihm die Lanze schon die Brust durchbohrt, noch einmal furchtbar aufschreiend, sank er leblos nieder.

Entsetzen ergriff die Bauern, alles machte dem Ritter Platz, der sein Roß in dem Haufen herumtummelnd, da und dort gewaltige Schwertschläge austheilte. Aber Hans dieß gewahrend, riß einem Bauern sein Feuergewehr aus der Hand, zielte, und des Degenfelders Roß stürzte todt zu Boden.

Jetzt fielen die Empörer über ihn her, doch er schwang noch immer unermüdlich und siegreich das Schwert, bis ihn ein Kolbenschlag an die Schläfe traf, da sank er, mit dem Rufe: Gott sei meiner Seele gnädig! nieder, und hauchte, von hundert Stichen durchbohrt, sein Leben aus.

Nun war der Widerstand bald vorüber, die Knechte nebst etlich Mönchen, die sich ihnen beigesellt hatten, erlagen der Uebermacht, und über ihren Leichen erhob der wilde Haufen ein furchtbares Siegs-Geschrei. Schrecklich hallte dieses in den Ohren der Mönche wieder, die mit

ihrem Abte im Chor der Kirche versammelt, angstvoll auf den Ausgang des Kampfes harrten.

Die Bauern hatten sie hier bald aufgefunden, sie erbrachen die Kirchthüre und drangen in Menge herein. Aber auf einmal, als sie in die Mitte des Schiffs der Kirche gekommen waren, blieben die vordersten wie erstarrt stehen.

Denn hinten im Chore stand gleich einem Marmor-Bilde Abt Sebastian in voller Amtstracht, die Inful mit den flatternden Binden auf dem Haupte, in der Rechten ein silbernes Kreuz, hinter ihm erblickte man die Mönche in ihren schwarzen Gewändern, laut- und regungslos mit schreckensbleichen Gesichtern. Die Strahlen der Morgen-Sonne fielen von hinten her auf die Gruppen, deren Häupter sie beleuchteten. Auch der Stauffen Bilder, die an den Wänden des Schiffs hingen, streiften einzelne Strahlen und es schien als ob sie drohend auf die Zerstörer ihrer Stammburg hinabblickten, Barbarossa rollte furchtbar die feurigen Augen, Friedrich der Zweite blickte finster auf die Rotte nieder, und selbst Ireneus liebliches Antlitz schien sich mit den Zügen ernsten Unwillens zu überziehen!

Zitternd standen die Bauern da, keiner wagte es, vorzutreten, keiner ein Wort zu sprechen, obwohl ihrer Genossen scheltendes Geschrei von draussen laut herein tönte. Da drängte sich durch ihre Reihen eine kleine, dürre und häßliche Gestalt mit struppig emporstehendem Haar und aufgeworfener Nase; ein widerliches Grinsen

verzerrte ihre Züge. Mit unbeholfener Regſamkeit ſprang dieß affenartige Weſen gegen den Chor hin.

Es war Judenhut der Schreiber. Hoho! rief er, ehrwürdige Herrn, treff' ich euch hier beiſammen, was macht ihr da für ernſte Geſichter, nur herab, jetzt kommt die Reihe an euch!

Mit dieſen Worten faße er die Stola des Abts und wollte ihn herabziehen, aber Sebaſtian erhob die Rechte, in welcher er das ſilberne Kreuz trug, und verſetzte dem Schreiber einen ſolchen Schlag auf den Kopf, daß dieſer beſinnungslos niederſtürzte und das Blut ihm ſtromweiß über's Geſicht rannte.

Noch einmal prallten die Bauern, die ſich indeß genähert hatten, zurück, raſch trat Abt Sebaſtian vor und rief mit donnernder Stimme: Gott hat gerichtet, da liegt dein ruchloſer Führer, du verworfene Rotte! Wehe dir, wehe deinen Kindern und Kindeskindern! Die Burg deiner Kaiſer haſt du frevelhaft zerſtört, das Heiligthum der Gottheit verwüſtet! Wehe! wehe! Ergehen wird es dir, wie der Rotte Korah, das Feuer des Himmels wird dich verzehren und die Tiefe des Abgrunds dich verſchlingen! Wehe! Wehe!

So rief der Abt, aber kaum hatte er geendet, da fiel ein Schuß und tödtlich getroffen ſtürzte er nieder, mit Jammergeſchrei ſtoben nun die Mönche auseinander, aber die meiſten fanden ihren Tod unter den Streichen der wüthenden Bauern, nur wenige entkamen durch eine verborgene Nebenthüre der Kirche.

Durch die nämliche Thüre aber drängte ſich gleich

darauf eine hohe, jugendliche Gestalt mit zornfunkelnden Augen und trat mitten unter die mit Plündern der Leichname beschäftigten Bauern. Fluch! über euch, ihr Verworfenen! schrie sie, ihr habt gemordet den Geweihten des Herrn, euch treffe ewiges Verderben!

Aber von allen Seiten erhoben sich drohend die Hellebarden gegen die Gestalt, das ist der Bastard, des Abts Sohn, schlagt ihn nieder, riefen zehn Stimmen zugleich, und der Jüngling entschlossen zu sterben, stand ruhig da, den Todesstoß erwartend.

Da warf sich plötzlich ein Mann in geistlicher Kleidung zwischen ihn und die Bauern: Zurück, rief er, im Namen des Allerhöchsten zurück, du tolle Schaar, ist nicht schon genug unschuldiges Blut geflossen, nicht schon genug das Heiligthum des Herrn geschändet. Zurück oder ich rufe den Blitzen des allmächtigen Gottes, daß sie euch vertilgen!

Ehrfurchtsvoll und halb erschrocken wichen die Bauern zurück, und bald fand sich Albrecht — denn dies war der Jüngling — mit seinem Retter in der Kirche allein.

Wie sinnlos starrte er auf die Leiche des Abts hin, indeß der letztere ihn mit wehmüthiger Rührung betrachtete, bald jedoch seine Hand ergriff und sprach: Eures Bleibens ist hier nicht, folgt mir, ich will euch den Weg zur Rettung zeigen. Der Jüngling ließ sich von ihm fortziehen, er brachte ihn durch die Nebenthüre ins Freie, auf einen Fußpfad, der in den nahen Wald hinein ging, hier sprach er: dieser Weg führt euch nach Gmünd, folgt

ihm, aber meidet die Heerſtraße, der Herr geleite euch! Drauf ſich umwendend, ſchritt er ſchnell dem Kloſter zu, der Jüngling, wie aus einem ſchweren Traum erwachend, ſchaute ihm eine Zeitlang nach, und ſchritt hierauf auf dem von ihm betretenen Wege weiter.

Traurig wandelte Albrecht durch den friſch belaubten Buchenwald, ohne recht zu wiſſen wohin. Ein wildes Geſchrei, das vom Thale herauf tönte, ſchreckte ihn zuerſt aus ſeinen Träumen auf, und zu ſeinem Entſetzen bemerkte er auf der Landſtraße eine ſtarke Schaar von Bauern, denen ſein dunkles Gewand in dem noch ziemlich lichten Gehölze, an deſſen Rande der Jüngling gerade einher ſchritt, aufgefallen war, und die nun theils ihre Feuergewehre auf ihn anlegten, theils in raſchem Laufe gegen den Wald heranſtürmten. Mehrere Kugeln pfiffen um den jungen Mann her, eine ſchlug ſogar nahe bei ihm in einen Baumſtamm, doch traf ihn keine; aber der Schrecken über die plötzliche Gefahr hatte ſeine Glieder gleichſam gelähmt und regungslos ſtand er da. Seine Verfolger hätten ihn gewiß erreicht, wären ſie nicht auf dem Wege zu ihm auf unvorhergeſehene Hinderniſſe geſtoßen. Der Wieſenboden nämlich, über welchen ſie dahinſchritten, ſchon von Natur ſumpfig, war durch die Frühlings-Ueberſchwemmungen der Rems, deren Spuren noch die hie und da ſtehenden Lachen zeigten, ſo weich geworden, daß die Bauern bei jedem Schritt tiefer einſanken,

die Vorderſten von ihnen ſogar am Ufer eines, vom Berges-Abhange herabfließenden, Baches ganz halt machen mußten. So gewann Albrecht Zeit, ſich zu erholen und auf ſeine Sicherheit zu denken; ſchnell verließ er den betretenen Pfad und rannte, von einigen neuen Kugeln erſchreckt, geradezu waldeinwärts.

So war er ſchon ziemlich tief in den Wald hineingekommen, als er auf einmal auf die dicht verſchlungenen Zweige einiger Buchen, die am ſteilen Abhange des Berges ſtanden, trat, wähnend es ſei niedres Geſträuch, darunter feſter Boden, und niederſank. Hätte ſein weites fliegendes Kleid ihn beim Sturz nicht etwas aufgehalten, ſo wäre er zerſchmettert an dem Geſtade des Baches angelangt, wo er jetzt mit zerfetztem Gewande und an mehreren Stellen blutend niederfiel.

Das Rütteln einer kräftigen Fauſt und der Ton einer rauhen Stimme brachte ihn wieder zu ſich, er ſchlug die Augen auf und erblickte einen Mann vor ſich, den zwei gewaltige Hunde begleiteten.

Gottlob! daß ihr doch wieder ein Lebenszeichen von euch gebt, ſprach dieſer, ſchon meinte ich, ihr ſeiet todt. Ja es iſt auch kein ſchlechter Sturz da herab von der ſchroffen Felſenwand, eurem Kleid hier und den Aeſten der Buchen habt ihrs zu danken, daß ihr noch am Leben ſeid. Schaut nur, wie die ſchwarzen Fetzen da und dort flattern.

Den Jüngling ergriff ein Schauder, als er an dem Abhang hinaufblickte, von dem er ſo eben herabgeſtürzt war, und er dankte Gott innig für ſeine Rettung. Der

Mann aber fing wieder an: Ich bin des Klosters Förster von Alfdorf und kenne euch wohl, junger Herr! Darum freut mich's auch gar sehr, daß ihr wieder die Augen so kräftig aufschlagt, aber setzt euch jetzt nur ohne Umstände auf meinen Rücken, damit ich euch nach Haus bringe, dort sollt ihr bald wieder hergestellt sein.

Albrecht fühlte wohl, daß er auf seinen eigenen Füßen nicht würde weiter kommen können, denn die Wunden, die er da und dort erhalten hatte, fingen an, ihn gar heftig zu schmerzen, also nahm er willig das Anerbieten des Försters an und dieser trug ihn ohne viel Beschwerde schnell in seine Wohnung, geleitete ihn auch, nachdem er sich hier bei sorgsamer Pflege völlig erholt hatte, nach Murrhard.

Dieses Kloster hatte durch eine starke Brandschatzung und reichliche Lieferungen von Lebensmitteln Lorch's Mißgeschick von sich abgewendet, und Albrecht fand hier mehrere Mönche seines Klosters, die dem Blutbade glücklich entflohen waren.

Ihre Erzählungen waren nicht geeignet, seinen tiefen Kummer zu mindern, wohl aber erregten sie in ihm eine heftige Sehnsucht, die Stätte, wo der Abt Sebastian gefallen war, noch einmal zu sehen. Als daher von Murrhard ein Zug Wagen, mit Lebensmitteln beladen, nach Lorch abging; gewann er durch Geld einen der Fuhrknechte, daß dieser ihm nebst seiner Kleidung auch seine Stelle abtrat und kam so am zweiten Morgen nach der Abreise in Lorch an.

So bald es ihm möglich war, eilte er hier in die

Kirche, welche noch deutliche Spuren der Verheerung zeigte, obwohl die Bauern sich eifrig bemüht hatten, sie wieder zu reinigen. Denn es war ein Schrecken über sie gekommen, da sie bei Wegschaffung der Leichname Judenhuts Körper, trotz des sorgfältigsten Nachsuchens, nicht finden konnten, und sie meinten nun, ihn habe wegen frevelhafter Handanlegung an den Abt der Satan weggeschleppt.

Tiefe Wehmuth ergriff den jungen Mann, als er am Altare die frischen Blutspuren erblickte, er warf sich nieder auf den kalten Boden und benetzte ihn mit heißen Thränen. Da fühlte er einen leichten Schlag auf die Schulter, fuhr erschrocken auf, und erblickte seinen Retter aus den Händen der Bauern.

Unbesonnener Jüngling, sprach dieser ernst, was führt dich wieder hieher an diese unglückselige Stätte, weißt du nicht, daß wenn du erkannt wirst, dich niemand mehr vom Tode erretten kann.

Mögen sie mich morden, rief Albrecht, hier, wo sie meinen Vater und Herrn ermordeten, was hat das Leben noch für Werth dem heimath- und elterlosen Waisen!

Dort droben ist dein Vater, Jüngling, sprach sein Retter, der dir geholfen hat durch meine Hand, und auch ferner dir helfen wird, weil er will, daß du noch zur Wahrheit gelangest!

Zur Lüge, wolltet ihr wohl sagen, die euer ketzerischer Lehrer, der fluchwürdige Apostate zu Wittenberg, verkündigt? entgegnete heftig der Jüngling. Nein, ehe *das geschieht*, so soll —

Aber der Greis ließ ihn nicht ausreden; er drückte Albrechts, eben zum Schwur sich erhebenden, Arm nieder und sprach: Frevelt nicht an dem Herrn, indem ihr zu ruchlosem Schwure die Hand erhebt, die Wahrheit wird wohl schon von selbst, ohne menschliche Beihülfe, an den Tag kommen, und auch ihr werdet sie einst noch erkennen. Jetzt ist das Nöthigste, daß ihr wohl bedenket, in welche Gefahr ihr euch durch euere Unbesonnenheit gestürzt habt, und daß ihr suchet, so bald als möglich diese, für euch unheilvolle Stätte, zu verlassen.

Der ruhige Ton, mit welchem diese Worte gesprochen wurden, milderte auch des Jünglings Hitze und er folgte willig seinem Begleiter, der ihn hinausführte in den Klosterhof.

Da war ein lustiges Leben, die Bauern hatten sich schon über die neu angekommenen Vorräthe hergemacht und saßen gruppenweise geschaart auf dem Pflaster. Fleißig kreisten die Becher voll funkelnden Weins, da und dort tönte aus rauhen Kehlen ein wilder Gesang. Vor dem Abtei-Gebäude flatterte ein rothes Panner im Winde, auf welchem der Jüngling eine Waage und eine Glocke erkannte, das Wappen der Bauern, welches andeuten sollte, was sie begehrten, nämlich Gleichheit der Stände, und freie Verkündigung der neuen Lehre. Es hatten hier die Hauptleute und Aufseher des gemeinen hellen Haufens, wie sie sich nannten, ihre Herberge aufgeschlagen, und lautes Geschrei tönte dem jungen Manne aus der Speise-Halle entgegen.

Er wandte sich rasch ab, schritt dem Thore zu, und

nahm hier Abſchied von ſeinem Begleiter, der ihm noch nachrief: Zieh im Frieden hin, mein Sohn, wir werden uns wiederſehen, bis dorthin lebe wohl! Der Herr ſei mit dir! Drauf eilte er ſchnell zurück ins Kloſter.

Dieſer Mann, der ſich Albrechts nun ſchon zweimal ſo edelmüthig angenommen hatte, war bei den Bauern unter dem Namen des Vater Ulrich bekannt, und wurde von ihnen hoch verehrt. Er gehörte zu jenen Unglücklichen, welche damals, von Luthern und ſeinen Anhängern wegen abweichender Lehrmeinungen verſtoßen, von den Katholiſchen aber grauſam verfolgt, überall in Teutſchland, in der Schweiz und in den Niederlanden herumirrten. Dieſe Leute, die ſpäter noch mehr bekannt gewordenen Wiedertäufer, wurden als die Haupt-Urheber des Bauernkriegs angeſehen, und mögen in ihrer verzweifelten Lage wirklich auch manches dazu beigetragen haben, die Flamme des Aufruhrs zu nähren und zu verbreiten. Doch gab es unter ihnen auch viele, welche durch ihre Sitten-Einfalt, ihre ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an die, von ihnen als wahr erkannte, Lehre und die faſt unglaubliche Standhaftigkeit, womit ſie den grauſamſten Martern trotz boten, Achtung und Bewunderung verdienten.

Zu den letztern gehörte in höherem Grade auch Vater Ulrich, der nun auf den, vom Degenfelder ſo muthvoll vertheidigten, Vorſprung tretend, ernſt und ſchweigend ins Thal hinabblickte. Sein bleiches Antlitz zeigte Spuren ſchwerer Kämpfe und Schmerzen, und auch die ſchon völlig ergrauten, aber noch ſtarken Haare, die in dichten Locken über das Hinter-Haupt herab auf den ſchwarzen

Oberrock fielen, ſchienen hierauf hinzudeuten. Der Nacken war gebeugt und die Arme hingen ſchlaff herab, doch war das Gefühl, das jeden bei längerem Betrachten dieſer Geſtalt ergriff, eine mit Ehrfurcht gemiſchte Rührung, denn deutlich erkannte man aus ihrem ganzen Ausſehen, auch aus der hohen, runzelvollen Stirne, daß Vater Ulrich ſchon viel gelitten und ſchwer gekämpft habe, ohne dadurch darnieder gedrückt zu werden.

Eine Weile mochte er ſchon dageſtanden ſein, als ſich ihm einer der Bauern-Hauptleute ehrerbietig näherte und ſprach: Unſer jetziges Thun und Treiben ſcheint euch wenig zu gefallen, ehrwürdiger Vater?

Durchaus nicht, entgegnete der Greis, ich fürchte, wenn ihr ſo fortfahrt, wird Gott eure Sache verlaſſen und euch in die Hände eurer Feinde geben. Nicht alſo wird das Evangelium erkämpft, die blutige Saat muß blutige Erndte bringen, und dieſes tolle Spiel wird ſich ſchrecklich enden!

Ihr habt recht, ehrwürdiger Vater, entgegnete der Hauptmann, aber bedenkt nur auch, wie man uns bisher behandelte, denkt nur an euch ſelbſt. Dieſe Arme, die ſo ſchlaff herab hängen, wer hat ihnen die Spannkraft geraubt, und die ſonſt feſten Muskeln aus einander gezerrt? Wer hat eure Geſundheit zerſtört, wer euch vor der Zeit alt gemacht? Sind es nicht jene verruchten papiſtiſchen Henkersknechte, deren Foltern ihr ſchon zweimal erdulden mußtet?

Aber ernſt entgegnete ihm Vater Ulrich: Weißt du nicht, was geſchrieben ſteht in dem Evangelium, für

das du zu kämpfen vorgibst? mein ist die Rache, ich will vergelten! Willst du der Rache des Herrn den Weg vorzeichnen, oder vorgreifen seinem Grimme! Lasset uns kämpfen für die Wahrheit, und für sie auch den Tod nicht scheuen, das Geschäft der Rache gehört einem Höheren zu!

Was ihr für ein Mann seid, rief der Hauptmann aus, das reiche Erbe eurer Väter habt ihr dahin gegeben für die Wahrheit, ein Leben voll Glück und Ehre dem Worte Gottes geopfert! Seid ihr nicht ein Heiliger gegen jene schändlichen Kuttenträger, die vom Marke des Landes sich mästen!

Ich habe das Unvergängliche erwählt für das Vergängliche, entgegnete Vater Ulrich, und statt der Schätze, welche Motten und Rost fressen, mir einen Schatz erworben im Himmel, der nie verdirbt! Sehet zu, daß auch ihr solche Schätze erringet, und daß euch nicht der Böse bethöre mit vergänglichem Erden-Tand.

Ein Getümmel im Hofe unterbrach hier das Gespräch, Vater Ulrich ging mit dem Hauptmann hin, um zu sehen, was es gebe. Es waren Boten angekommen von Matern, Feuerbacher und Hans Wunderer, den Anführern des sogenannten christlichen Haufens, der meist aus Bauern des wirtenbergischen Unterlandes bestand. Diese beriefen die Lorcher eiligst zur Vereinigung mit ihrer Schaar, weil Kunde angelangt sei, von dem Herannahen des schwäbischen Bundes-Heeres, und es nöthig sei, sich zu sammeln, um vereint die drohende Gefahr bestehen zu können.

Das aber dünkte manchen, die das bisherige unerwartete Waffenglück berauscht hatte, seltsam und lächerlich, daß man vom Bunde noch etwas fürchte, und sie machten sich nach ihrer Art über ihn und die Besorgnisse, die er erregte, lustig. Der liegt zu Göppingen im Sauerbronnen, rief der eine, er hat das Bein gebrochen, der andere, und weiblich wurden diese Scherze belacht. Etliche sagten auch, es sei den Unterländern nicht recht Ernst, sonst hätten sie den Metzler mit seinem Haufen nicht aus dem Land getrieben und die Herren so glimpflich behandelt. Kurz, es schien, als wenn ein, für das allgemeine Beste gar verderblicher, Schluß gefaßt werden würde. Da trat Vater Ulrich auf, zeigte in kurzen nachdrücklichen Worten die Nothwendigkeit einer Vereinigung und nun beschloß man wirklich am nächsten Morgen abzuziehen. Nur einiges schlechte Gesindel blieb zurück, bis die Vorräthe des Klosters vollends ganz aufgezehrt waren und zog dann auch ab, nachdem es zuvor mit Verwüstung und Verbrennung der Kloster-Gebäude schändlichen Muthwillen getrieben hatte.

Dieß geschah zu Anfang des Maimonds im Jahre 1525, und der Wendepunkt des blutigen, verheerenden Bauernkrieges nahte heran.

Die Fürsten und Edeln hatten sich vom ersten Schrekken erholt, die schadenfrohe Selbstsucht, mit welcher Anfangs mancher von ihnen den Aufruhr in seines Nachbars Lande betrachtet hatte, machte immer mehr der Sorge für die eigene Sicherheit Platz, und sie erkannten, wie

nothwendig es sei, den gewaltigen Sturm mit vereinten Kräften zu bekämpfen.

Vor allen rüstete sich zu nachdrücklichem Widerstande der schwäbische Bund. Dieß war eine, seit sieben und dreißig Jahren schon in Schwaben bestehende, Vereinigung der meisten schwäbischen und auch einiger fremden Kreisstände, welche die Erhaltung des Landfriedens bezweckte, und deßwegen während ihrer sieben und dreißigjährigen Dauer mehrere Fehden bestand. Die letzte war der Kampf gegen die Bauern, die der schwäbische Bund um so leichter bezwang, da sie unter einander selbst uneinig waren, und es ihnen an einem tüchtigen Haupte fehlte zur Lenkung des ganzen Aufstandes, bei dem es nun höchst planlos und unzweckmäßig zuging. Später lähmte die religiöse Spaltung, die sich unter seinen Mitgliedern erhob, und die Eifersucht mehrerer von ihnen gegen Oesterreich, dem sie Schuld gaben, es suche diese Vereinigung nur für seine Zwecke zu benutzen, die Wirksamkeit des schwäbischen Bundes, und er war in der That schon längst aufgelöst, als er im Jahre 1535 auch dem Namen nach ein Ende nahm.

Als Albrecht nach Murrhard zurückkam, fand er dort seinetwegen alles in großer Bekümmerniß, man hatte erfahren, wohin er gezogen, und glaubte nun schon, er sei von den Bauern erkannt und ermordet worden.

Das war von euch ein tollkühner, unbesonnener

Streich, ſprach der alte Mönch zu ihm, eine Stätte zu beſuchen, wo euere Gefühle euch ſo leicht hätten verrathen können. Entweder habt ihr ſehr an euch gehalten, oder die Bauern waren mit Blindheit geſchlagen, daß ihr ſo unbeſchädigt davon kamt!

Keins von Beiden, ehrwürdiger Vater, entgegnete der junge Mann, ſondern jener Greis, der mich das erſtemal der Wuth der Bauern entriß, wurde auch dieſes Mal mein Retter.

Das iſt mir gar nicht lieb, ſagte kopfſchüttelnd Maternus, daß ihr ſo oft mit dieſem gefährlichen Ketzer zuſammen trefft. Hütet euch vor ihm, es iſt ein Teufel in Engels-Geſtalt verhüllt und er rettete nur darum zweimal euer Leben, damit er eure Seele deſto gewiſſer verderben möge!

Aber Albrecht dachte zu gut von ſeinem Retter, als daß er dem alten Mönche hätte Recht geben ſollen, er verſuchte es daher, den Wiedertäufer zu vertheidigen, Maternus jedoch fiel ihm in die Rede und ſprach finſtern Blickes: Das Gift, das wie Honig von des Ketzers Lippen träufelt, hat ſchon bei euch gewirkt, junger Mann, und darum müßt ihr ſo ſchnell fort aus dieſem einſamen Leben, hinaus ins Getümmel der Welt, da werdet ihr die ſchlimmen Worte des Wiedertäufers bald vergeſſen! —

Ich in die Welt, entgegnete der Jüngling, o laßt mich hier in dieſen ſtillen Mauern, da will ich meinem Schmerze leben und dem Angedenken an den Theuren, welchen ſo gräßlicher Frevel mir raubte, lang wird es

doch nicht dauern, denn ich fühle, der furchtbare Kummer hat meine innerſte Lebenskraft angegriffen.

Wie ihr nun wieder ſchwatzt, zürnte der Greis, lernt erſt, was herzzerreißender, lebenfreſſender Kummer heißt; ihr ſeid noch in der erſten Blüthe der Jugend, und eure friſche, ungeſchwächte Kraft wird bald des Schmerzens Heftigkeit überwunden haben. Nein, ihr müßt fort von hier, ſchnell fort, ſonſt geht ihr rettungslos unter! Hört meinen Vorſchlag. Ich gehe morgen ab zum bündiſchen Heere und ihr begleitet mich dahin; Georg Truchſeß, des Bundes oberſter Feldhauptmann, iſt mir wohl bekannt, und er gönnt euch auf meine Bitten gerne eine Stelle unter ſeinen Reiſigen.

Ihr ſcherzt, ehrwürdiger Vater, entgegnete der Jüngling, von früher Jugend auf im Kloſter erzogen, ſoll nun plötzlich ein Kriegsmann werden? Das geht nicht, das iſt unmöglich!

Wie, habt ihr euch denn nicht auch in allen ritterlichen Künſten geübt, hab' ich euch nicht früher im Kloſterhofe zu Lorch ein Roß tummeln, die Lanze werfen, und die gewichtige Armbruſt ſpannen ſehen, ſprach Maternus, zeigt, daß das nicht blos Kinderſpiel, daß es Vorübung war zum künftigen, ernſten Kampfe. Zum Kloſterleben iſts noch lange Zeit, verſuchts zuvor einmal in der Welt, ſeid ihr dann ihres Getümmels müde, wohl, dann mögt ihr euere alten Tage in den friedlichen Mauern eines Gotteshauſes beſchließen. Es iſt wirklich eine wilde, ſturmbewegte Zeit, und wer es noch vermag, der *thut wohl* daran, ſich zu waffnen zum Kampfe mit ihr,

daß er nicht untergehe in ihren brauſenden Wogen! Wollt ihr, den friſchen Jugend-Kraft durchſtrömt, euch auch wehrlos hinmorden laſſen, wie eure Kloſtergenoſſen zu Lorch? Habt ihr vergeſſen, daß nur darum Gott euch zweimal wunderbar errettete, damit ihr ein Werkzeug werden ſollet ſeiner Rache? Ja Rache heiſcht euer frevelhaft erſchlagener Abt, Rache euere ermordeten Brüder, deren Blut noch jetzt am Boden und an den Wänden des Heiligthums zu Lorch klebt. Rache! Rache! Euch aber gebührt es, ſie zu vollſtrecken, darum friſch auf, ergreift das ſcharfe Schwert, faßt die ſpitzige Lanze und raſtet nicht, bis ihr der Rache heilige Pflicht erfüllt.

Ein ſchwerer Streit erhob ſich, während der alte Mönch ſo redete, in Albrechts Herz, Wünſche, die tief in ſeiner Bruſt ſchliefen, erwachten mächtiglich, der Durſt nach Thaten, die Träume von Ehre und Ruhm, die in keines kräftigen jungen Mannes Buſen fehlen, ſtritten mit ſeinen, durch eine klöſterliche Erziehung und den faſt ausſchließlichen Umgang mit Mönchen erworbenen und befeſtigten, Anſichten von der Heiligkeit des Kloſterlebens, von dem erhabenen Berufe eines Mannes, der ſein Daſein ausſchließlich dem Dienſte der Gottheit geweiht hat. Der Abt Sebaſtian in all ſeiner geiſtlichen Würde und Hoheit, und die Ritter, deren der junge Mann in ſeinem Kloſter manche hatte kennen lernen, im Glanze rühmlicher Thaten, im blendenden Schimmer weltlicher Ehre traten einander gegenüber und vermehrten noch den Zwieſpalt in des Jünglings Herz.

Da ließ der Greis den Rache-Ruf erschallen, und die Geister der Gemordeten erschienen mit ihren weit klaffenden, blutigen Todes-Wunden vor Albrecht, ihre finstern, vom Schmerz verzerrten Blicke machten ihm stille Vorwürfe, daß er säume sie zu rächen. Er sprang auf, ergriff des alten Mönches Rechte, und rief: Es sei, noch bindet mich ja kein Gelübde, ich folge euch, führt mich zum Kampf, zur Rache!

Jetzt hatte der Greis gewonnen, die nun nöthigen, sehr eilfertig betriebenen Anstalten, um den Jüngling auszurüsten und für die morgige Reise alles wohl vorzubereiten, ließen ihn über den raschen Entschluß, welchen er ergriffen hatte, nicht weiter nachdenken, und als er spät Abends seine Lagerstätte aufsuchte, schloß bald ein tiefer Schlaf des Ermüdeten Augen.

Am früheſten Morgen weckte ihn der Greis, und noch lagen die Schatten der Dämmerung über dem Murrthale, als die beiden Wanderer schon zum Klosterthore hinauszogen.

Eine mit Filz gefütterte Stahlhaube bedeckte Albrechts Haupt, ein Panzer von Eisenringen umschloß seinen Leib, Schienen von Eisenblech schirmten die Füße, und an der Hüfte hing ein breites Schwert.

Auch der alte Mönch hatte die zur Reise unbequeme Kutte mit einem Reiter-Wamms vertauscht, einen Degen umgeschnallt, und ein einfaches Barett aufgesetzt, und so schritten beide rasch vorwärts bis auf die Höhe des Gebirges, wo ein Klosterknecht mit Pferden ihrer wartete, in dessen Gesellschaft sie nun die Reise fortsetzten.

Auf wenig betretenen Pfaden, meist durch Wälder, ging es weiter. Schweigend ritt Albrecht einher, in tiefe Gedanken versunken, über die schnelle Entscheidung seines Geschicks, gegen welche doch noch eine Stimme in seinem Innern sprach.

Da raschelte es plötzlich in dem Gebüsche, und heraussprang ein affenartiges Wesen, mit Lumpen bedeckt, die es mit Baumblättern seltsam ausgeschmückt hatte, im struppigen, verwirrten Haupthaare einen Kranz von Buchenzweigen tragend. Er hatte ein bloßes Messer in der erhabenen Rechte, und schoß wie wüthend auf den jungen Mann los, indem es schrie: Ha, du verruchter Abt, lebst noch, und willst noch einmal mit deinem Kreuze mir den Schädel einschlagen, bist gar wieder jung geworden, aber wart', dießmal sollst du mir nicht entkommen. Damit schwang es sein Messer gegen Albrecht, dessen Pferd aber über dem wunderlichen Anblick und den schrillenden Tönen des Wesens scheu geworden, einen Seitensprung machte, und so seinen Reiter rettete. Indeß hatte der Greis, seines Begleiters Gefahr schauend, seinen Degen gezogen und stieß ihn der Gestalt durch den Rücken, so daß diese mit einem gellenden Schrei zu Boden sank.

Durch den Schrei herbeigelockt, trat ein Köhler aus dem Gebüsche, dem rief der alte Mönch sogleich zu, was ist denn das dort für ein wundersames Wesen, das einem wilden Thiere gleich die Vorübergehenden anfällt?

Ach! entgegnete der Köhler, das ist ein armer Wahnsinniger, der vor etwa sechs Tagen zu mir kam, kläglich

wimmernd ob einer tiefen Kopfwunde, deren Spuren ihr noch deutlich sehen könnt. Mich jammerte sein, ich verband die Wunde und pflegte ihn. Seitdem hält er sich den Tag über hier im Walde auf, Nachts kehrt er heim zu mir. Er murmelt immer von einem Abte, der ihm den Schädel zerschlagen habe, und den er aufsuchen wolle, um sich an ihm zu rächen.

Jetzt wird mir der Sinn seiner Worte klar, sprach der Mönch, er sah euch, junger Mann, für den Abt an und ist gewiß niemand anders, als Judenhut der Schreiber, der von Abt Sebastian zu Lorch den schweren Streich empfing. Laßt uns ihn doch näher betrachten!

Es geschah, und der Knecht rief aus, ihr habt vollkommen Recht, ehrwürdiger Herr, s'ist kein anderer als der Judenhut, nun, dem ist recht geschehen, und ich rath' euch Landsmann, werft das Aas da nur in die nächste Waldschlucht, daß die Wölfe es fressen.

Nein, sprach Albrecht, der sich schaudernd weggewendet, und sein Pferd wieder bestiegen hatte, begrabt ihn ehrlich, Freund, und laßt auch einige Messen zum Heil der armen Seele lesen.

Dies sprechend, warf er dem Köhler etlich Geldstücke zu, und ritt weiter, seine beiden Begleiter folgten ihm.

Ohne weitere Abentheuer kamen alle drei am dritten Tage ihres angestrengten Ritts in Tübingen an, wo damals nicht nur die österreichische Regierung von Wirtenberg, sondern auch das Hauptquartier des Bundesheeres sich befand, indeß die Bauern, nachdem sie die Stadt

vergeblich zu gewinnen gesucht hatten, gegen Herrenberg gezogen waren.

Albrecht traf deßwegen hier ein großes Gewühl und Getümmel an; da putzten ein Paar Kriegsleute Wehr und Harnisch, dort schritten etlich andere stolz einher und betrachteten aufmerksam die Fremdlinge. Auf dem Marktplatze hielt eben ein Reitergeschwader, dessen Trompeter lustige Weisen bliesen, zu denen ein Theil der Krieger ein Lied erschallen ließ. Eine Menge Volkes stand um sie her, und unter ihnen erblickte Albrecht auch etliche Studierende der Hochschule, die sich durch ihre seltsame Tracht vor den Uebrigen auszeichneten.

Die Neuheit dieses Schauspiels fesselte des Jünglings ganze Aufmerksamkeit, und der alte Mönch, dies gewahrend, sprach lächelnd zu ihm: da habt ihr gleich ein Bild des Krieger-Lebens, vergleicht's einmal mit dem Klosterleben, und sagt mir dann, welches euch besser gefällt.

Albrecht wollte doch das erstere nicht ausschließend lobend, und begann so eben dem letzteren das Wort zu reden, als ein freudiges Getümmel unter den Zuschauern entstand, und der Mönch ihm zurief: Schaut einmal dorthin, da kommt Ritter Georg Truchseß, Freiherr v. Waldburg, herangeritten, ein Kriegsheld, der sich wohl dem tapfern Frondsberger an die Seite stellen darf.

Der Jüngling sah sich um und erblickte auf einem hohen, starken Streitrosse, dessen Stirne ein Silberschild mit scharfer Spitze zierte, einen großen, stattlichen Ritter. Rothe, weiße, gelbe und schwarze Federn schmückten

seinen stählernen Helm, den eine Helm-Mütze von den gleichen Farben bedeckte, über dem schwarzen, mit Silber künstlich eingelegten, Panzer trug er einen mit Gold und Silber durchwirkten Waffenrock, worauf das Wappen seines Geschlechts, eine Sonne nebst einem Doppeladler, und drei Löwen, zu sehen war, ein langes, breites Schwert klirrte an seiner Seite, indem er sein weißes Roß tummelnd unter Trompetenklang an seinen Kriegern vorbei ritt.

Er näherte sich unsern drei Reisenden, und Albrecht konnte nun auch sein Gesicht näher betrachten, aber die rauhen, wilden Züge wollten ihm nicht gefallen. Plötzlich erhob der Truchseß seine Stimme und rief dem alten Mönch zu: Willkommen, ehrwürdiger Herr, was führt euch hieher, ihr habt, wie ich höre, euer Kloster glücklich gerettet vor der Wuth jener tempelschänderischen Aufrührer-Rotte, die wir nun mit Gottes Hülfe bald zu Paaren treiben wollen!

Maternus, den Gruß erwiedernd, reichte dem Waldburger seine Briefschaften, welche dieser flüchtig durchlief, dann einen prüfenden Blick auf Albrecht warf, der diesem tief in die Seele drang. Euer junger Begleiter hier, sprach er, kann noch einen tüchtigen Kriegsmann abgeben, wenn er das mönchische Wesen und seine klösterliche Schüchternheit vollends abgelegt haben wird.

Hierauf, nachdem er alle drei einem seiner Begleiter empfohlen hatte, ritt er, noch einmal grüßend, weiter. Jetzt gingen die Reisenden in eine Herberge, welche sie aber, so bald sie sich ein wenig gelabt hatten, wieder

verließen, um sich in der Stadt umzusehen. Als sie durch den Schloß-Vorhof gingen, erblickten sie auf der Altane des Schlosses etliche Männer in Ritterkleidung und begierig forschte Albrecht nach ihren Namen.

Der dört, sprach Maternus, welcher vornen an der Ecke steht, und den Blick nachdenkend hinabsenkt, ist Wilhelm Truchseß, des Feldhauptmanns Vetter, derzeit oberster Statthalter des Herzogthums, ein guter Mann, aber kränklich und von schwacher Leibes-Beschaffenheit, neben ihm seht ihr den klugen, welterfahrnen Ritter Rudolph von Ehingen, der Bauern geschworenster Feind, denn sie haben ihm bei Weinsberg zwei Söhne erstochen. Derjenige, mit welchem er sich so angelegentlich bespricht, ist Doktor Beatus Widmann, ein hochgelehrter Rechtskundiger, der beim Erzherzog Ferdinand sehr in Gnaden ist. Hinter ihnen, wenn mich meine Augen nicht trügen, stehen drei andere Regiments-Räthe, Philipp von Rippenburg, Wolf von Hirnheim und Wolf von Gültlingen; etwas weiter rechts hin erblickt ihr den Konrad Thumb von Neuburg, er war einst des vertriebenen Herzog Ulrichs Liebling, ist aber von ihm abgefallen und hält jetzt zu Oesterreich.

Sie schritten weiter, beschauten das Schloß, stiegen von da in's Neckarthal hinab und kehrten erst spät Abends in ihre Herberge zurück, wo die Anstrengung der vorigen Tage den jungen Mann bald in einen festen Schlaf versenkte.

Der Trompeten schmetternder Ton und das laute Wirbeln der Trommeln weckten ihn am andern Morgen

früh, er eilte, ſich anzukleiden, war aber noch nicht fertig damit, als der alte Mönch herein trat und ihm zurief: Nun friſch munter, junger Kriegsmann, ihr werdet bald eure erſte Waffen-Probe ablegen dürfen; die Bauern haben Herrenberg erſtürmt und das dort befindliche Kriegsvolk, dem gemachten Vertrage zuwider, mißhandelt. Darob iſt der Truchſeß hoch ergrimmt, und hat das Heer ſchleunigſt aufgeboten, um die Empörer anzugreifen. Wenn's zum Streit kommt, ſo haltet euch wacker, ſchaut der Gefahr nur unverzagt ins Auge, den Feigen trifft der Tod ſo gut als den Tapfern, aber jenen trifft er in ſeiner Schmach, dieſer fällt in der Blüthe ſeines Ruhms. Daran gedenket und an der gerechten Rache heilige Pflicht und eilet ohne Zagen in den Kampf; fallt ihr, ſo habt ihr nicht umſonſt das junge Leben geopfert!

Eine Thräne glänzte in des Greiſen Augen, als er ſeine Rede endete und auch Albrecht war ſichtbar bewegt, es ſtand eine Weile an, bis er ſich wieder ſammelte und nun dem Mönche antwortete:

Verlaßt euch d'rauf, ehrwürdiger, väterlicher Freund, daß ich mich des tapfern Feldherrn, unter dem ich diene, und des ſieggewohnten Heeres, dem ich nun angehöre, nicht unwürdig erweiſen werde. Hab' ich nun einmal dem Rufe meines Geſchicks folgend, den Kriegerſtand ergriffen, ſo will ich auch kein ſchlechtes Mitglied deſſelben ſein, das Leben ſchätz' ich gering und der Anblick jener frevelhaften Rotten, welche zu bekämpfen ich jetzt ausziehe, wird meinen Muth ſtählen im Augenblicke der *Gefahr*!

Das ist brav von euch gesprochen, mein Sohn, erwiederte der Greis, kräftig des Jünglings Rechte schüttelnd, innig freuen soll mich's, wenn ich Rühmliches von euch vernehme. Doch nun hinab, ich höre schon den Klang der Trompeten von des Waldburgers Reiterschaar, zu welcher ihr stoßen sollt. Sie eilten hinunter, und indeß Albrecht sich vollends waffnete und sein Roß bestieg, hatte der Greis einen Becher mit warmem Meth gefüllt, den reichte er nun dem jungen Mann und rief munter, freilich aber mit nur mühsam unterdrückter Rührung: Auf glückliche Kriegsfahrt, junger Reitersmann! Albrecht trank, wandte dann sein Roß, noch einmal den Mönch grüßend, und ritt eiligst zu den schon seiner harrenden Genossen.

Jetzt ging es frisch zur Stadt hinaus, auf dem breiten Heerwege Herrenberg zu. Etliche Bauern, die sich, um zu plündern, zu weit von der Stadt weggewagt, wurden niedergehauen, und einen Kanonenschuß weit von Herrenberg machten die Reiter halt.

Der Truchseß selbst ritt mit etlichen Feldhauptleuten und Reitern weiter vor, um die Stellung der Bauern zu untersuchen, und es machte dem jungen Kriegsmann nicht wenig Muth, als er diese kleine Schaar so ruhig unter dem Geschütz- und Gewehr-Feuer der Bauern dahinreiten sah. Diese hatten sich übrigens auf den Bergen hinter der Stadt so vorsichtig gelagert, daß man, um sie anzugreifen, zuvor das Schloß hätte erstürmen müssen, was aber ohne Geschütz und Fußvolk sehr schwierig erschien.

Truchſeß befahl alſo dem Heere ſich zu lagern und erwartete ungeduldig ſein Fußvolk.

Dieſes aber kam erſt ſpät Abends heran und zwar in einer gar üblen Stimmung, mit der einmüthigen Erklärung, es würde durchaus nicht eher fechten, als bis man ihm den, wegen des Leipheimer Siegs verſprochenen, doppelten Monats-Sold ausbezahlt hätte. Das gab dann einen langen Aufſchub, man mußte mehrmals nach Tübingen ſenden und die Nacht war hereingebrochen, ehe man die Truppen zufrieden ſtellen konnte.

Indeß zogen die Bauern ab und lagerten ſich bei Böblingen, ein See deckte ihren linken Flügel und rechts ſchützte ſie ein dichter Wald vor dem Angriff der Reiterei, ihr Geſchütz aber war auf einem Berge hinter dem Böblinger Schloß ſehr vortheilhaft aufgeſtellt.

In dem Kriegs-Rath, den Truchſeß, der den Bauern eilends nachgezogen war, nun hielt, waren deßwegen auch viele Stimmen gegen den Angriff und glaubten, man ſolle ſich lieber etwas zurückziehen und erwarten, ob nicht die Bauern alsdann, im Uebermuthe des vermeinten Sieges, ihre vortheilhafte Stellung verlaſſen würden. Aber der Oberfeldherr ſelbſt drang auf ſchleunigen Angriff und ſo wurde dann endlich beſchloſſen, die Schlacht zu eröffnen.

Zuerſt ſtürmte das Fußvolk Böblingen, auf deſſen Schloſſe nun die beſten Schützen nebſt etlich Stücken aufgeſtellt wurden, die unter den Bauern ſo bedeutenden Schaden anrichteten, daß dieſe beſchloſſen, einen Verſuch *zu* machen, ob ſie die Stadt nicht wieder erobern könnten,

und deßwegen eine dreitausend Mann starke Schaar vom Berge herab schickten. Ungeduldig hatte Truchseß auf diesen Augenblick gewartet, kaum sah er nun die Feinde auf dem Blachfelde sich ausbreiten, so rief er: Jetzt sind sie unser, vorwärts meine tapfern Reiter! Und nun gings unter lautem Geschrei auf die Bauern hinein. Ihr Geschütz erdonnerte, da und dort sanken Reiter und Rosse getroffen nieder, aber Vorwärts! Vorwärts! tönte es von allen Seiten, und ehe die Bauern ihr Geschütz zum zweiten Male losfeuern konnten, waren des Waldburgers Reiter mitten unter ihnen.

Albrecht war, vom raschen Anlauf der Stürmenden mit fortgerissen, fast ohne zu wissen wie, in den dichtesten Haufen der Feinde gerathen, wo er nun, die blinkenden Hellebarden, die auf ihn gerichtet waren, erblickend, wacker um sich hieb. Brav! junger Kämpe, tönte es plötzlich hinter ihm, nur tüchtig drein gehauen, die Hunde von Bauern werden nicht mehr lange Stand halten.

Es war Georg Truchseß, der bald da, bald dort im Getümmel aufmunternd und helfend erschien, nun aber von den Bauern erkannt, in große Gefahr gerieth. Das ist der Truchseß, riefen sie, der Bauern-Jörg, auf den geht los, stecht ihn vom Rosse, schlagt ihn zu Boden! und drangen wüthend auf ihren Todfeind ein. Aber zischend flog des Waldburgers gute Klinge im Kreise umher und Albrecht deckte tapfer seinen Rücken, die Bauern begannen zu weichen, schon schien die Gefahr vorüber, als plötzlich eine neue Schaar heranzog.

Dies waren zweihundert und vierzig Stuttgarter,

ſtarke, muthvolle Männer, wohlgerüſtet zu Schutz und Trutz; ſie befehligte Matthäus Gerber, ein Krieger von ungewöhnlicher Kraft und Größe; er hatte einſt dem Herzog Ulrich von Wirtenberg als Leibtrabant gedient, und nun führte er die, der Stadt Stuttgart von den Aufrührern durch ſchwere Drohungen abgenöthigte, Hülfsſchaar dem Bauern-Heere zu. Doch ging ſein Rath auf friedlichen Vertrag, und als er überſtimmt wurde, beſchloß er mit ſeinen Leuten abzuziehen.

Da begann die Schlacht, lange ſah Mätthäus Gerber ihr ruhig zu, als aber die Bauern wichen, vermochte er ſich nicht länger zu halten.

Das iſt ein Lumpenvolk, rief er, kommt Kameraden, laßt uns den Reitern dort zeigen, daß wir Kraft und Muth genug haben, ſie zu beſtehen.

Mit jubelndem Beifall nahmen die Stuttgarter ſeine Rede auf, ſie ſenkten die Lanzen und rückten in ſchnellem Laufe vorwärts. Georg Truchſeß, wähnend, er habe hier ſo leichtes Spiel, als bei den Bauern, ritt mit wenig Reitern, die ſich indeß wieder um ihn geſammelt hatten, raſch auf ſie los, aber Mätthäus Gerbers mächtiger Speer durchbohrte ſeines Roſſes Bruſt, niederſtürzte es, mit ihm der Feldherr. Ueber ihn her fielen die Feinde, die Reiſigen, ihn zu ſchirmen, ſprangen von den Roſſen, und ſchloßen einen Kreis um den vom Sturz betäubten Ritter.

Ein wüthendes Handgemenge entſtand, blutig ſanken nach einander die meiſten Reiſigen neben ihrem Anführer auf den Boden, nur wenige noch ſtanden, unter

ihnen Albrecht, da fiel ein gewaltiger Kolbenschlag auf seine Stahlhaube, und sinnlos stürzte auch er nieder. Aber indeß war Hülfe gekommen und die Stuttgarter, die sich schon siegreich wähnten, wurden umringt, sie aber standen fest wie Mauern, schrecklich wurden ihre Reihen gelichtet, sie wichen nicht, leer von Bauern war das blutbenetzte Schlachtfeld, nur sie noch kämpften, selbst Truchseß mußte ihren tapfern Widerstand bewundern. Ergebt euch, rief er ihnen zu, eure Genossen alle sind entflohen, ihr sollt ehrliche Bedingungen erhalten!

Nur auf freien Abzug hin lassen wir vom Kampfe ab, sonst wollen wir alle hier als tapfere Männer fallen, entgegnete ihm Mätthäus Gerber.

Das wäre Schade, entgegnete der Truchseß, nein! Ihr sollt haben, was ihr begehrt! Ihr seid ja Stuttgarter, wie ich an eurem Banner sehe, und ich weiß, ihr schloßet euch nur gezwungen den Empörern an! Der Kampf hat ein Ende, rief er dann seinen Leuten zu, steckt die Schwerter ein! Es geschah und die Stuttgarter zogen ungehindert ab, aber bei achtzig ihrer Mitstreiter ließen sie auf dem Schlachtfelde zurück und mancher Verwundete wankte mühsam, von seinen Genossen unterstützt, dem Zuge nach.

Albrecht war indeß in des Feldherrn Zelt gebracht worden, und als er erwachte, sah er den Truchseß selbst an seinem Lager stehen; freudig rief dieser, als er die Augen wieder aufschlug: Nun, Gott sei gedankt, daß ihr noch lebt, es hätte mir recht weh gethan, einen so wackern jungen Kämpen so schnell zu verlieren; und dem Retter

meines Lebens nicht einmal danken zu können! Freut euch, wir haben einen vollständigen Sieg davon getragen, die Empörer fliehen nach allen Seiten hin!

Dafür sei Gott gedankt, sprach sich erhebend mit schwacher Stimme der Jüngling, sank aber gleich wieder auf sein Lager zurück, und schloß aufs Neue die Augen.

Truchseß erschrack, der Arzt aber beruhigte ihn, das sei nur Folge der furchtbaren Erschütterung, die der Jüngling durch den Schlag erlitten, Ruhe und stärkende Mittel würden ihn bald wieder herstellen. Der Feldherr verließ also das Zeit und etliche Stunden später war das Heer schon auf dem Marsche nach Stuttgart, wobei immer noch Gefangene, die sich in den Schluchten und Wäldern versteckt hatten, eingebracht wurden.

Ungeduldig hatte Albrecht zu Stuttgart seine Wiedergenesung erwartet, während Truchseß Wirtenberg siegreich durchzog und die erschrockenen entmuthigten Empörer sich überall widerstandlos unterwarfen. Kaum vermochte er die Sturmhaube wieder auf dem Haupte zu tragen, so eilte er auch sogleich dem bündischen Heere nach.

Zu Heilbronn traf er einen Reisigen desselben, in dessen Gesellschaft er seine Reise zum Waldburger fortsetzte. Der Reiter erblickte kaum die Brücke, bei welcher die Straße sich rechts hin wendete, so rief er dem Jüng-

ling zu, jetzt merkt auf, bald werdet ihr sehen, wie der Truchseß über die Empörer Gericht hält!

Mit gespannter Erwartung blickte der Jüngling vorwärts, noch einige Schritte, und vor ihm lag die Stadt Weinsberg, mit zertrümmerten Mauern, brennend an allen Enden und Ecken. Ein heftiger Wind fuhr sausend in das Feuer und fachte es noch stärker an, so daß es bald in vereinter Lohe hoch empor loderte, bald, wenn der Sturm darein sauste, mit getheilten Flammen auf verschiedenen Seiten hinaus schlug. Die Luft war mit fliegenden Feuerbränden angefüllt, die da und dort in den Gärten und Weinbergen bei der Stadt niederfallend, den Gräuel der Verwüstung auch hieher trugen.

Wild schnaubten die Rosse der Reisigen, durch den Glutrauch, welcher von der Stadt herwehte und ihnen einzelne Funken entgegenführte, erschreckt, und nicht Zuruf, nicht Sporen vermochten sie weiter zu bringen.

Die Reiter wandten sich daher seitwärts, von der Straße ab, durchritten den mit Erlen eingefaßten klaren Bach und näherten sich so dem Abhang der Berge, wo sie nun vor der Flamme gesichert, ruhig weiter reiten konnten.

Hier aber eröffnete sich ihnen ein neues furchtbares Schauspiel; vor ihnen lag ein Dorf, wo aus dem schon halberloschenen Feuer die schwarzen Brandstätten hervorschauten, von denen hie und da noch dichter Qualm aufstieg.

Das ist Ellhofen, sprach der Reiter; weiter hin, wo die Reben-Hügel so trübe durch den Rauch hindurch

ſchimmern, ſeht ihr Grantſchen in Flammen ſtehen, da gab's köſtliche Beute, einen trefflichen Wein, der gleich hiſpaniſchem Sekt mundete! Auch Sulzbach und Willſpach, tiefer hinten im Thale brennen, wie ihr aus den düſtern Wolken dort an den Bergen ſehen könnt! Doch, da ſind wir ja ſchon an Ort und Stelle. Schaut, da breitet ſich das Lager vor uns aus, und wenn ich nicht irre, reitet der Feldhauptmann auf uns zu.

So war es auch und mächtig klopfte des Jünglings Herz, als er den Truchſeß erblickte, der ſein Roß ſchneller antreibend, ihnen entgegen ritt und ihn mit einem kräftigen Handſchlag grüßend, ſprach: Willkommen hier, mein braver junger Kämpe, ihr kommt zu rechter Zeit, bisher gab's wenig Schwerthiebe, jetzt aber wollen wir gegen die Odenwälder und die fränkiſchen Bauern zieh'n, die mit ungebeugtem Trotz unſrer ſpotten, wenn nicht das Schreckens-Gericht, das ihr hier ſchauet, ihren Muth ebenfalls bricht.

Sie ritten mit einander ins Lager, wo der Truchſeß den Jüngling in ſeinen eigenen Gezelten aufnahm, und ſich dieſer von ſeinem angeſtrengten Ritte erholte.

Als er wieder aus dem Zelte trat, ſank die Sonne ſchon hinter die Berge, über die Niederungen lagerte ſich abendliches Dunkel, nur die Bundesfahne flatterte noch vom Winde hin und her bewegt, auf dem mittleren Thurme der Weinsberger Feſte im feuerfarbenen Abendlichte. Das Feuer der brennenden Stadt erloſch allmälig, man hörte da und dort die ausgebrannten Gebäude praſſelnd zuſammen ſtürzen, und ſchauerlich leuchteten durch

die ſtets zunehmende Dunkelheit hie und da noch gloſtende Balken und Trümmer. Schweigend, in tiefes, düſteres Sinnen verloren, ſtand Albrecht da. Dies alſo, ſprach er bei ſich ſelbſt, heißt gerechte Strafe! Alſo muß der Unſchuldige leiden mit dem Schuldigen, einen Frevel, verübt von etlich Buben, muß ein ganzes Geſchlecht büßen! Was hat denn der zitternde Greis, was das ſchwache Weib, was der wehrloſe Knabe verbrochen, daß man auch ſie austreibt aus der theuren Heimath, auch ſie hinaus ſtoßt in die Fremde, wo die Geächteten kein gaſtfreundliches Haus aufnehmen wird? O daß mich das Geſchick aus den friedlichen Kloſter-Mauern vertrieb! Du haſt es gut gemeint, Vater Sebaſtian, als du mich warnteſt vor der Welt, als du den heißen Drang des Jünglings nach ihr bekämpfteſt! — Doch der Wurf iſt geſchehen, der Mönch hat die wollene Kutte mit einem Eiſenpanzer vertauſcht, und mit ſich fort reißt ihn der Ereigniſſe gewaltiger Strom!

Aber bei Gott! Nie ſoll unſchuldiges Blut dieß Schwert beflecken, rein ſollen dieſe Hände bleiben vom Raube fremden Gutes! Keine Wittwe ſoll mich anklagen vor deinem Throne, Allmächtiger, daß ich im ungerechten Kampfe ihr den Gatten erſchlagen, kein Waiſe ſoll mir fluchen, daß ich ihr den Vater raubte!

Der Jüngling hatte dieſe letzten Worte laut geſprochen, und kaum ſchloß er den Mund, ſo erklang neben ihm eine rauhe Stimme: was habt ihr denn, daß ihr ſo in die Nacht hinaus ſchreit, ich glaube, ihr haltet die Feuerſtreifen auf der Brandſtätte dort für Geſpenſter!

Kommt lieber mit in des Feldherrn Zelt, wo man eurer beim festlichen Mahle wartet.

Der junge Mann folgte seinem Führer, ein lautes, rauschendes Fest beschloß den Tag, und nur wenige Stunden der Ruhe waren dem Jünglinge vergönnt; denn kaum erhob sich die Sonne über das Waldgebirge, so brach auch schon das Bundes-Heer auf. Ueber Heilbronn ging der Marsch ins Kraichgau, wo man aber des Widerstands ebenfalls gar wenig fand, und, fast ohne das Schwert gezogen zu haben, Abends im Städtlein Fürfeld einzog.

Hier sollte den andern Tag Gericht gehalten werden über mehrere Aufrührer, die man in den letzten Tagen gefangen hatte, und schon Vormittags ertönte das Wirbeln der Tommeln und das Schmettern der Trompeten, das die bündischen Krieger und die Bewohner des Städtchens zum schauerlichen Schauspiele rief.

Auch Albrecht mischte sich unter die neugierige Menge, von einem dunkeln, ihm nicht erklärlichen Gefühle getrieben, dem eine innere abmahnende Stimme vergebens widersprach. Der Strom der Menschen riß ihn mit sich fort vor das Thor des Städtchens, wo er aus der Mitte eines von Kriegern gebildeten Kreises von Ferne schon Rauch emporsteigen sah. Herzzerreißende Klagetöne schallten ihm, als er näher kam, entgegen, und bei dem Kreise angelangt, sah er einen Ring von Holzstößen aufgeschichtet, in dessen Mitte an einer eisernen Kette, die sich um einen eichenen Pfahl schlang, ein Mensch angefesselt war. *Heulend* bewegte er sich in dem engen Raume innerhalb

der Holzstöße, die auf allen Seiten immer mächtiger hervorbrechenden Flammen trieben ihn unaufhörlich umher, je gewaltiger sie empor schlugen, desto gräßlicher tönte sein Jammergeheul, desto seltsamere Sprünge machte er; zuletzt verhüllten ihn Flammen und Dampf, aus denen er nur zuweilen noch seine Arme hervorstreckte, sein Geschrei wurde zu einem immer leiseren Wimmern, endlich hörte es ganz auf, der Unglückliche hatte ausgelitten.

Es war der Pfeiffer, welcher bei der Weinsberger Mezelei aufgeblasen hatte, und dessen qualvolle Hinrichtung nun das Mordspiel eröffnete. So bald er todt war, zogen die Kriegsleute ab, die Menge folgte ihnen, und so gings auf den Marktplatz.

Hier saß finstern Blickes Georg Truchseß, neben ihm die Blutrichter, hinter seinem Stuhle aber stand in einen rothen Mantel gehüllt, unter dem die wohlgeschliffene Spitze eines breiten Schwertes hervor blitzte, Berchtold Aichelin, des schwäbischen Bundes geschworner Profos und Nachrichter.

Es war dieß ein Mann von mittlerer Größe, ziemlich wohlbeleibt, ein schwarzer, dichter Bart beschattete seine hochrothen vollen Wangen, sein krauses Haupthaar hatte die gleiche Farbe, die dunkeln, kleinen Augen schossen schadenfrohe Blicke unter den buschigen Braunen hervor, und um die rothen Lippen schwebte ein verzerrtes Lächeln; das ganze Aussehen erfüllte den ihn Anblickenden mit einem geheimen Grauen, die frische Farbe seines Gesichts schein des Bluts, das er schon vergossen hatte, und die ganze, wohl genährte Gestalt sah aus, als ob sie mit

dem Fette der Unglücklichen, die ſein Schwert hinſchlachtete, gemäſtet wäre. Er hatte ſich durch ſein Wüthen gegen die Wiedertäufer früher ſchon einen gefürchteten Namen erworben, und jetzt badete er ſeine Hände in dem Blute der Empörer, von denen über Tauſend durch ſein Schwert fielen.

Kaum hatte Albrecht Zeit gehabt, ihn näher zu betrachten, als der Kreis ſich öffnete und etliche Gefangene hereingeführt wurden. Die Richter fragten ſie mancherlei, wovon aber der junge Mann wenig verſtand, dagegen ſah er deutlich, wie des Nachrichters Züge immer freundlicher wurden, wie er das Schwert unruhig hin und her bewegte, und zuletzt auf des Waldburgers Wink hervor ſprang. Jetzt ſanken die Gefangenen laut aufſchreiend und die Hände empor ſtreckend auf die Knie; aber dreimal durchfuhr Aichelins Schwert die Luft, und drei Häupter flogen von den Rümpfen herab, die nun mit reichlichem Blutſtrome den Boden benetzten.

So gings mit noch mehreren, und ſchon wollte Albrecht ſich entfernen, als er neben ſich rufen hörte, dort bringen ſie den Eiſenhut, den Erzketzer! Er ſchaute um ſich, und erkannte in dem Gefeſſelten ſeinen Retter, den Vater Ulrich. Bebend vor Entſetzen ſtand er da, er vernahm lange nichts von dem, was in dem Kreiſe geſchah, denn immer meinte er, den letzten Angſtruf des Wiedertäufers zu hören; da klang ihm plötzlich des Waldburgers laute Stimme in die Ohren: Den Erzketzer hier verwahrt mir gut, den müſſen wir nach Stuttgart *ſchicken!*

Hiemit hatte das Blutgericht ein Ende, die Verſammlung ging auseinander, vielfach bewegt, je nachdem Schrecken, Haß oder Mitleid in den Gemüthern der Anweſenden herrſchend waren. Auch Albrecht begab ſich in ſeine Herberge, wo er in trübes Nachdenken verloren da ſaß, als ſich plötzlich die Thüre öffnete, und ein alter Kriegsmann herein trat. Verzeiht, ſprach er, daß ich euch ſtöre, aber die Sache iſt dringend. Ich ſah an euch dieſen Vormittag, als Vater Ulrich, den ſie hier Eiſenhut nennen, in den Kreis geführt wurde, Zeichen unverſtellter Theilnahme an dem Schickſal des ehrwürdigen Greiſes, den auch ich über Alles verehre und hochachte; da dacht' ich denn, du wagſt's einmal, und gehſt zu dem jungen Herrn, ob er dir vielleicht nicht behülflich iſt, den Vater Ulrich von dem ſchmählichen Tode, der ihm droht, zu retten.

Zu retten! rief aufſpringend der junge Mann, iſt das möglich! O dann ſeid ihr mir ein Bote Gottes, denn eben dacht' ich traurig darüber nach, daß ich den edeln Mann hülflos in den Klauen ſeiner Henker laſſen müſſe.

Beſitzt ihr Muth und Entſchloſſenheit genug, um für ſeine Rettung etwas zu wagen, ſo vermögen wir ſie mit Gottes Hülfe wohl zu vollbringen.

Blut und Leben wag ich dran! entgegnete Albrecht, und der Kriegsmann fuhr fort: Ich habe nachgeforſcht, wo Vater Ulrich gefangen ſitzt, und es auch leicht erfahren. Sie haben ihn wohl verwahrt nach ihrer Mei-

nung, sein Gefängniß hat sechs Fuß dicke Wände, doppelte eiserne Gitter und Thüren.

Und dennoch sollten wir ihn daraus retten können, unterbrach ihn der junge Mann, wie ist das möglich?

Eins haben sie nicht bedacht unter dem Thurme hin führt, wie ich als geborner Fürfelder gar wohl weiß, ein Kanal, bestimmt, wenn man feindliche Angriffe fürchtet, den Bellinger Bach in den Stadtgraben zu leiten; er ist gewöhnlich fast ganz trocken, und nur sein Boden mit etwas Schlamm und Wasser bedeckt. Gerade über ihm ist Vater Ulrichs Kerker, das Mauergewölbe besteht aus Backsteinen, und ist hie und da schadhaft, mit guten Werkzeugen und jugendlicher Kraft also wohl zu durchbrechen, dann hat man Nichts mehr zu thun, als eine der Steinplatten des Fußbodens im Gefängnisse aufzuheben, und der Weg zur Rettung ist gebahnt.

Das Geschäft übernehm' ich, entgegnete Albrecht, verschafft mir nur tüchtige Werkzeuge, und haltet euch dann außerhalb der Stadt bereit. Doch wohin uns retten?

Dafür laßt mich sorgen, sprach der Kriegsmann, ich weiß mehr denn einen sichern Zufluchtsort für uns in der Gegend hier herum.

Wohlan, sprach Albrecht, so wollen wir mit Gott die That beginnen, jetzt aber laßt uns, so lange es noch tagt, die Lage und Beschaffenheit des Thurms genauer betrachten.

Sie giengen ab, und in der Nacht erst kam der

Jüngling zurück, blos um etwas Speise zu sich zu nehmen, worauf er sich sogleich wieder entfernte.

Indeß saß in seinem dunklen, feuchten Kerkerloche Vater Ulrich ohne Hoffnung zur Rettung da, entschlossen dem Märtyrer-Tode, den er schon längst erwartete, mit Standhaftigkeit entgegen zu gehen.

Alles um ihn war still, nur je zuweilen schwirrte eine Fledermaus an ihm vorüber. Endlich jedoch vernahm er ein fernes dumpfes Geräusch, er horchte, es schien unter ihm zu sein, bald fühlte er, wie der Fußboden seines Kerkers erschüttert wurde, Steine stürzten mit dumpfem Getön in die Tiefe, immer lauter wurde das Geräusch, es kam immer näher, endlich bewegte sich eine der Bodenplatten; noch erwartungsvoller lauschte der Greis, da ward auf einmal die Platte aufgehoben, und durch die enge Oeffnung hindurch arbeitete sich eine Gestalt, in welcher der Wiedertäufer bald Albrecht erkannte.

Welch' neue Unbesonnenheit treibt dich, gleich einem Geiste der Unterwelt, empor zu steigen aus der Tiefe und in meinen engen Kerker gewaltsam einzudringen, verwegener Jüngling? sprach der Greis.

Retten will ich euch, rief der junge Mann, zweifacher Retter meines Lebens, her mit den Händen und Füßen, daß ich sie von der Last der Ketten befreie.

Aber Vater Ulrich zauderte! bist du gesendet vom Herrn, oder bist du nur ein Versucher, der die schon aufgegebene Lebens-Hoffnung in mir wieder anfachen soll? sprach er, indeß Albrecht schon seine Rechte ergriffen hatte, und emsig d'rauf los feilte. Nein dieses offene

Antlitz kann keine Larve des Böſen ſein, und darum folg ich dir. Freilich hofft' ich ſchon, die Bluttaufe erſtehen zu dürfen, die mich gereinigt zum Himmel erheben ſollte! Doch will es Gott, daß ich noch länger hienieden wirken ſoll für ſeine heilige Lehre, ſo ſei es, der Wille des Herrn geſchehe!

Indeß wurde der Greis von den Ketten befreit, und folgte nun ſeinem Retter, der ihn, ohne daß ihnen ein Unfall zuſtieß, glücklich an den Platz brachte, wo der Kriegsmann ihrer wartete.

Jetzt ging es raſch fort durch die dunkle Nacht, und als der Morgen graute, ſahen ſie ſchon den Heuchelberg mit ſeiner weit hin ſichtbaren Warte vor ſich liegen. Zieht euch links hin, junger Herr, rief nun der Krieger Albrecht zu, dort hin gegen den Wald, haben wir nun einmal dieſen im Rücken, ſo ſind wir geborgen.

Sie drangen in das Dickicht ein, aber Vater Ulrich wurde mit jedem Schritte matter, endlich ſprach er mit ſchwacher Stimme: Laßt mich hier, meine Freunde, und ſuchet euch nur ſelbſt zu retten, ich kann nicht weiter!

Aber einſtimmig riefen beide: Wir verlaſſen euch nicht, und ſollt' es uns das Leben koſten! Hierauf den Greis mehr tragend als führend, gelangen ſie an eine lichte Stelle im Walde, wo unter mächtigen Felsblöcken ein klarer Quell hervorſprudelte, und wo ſie nun den Greis auf den weichen, mooſigten Raſen niederlegten.

Er ſchien zu ſchlummern, doch ſeine Lippen bewegten ſich; endlich ſchlug er die Augen wieder auf, erhob ſich, und begann mit verklärten Blicken: Die Scheideſtunde

naht! Geendet iſt des müden Pilgers Lauf! Siehe des Himmels Pforten öffnen ſich, ein Lichtglanz ſtrömt hernieder vom Thron des Ewigen, hell leuchten um ihn, gleich Sonnen, im Blutgewande die heiligen Märtyrer! Sie winken mir, ich komme!

Er ſank zurück, das Leben entfloh den blaſſen Lippen, der Athem ſtockte, Vater Ulrich hatte geendet.

Noch knieten ſeine Begleiter betend neben der Leiche, als rauher Stimmen wilder Klang ſie aufſchreckte, ein Bewaffneter drang durch's Gebüſch, hieher, rief er, hier liegt der Erzketzer!

Zugleich wollte er den Leichnam faſſen, doch Albrecht erhob den knotigen Stab, den er in ſeiner Rechten trug, und traf ihn ſo kräftig, daß er vorwärts ſtürzte. Den Augenblick darauf aber ſah er ſeinen Genoſſen mit dem Rufe: Rettet euch! ins Geſträuch ſpringen, fühlte ſich von kräftigen Fäuſten rücklings umfaßt und niedergeworfen.

Einige Stunden ſpäter ſtand der junge Mann gefeſſelt vor dem Waldburger, der ihn finſtern Blicks mit zorniger Stimme alſo anredete: Welcher Wahnſinn trieb dich, du thörichter Jüngling, den Erzketzer der gerechten Strafe zu entziehen? Fürwahr, wär' ich dir wegen der Böblinger Schlacht nicht ſo hoch verpflichtet, ſchon hätte Aichelins Schwert deinem Leben ein Ende gemacht. Doch nun will ich zuvor noch hören, was du zu deiner Entſchuldigung vorzubringen haſt!

Ich brauche mich nicht zu entſchuldigen wegen einer That, welche mir die Dankbarkeit gegen meinen zweima-

ligen Lebensretter zur heiligſten Pflicht machte, entgegnete ruhig Albrecht.

Heilige Pflicht — Dankbarkeit — ſprach der Truchſeß, wußteſt du nicht, daß der, den du ſo frevelhaft den Händen ſeiner Richter entriſſeſt, ein verruchter Ketzer war.

Ketzer oder nicht, antwortete Albrecht, ich dankte ihm mein Leben, und freudig geb' ich's hin, da ich ihn erretten konnte aus den Mord-Krallen eures blutdürſtigen Henkers!

Ha! Bube, du trotzeſt zu viel auf meine Dankbarkeit, ſchrie aufſpringend der Waldburger, ſo zieh' dann hin und büße deinen Trotz und Frevel! Er winkte, und Albrecht wurde zur Hinrichtung abgeführt.

Kaum war er fort, als eilends ein Kriegsmann hereintrat, und dem Truchſeß meldete, der Reitersknecht, den dieſen Morgen Albrecht niedergeſchlagen, begehre ihn vor ſeinem nahen Ende zu ſprechen. Der Feldherr folgte dem Boten, und ſtand bald vor dem Lager des ſchwer Verwundeten, welcher kein anderer war, als der Knecht Hans, der, da ſich die Umſtände der Bauern verſchlimmerten, ſie verlaſſen hatte, und beim bündiſchen Heere, wo man damals jeden Kriegsmann gerne aufnahm, ohne lange zu forſchen, woher er käme, in Dienſte getreten war.

Schwachathmend begann der Sterbende: Ich habe euch ein wichtiges Geheimniß zu entdecken, das dieſes Pergament hier, welches ich aus dem Brande des Lorcher *Kloſters* rettete, bekräftigen wird, Albrecht iſt der Sohn

des ermordeten Abts Sebaſtian und der Marie von Stauffeneck.

Was ſagſt du? rief erſtaunt der Truchſeß, entfaltete ſchnell das Pergament, und hatte es kaum flüchtig durchleſen, als er gebot, den jungen Mann eiligſt herbei zu rufen.

Er erſchien, vom Richtplatze weg hatte man ihn geholt, der Waldburger fragte ihn: Kennſt du den Menſchen hier?

Warum nicht! war die Antwort! das iſt Hans, unſer ehemaliger Kloſter-Knecht, der Abt Sebaſtian hielt immer viel auf ihn, er aber hat deſſen Vertrauen ſchändlich betrogen.

Ach! leider ja, ſprach der Knecht mit ſchwacher Stimme, will aber jetzt noch gut machen was ich kann, So wahr Gott mir helfe in dieſer meiner letzten Noth, der Jüngling hier, der dieſen Morgen mich ſo derb begrüßte, iſt Abt Sebaſtians Sohn, ich ſelbſt bracht' ihn nach ſeiner Mutter ſchrecklichem Tode ins Kloſter. Iſt's nicht ſo, ſo möge mich der Herr ewig verdammen! Er ſank zurück, und hauchte ſein Leben aus.

Erſtaunt ſtand Albrecht da, als ihm der Truchſeß das Pergament reichte; das iſt ja Abt Sebaſtians Handſchrift, rief er nun aus, und durchlas haſtig das Blatt. Indeß hätte ſich die Nachricht weiter verbreitet, und allmälig füllte ſich das Zimmer mit Neugierigen, durch die ſich ein Mönch drängte, und auf den Waldburger loseilend, alſo ſprach: Mich ſchickt mein Herr, der Abt zu

Murrhard, und der alte Mönch, jetzt Ritter Albrecht von Stauffeneck genannt.

Von Stauffeneck, rief der Truchseß, von dem weißt man ja seit langen Jahren nichts mehr.

Er ist wieder zum Vorschein gekommen, entgegnete der Mönch, und befindet sich in unserm Kloster. Vernehmt wie es zuging. Vor etlich Tagen wurde der alte Mönch Maternus bedenklich krank, und fühlend, daß sein Ende herannahe, ließ er den Abt zu sich rufen und sprach in Gegenwart mehrerer von uns also: Ein schwer Geheimniß lastet noch auf mir, ehrwürdiger Herr, das ich nicht mit hinüber nehmen kann in das andere Leben. Ich bin der Ritter Albrecht von Stauffeneck, der längst todt geglaubte. Verzweiflung über den Mord, den ich an meiner Tochter begangen hatte, trieb mich, nur von einem einzigen Knecht begleitet, fort in die weite Welt. Ich durchirrte Europa, zog bis zum heiligen Grab, um zu beichten meine schwere Blutschuld; da rieth mir ein alter Priester, der mir die Absolution ertheilte, zur Büßung meiner Sünden, in ein Kloster zu gehen; so kam ich zu euch, und bitt' euch nun, sendet doch schnell einen Boten zum Truchseß, bei dessen Heere sich mein unglücklicher Enkel befindet, ich setze ihn hiemit zum Erben meiner Güter ein, so viel davon noch beigebracht werden können.

Löst des Jünglings Kette, rief der Waldburger, laßt etlich Reiter sich rüsten, daß sie ihn nach Murrhard geleiten, und ihr, zu Albrecht sich wendend, seid mir ge-

grüßt, Albrecht von Stauffeneck, vergessen sei, was ihr gethan, zieht hin im Frieden!

Der Jüngling war noch von dem schnellen Wechsel seines Schicksals, von den Neuigkeiten, die er vernommen, so betäubt, daß er nichts zu antworten wußte, sondern einem Träumenden gleich dem Truchseß' folgte. Desto stärker aber trieb er einige Stunden nachher seine Begleiter an, um so bald als möglich Murrhard zu erreichen. Kaum sah er das Kloster von weitem, als er mit verhängtem Zügel drauf los ritt, vom Pferde sprang und nach des alten Mönchs Zelle eilte. Da lag der Greis im Todes-Kampfe, der Jüngling stürzte vor seinem Lager nieder; euer Enkel ist's, flüsterte der Abt dem Sterbenden zu, noch einmal erhob sich dieser, legte die zitternde, kalte Hand auf Albrechts Haupt, stammelte: Ich segne dich! und verschied.

Als die theure Leiche in die Gruft gesenkt war, eilte der Jüngling nach Stuttgart, wo des Waldburgers nachdrückliche Empfehlungen ihm wieder zum Besitz seiner, als verfallene Lehen eingezogenen, Güter verhalfen, die er nun auch sogleich bezog. Durch schöne Denkmäler und fromme Stiftungen ehrte er das Andenken seines Großvaters und seiner Eltern, trat aber später auch zur neuen Lehre über, für die ihn Vater Ulrich schon gewonnen haben mochte, und starb auf der Burg Stauffeneck im Jahre 1587, dem einundneunzigsten seines Alters; zwölf Jahre später starb mit seinem Enkel Albrecht Hermann, der Mannsstamm der Stauffenecker aus.

Das Wahrzeichen zu Tübingen vom Jahr 1473.

Aus der Greuelchronik des Doktor Johann Nider von Isny.

Des Menschen Wissen bleibet Stückwerk,
Und der Frömmste ist vor des Schicksals Tück nicht sicher.

Wenn ein Fremder in Tübingen umherwandelt, und unter andern merkwürdigen Gebäuden auch an der St. Georgen- oder Stiftskirche emporschauet, so siehet er ein großes rundes Fenster, das in kunstreicher Verschlingung einen Menschen auf das Rad geflochten zeiget. Die Meiselarbeit dieses sogenannten „Wahrzeichens" ist meisterhaft zu nennen, und unwillkürlich muß der Fremde fragen: „Was bedeutet dieses schreckliche Bild an einem Gotteshause?" Die Geschichte davon soll diese sein:

Im Jahre 1410, um Michaelis, ging Hans Eberhard Laiblin, seines Gewerkes ein Gerber, von Reutlingen seiner Vaterstadt, in die Fremde. Seine Mutter, eine geborene Wittmann, begleitete ihren Liebling vor den Stadtbann bis auf die Straße, welche nach Urach führet. Hier wünschte sie ihm Glück und Segen und verließ ihn mit dem Denkspruche: „Bleibe fromm und

halte dich recht, so wird es dir wohl gehen." Fröhlichen Muths wanderte Laiblin mit noch zween andern Gesellen seine Straße dahin und bald hatte er den Ort seiner Heimath vergessen, das Herz wurde ihm leicht und immer leichter, je mehr er Städte sah, die schöner und größer waren, als Reutlingen, und wo sich in seinem Gewerbe ansehnlichere Werkstätten fanden, als daheim an der Echaz. Zehn Monate war er schon von Haus entfernt, als er endlich daran dachte, seinen Eltern und besonders seiner treuen und besorgten Mutter Nachricht zu ertheilen, wo er in der Welt sich aufhalte (nämlich in Holland). Er schrieb daher einen langen, langen Brief heim, und gab ihn dem damals von Rotterdam über Stuttgart nach Italien reisenden Galeo Viskonti mit. Dieser Galeo starb aber zu Mainz in den Armen des Bischofs Ruprecht, der den Brief jedoch treulich bewahrte, aber keine Gelegenheit hatte, denselben an den Adreßort zu besorgen. Nachdem nun Ruprecht auf das Concilium zu Constanz (1414) reisete, packte er verschiedene Papiere, darunter auch den Brief von Wittmann, mit dem Vorsatz ein, denselben dem Freireichsstädtischen Abgesandten von Reutlingen zu behändigen. So kam die Nachricht von dem schon für verloren und verstorben gehaltenen Sohne nach 4 Jahren an Ort. Hierüber entstand bei der Familie große Freude und die Mutter des jungen Pilgers gabte dem „heiligen Geist Spitel" 10 Pfund Heller und ein Krautland drei Tagwerk groß, als Opfer für ihren Sohn. Von nun an aber kam keine Nachricht noch irgend eine Kunde mehr von Laiblin den Eltern oder sonst Jemanden

zu Ohren. Nun geſchah es, daß im Jahre 1422 unfern vom Wankheimer Walde, zwiſchen Reutlingen und Tübingen, ein Handwerksgeſelle erſchlagen und beraubt gefunden und nach letzterer Stadt gebracht und auf dem Pfleghof zur Schau ausgeleget ward. An ſeinem handgroßen feuerrothen Muttermal, das er im Geſicht hatte, wurde er als der Sohn des Mezgers Aigler zu Tübingen erkannt, der vor ſieben Jahren in die Fremde gegangen war. Es war ein großes Gejammer bei den Eltern um den Todten, denn es war ihr einziger Sohn und Erbe eines nicht unbedeutenden Vermögens. Der Erſchlagene wurde in der Spital- oder St. Jakobskirche begraben, wo noch jetzt ſein Grabſtein zu ſehen, aber ſchwer zu entziffern iſt. Bei dem Leichenbegängniß lief eine große Menge Volks, wie es bei derartigen Ereigniſſen der Fall iſt, zuſammen. Unter Andern kam auch der Schrannenwirth Sperpper von Pfullingen an eben dem Tage nach Tübingen, als der Unglückliche beerdigt wurde und hörte die Mordthat. Dabei vernahm er auch, daß der Todte ein großes Muttermal am linken Backen gehabt habe. Da ſagte Sperpper, dieſer Geſelle iſt mit noch einem andern vor etlichen Tagen in meiner Herberge geweſen, friſch und geſund, und beide gingen friedlich ihres Weges dahin auf der Rempenſteig gegen Reutlingen zu. Alsbald ſchickte man von Tübingen aus einen Boten nach Reutlingen, um Nachfrage zu halten, ob nicht etwa ein Fremdling dieſer Tage in die Reichsſtadt eingezogen ſeie, ſo wie ihn der Schrannenwirth von Außengeſtalt *anzugeben vermochte*. Und ſiehe, einer der Thorwächter

ſagte aus, daß des Hans Laiblins Sohn nach 10jähriger Fremd heimgekommen ſeie, auf dem Fuhrwerk des Pfiſterers (Fuhrmann) Braun von da. Die Ausſage des Thorwarts beſtätigte ſich alsbald und bei Laiblin, dem Heimgekehrten, fand man in offener Stube das Felleiſen des bei Wankheim erſchlagenen Mannes, in welchem die Kundſchaft, der Lehrbrief und 34 fl. an Baarem unverletzt gefunden wurden. Laiblin erſchrack nicht wenig, als er erfuhr, daß ſein Reiſegefährte ermordet worden ſeie und erzählte frei und offen, wie er in den Beſitz des Felleiſens gekommen ſeie. Der entſandte Stadtbote nahm den Reiſebündel auf den Rücken und wanderte damit zurück nach Tübingen und berichtete treulich, was er vernommen, durch wen und auf welche Art die Habe des Todten nach Reutlingen gekommen ſeie. Flugs ſchrieb der hohe Rath von Tübingen nach Reutlingen und bat um Verhör der blutigen That und um gerechte Sühne. Der Syndikus und die Senatoren zu Reutlingen aber eilten nicht ſo ſehr mit der Hinrichtung des beſchuldigten Mörders Laiblin, weil derſelbe die That nicht zugeſtand und überhaupt ſo nahe ſeiner Vaterſtadt, wo er reiche Eltern und offene Arme fand, nicht nöthig hatte, einen Mord zu begehen. Auch war ſein Wandel und Leumund von Jugend auf fromm und tadellos. „Ueb dyſer ſchneckigkayt“ (Langſamkeit) des Verfahrens entbrannten die zu Tübingen; ſie forderten ernſtigliche Rügung, oder ſo die Reutlinger ſich derſelben enthalten wollen, ſo ſollen ſie den augfälligen Mörder in Banden nach Tübingen zum peinigklichen Verhör einliefern, wie es ehrbaren Leuten

und Christen gezieme. Die Reutlinger gaben die schuldige freundnachbarliche Auskunft, aber zu einer Auslieferung des Laiblin verstanden sie sich nicht. Nach Umfluß eines Jahrs heirathete der Beschuldigte sogar eines der schönsten und reichsten Mägdlein der Reichsstadt, Namens Clara Weiß, deren Vater Rathsherr war. Diese Heirath stach einen jungen Färber, Jakob Frenz, gar sehr in die Augen, weil er Hoffnung trug, das Maid für sich wegzuschlagen. Frenz suchte Rache und schrieb nach Tübingen, so der hohe Rath ihm einige vertraute handfeste Männer zusenden wollte, so wäre er bereit, den Laiblin in die Hände der Gerechtigkeit zu bringen zur blutigen Sühne seiner Mordthat. In wenigen Tagen war die Sache im Reinen. Die Tübinger sandten drei Männer, kräftig und verwegen, mit einem Wagen, worauf eine große lange Kiste unter mehreren Strohbuchten verborgen lag, nach Reutlingen. Das Stroh wurde dorten feil geboten, aber so viel dafür gefordert, daß es über Nacht unverkauft just vor dem Hause des Gerbers Laiblin stehen blieb.

Hergang.

Um Mitternacht schlich sich Frenz mit zwei seiner Gehilfen in die Wohnstube und von da in die Schlafkammer des Laiblin, banden ihm im tiefen Schlafe an der Seite seines jungen Weibes, Hände und Füße zusammen, und trugen ihn, nachdem sie ihm den Mund zugestopft hatten, daß er kaum zu athmen vermochte, die *Stiege hinunter* und warfen ihn in die Kiste, die vor

dem Hauſe auf dem Wagen war, und fuhren mit ihm bei Tagesanbruch zum Metzingerthore glücklich hinaus; draußen umfuhren ſie die Stadt und trieben die Roſſe eilig Tübingen zu, wo ſie noch bei junger Frühe ankamen und in der Pfalzburg (Hohentübingen) ihren Fang abgaben. Der Reutlinger Färber aber, nachdem er ſein Schelmenſtück gelungen ſah, legte ſich eilig zu Bette und ging den kommenden Morgen ſonder Harm an ſein Geſchäft. Die junge Frau des Entführten machte, nachdem ſie die Abweſenheit ihres Mannes merkte, keinen Rumor, denn es war Erntezeit und ſie meinte, ihr Eheherr ſeie mit den Schnittern hinausgegangen. Als ſie aber um Mittag ſelbſt auf das Feld kam, erfuhr ſie, daß der, den ſie vermißte, gar nicht geſehen worden ſeie von den Heimſern. Hiedurch gerieth ſie in Angſt, eilte heimwärts und theilte ihren Kummer ihrem alten Vater mit. Dieſer zog alsbald ſeinen Rathsmantel an und lief aufs Rathhaus, um dort Anzeige von dem Verſchwinden ſeines Tochtermannes zu machen. Alle Nachfragen halfen nichts. Und die Vermuthung, als ob Laiblin mit Gewalt aus Reutlingen entführt worden ſeie, war nicht ſtichhaltig, weil die Thore vorſichtig und treulich jede Nacht geſchloſſen waren. Auch war Laiblin ein Mann von außerordentlicher Körperſtärke, wie ſein Bild zeigte, das bis zu dem großen Brand von Reutlingen, im Jahr 1726, auf dem Rathhauſe hing und mit demſelben verbrannte. Auf dem Bilde war auch der Hergang der blutigen Geſchichte angemerket, und Rechtsloſigkeit jedem Tübinger zu Reutlingen geſchworen, in weßmaßen er auch „Anlaytt“

haben ſollt, für ewige Zeiten. Zwar mußte der Rath der freien Reichsſtadt dieſen „Urfehdſchwur“ anno 1519 den 29. Januar, als Herzog Ulrich die Stadt erobert hatte, zurücknehmen und für „null, nichtig und abernichtig erklären, aber Joſua Weiß, der erſte Bürgermeiſter und Nachkomm des erwähnten Rathsherrn Weiß, verbarg die Tafel und hängte ſie erſt dann wieder an ihren Ort auf, als Ulrich gedemüthigt war. Jede Spur von dem abhanden Gekommenen war verloren, und hätten die Tübinger ihr Bluturtheil, ſo ſie an dem Geraubten übten, in Stille vollzogen, ſo wäre die ganze Blutgeſchichte in ewiger Vergeſſenheit geblieben. Dieſe aber freueten ſich ihrer Beute, und plagten den Unglücklichen bis zum letzten Augenblicke ſeines gewaltſam geendeten Lebens.

Das Erſte, was ſie mit dem Gefangenen thaten, war, daß ſie ihn im Hemde und halb erſtickt in aller Eile in den Haſpelthurm brachten. Dies iſt ein ſchreckliches Gefängniß, das tief unter der Erde iſt, und weder Thüren noch Fenſter oder Luftzüge hat. Nur oben im Gewölbe iſt ein Loch, über welchem ein Haſpel angebracht iſt, vermittelſt deſſen man die Verbrecher hinabläßt in dieſe ſchauerliche Tiefe. Der Haſpelthurm ſoll ſchon mehr als 1000 Jahre alt ſein und manch Gerechter ſoll darin geendet haben aus Mangel aller Lebensbedürfniſſe. Herzog Ulrich ließ bei dem neuen Schloßbau zu Tübingen dieſe Schreckenskammer ſtehen und erhöhete nur ſein Mauerwerk, das gegen Weſten ſtehet und Sturm und Wind annoch ſtattlich trotzet. Um dieſe Zeit, als *man den Thurm* erhöhete, wurde auch das Innere gerei-

nigt und man fand darin eilf Schädel und acht „Mannstragenden gebain mürbig.“ In dieſem Loche lag Laiblin vom 21. Juli bis 1. Auguſt des Jahres 1427, ohne alle Kleidung, nichts als ſein Hemd zur Decke, in welchem er aus dem Bette geriſſen wurde. Seine Nahrung war Brod, ſein Trank ſchlechtes Waſſer, das ihm alle ander Tage hinunter gehaſpelt wurde. In ſeinem Kothe mußte er ſitzen, und in der Thurmenge vermochte er kaum geſtreckt zu liegen, vielweniger einige Schritte vorwärts zu thun. Endlich erhielt er das Gebot, den Haſpelkübel zu beſteigen, um ſich heraufziehen zu laſſen. In welcher Geſtalt er zu Tage kam, davon läßt ſich keine Beſchreibung machen. Beinahe erblindet durch die lange Nacht; zitternd vor Feuchtigkeit und Kälte, ſtinkend und modernd ſtand er da und ſchnappte nach friſcher Luft. Nachdem ſich der Gefangene etwas erholt und gekräftigt, auch ſeinen Körper gereinigt und bekleidet hatte, wurde er zum Verhör vor den hohen Rath geführt. Hier erzählte er alſo: „Unfern Baſelſtadt traff ich uff weitter Landtſtraß aynen Raißgeſellen ann, der da rughete vnter aynem Baymh. Weß Hin- weß Herwägs wir bayd kommen, frugden wir bayd zunandermal (auf einmal). Icher ſagt auß hollandt, der Rühgige (ruhende) auß welſchlandt. Weß Landsluit vnd weß gewerks wir wärn, frugden wir bayd ebig zuſammbt aynandert. Als wir deß aynandert vns verſichert vnd gewiſſerdt hatten, kamen wire ayns vnd zoghen tröſtig. Kaym maßte (mangelte) was klecklich ab. Mit Frohgeluſt pilgherten wir biß Pfulling, allwo wir züchtigliche ſchaydung vorhatten uff

Nächſttaglauff, er gen Tübing, ich gen Reutling zu wandern, wo jeder Luſt vnd Freud hoffete zu retten bei nächſt- vnd ferndluit. Da maynt Aigler des Schaydtags fruh, alldieweil Kayner vns bayd unfern haim ſeynt, vnd nitt deß wegs mehr weyt, wir ſo lang, alß thunlig yn ayuung wallen wollten. Deſſen war myr genehm vnd wir fußten rüſtiglich durch den Vorſt von Pfulling gen Ohmenhauſſen, Mähren (Möhringen) vnd Wankhen (Wankheim). Dieweilen es aber noch erſttägig (Vormittags) war vnd haiße Sonn brannte, ſo wollten wir nit fürder gehn, ſondern rühigkayt halten biß zu abendt, was bayder hnymkommensluſt war. Wie ſchont gemerket, hatten wir bayd Geldt; Aigler ein ſchwer Gebündel, ich nicht ſo, wohlen aber an 100 Reichsgulden trug ich bey myr. Brudderſchafft wurd truncken, biß der Tag ſich naygete vnd etwelche Sternlein ſchont ſich zu zaigen anfinghen. Und wir waren fällig des viel Truncks wegen, vnd turmelig ſuchten wir des Wegs weiter. Bald doch kount Aigler ſein Gebündel nimm traghen, vnd fiel offmalen zur Erdt. Deſſen war mir laydlich, ich huckete ſein Trageiſen auf mich vnd lieff fürbaß. Zwiſchen Jettburg vnd Bezzing rollte ayn Fuhrwerk aynher gen Reutling, deß verſah ich mich vnd kam mit Aiglers Hab haym ohn Muthwill noch Böſslichkayt. Aigler zog fürder gen Tübing, ebenſo nicht denkendt, daß yhm Burdt und Haab fehl (Bürde nannte man früher ein volles Felleiſen). Nun hatt ſich fuget, daß Aigler von einem loſen Geſellen ergriffen, erſchlaghen vnd beraubet worn; für deß Vnglückh *vnd troſtloßig* Layd ich aber kyn Fürſehn thun noch haben

konnt. Nichtsdeſtoweniger aber hatte man mich des Mords geſchuldet, dieweil ich des Aiglers Haab trug aus Nächſtlieb vnd Vorſchub in Müdigkayt. Derohalben ich auch kynwegs die Burdt dahaym entneſtelt, durchſuchet, noch ſonſt Unbühr mit trieben, ſondern den Hergang männiglich kundet andern Taghs. Solcherlei Zeugnuß war auch Fürſprach für mich daß der hochweiſe Rath zu Reutling nicht peintlich meines Leibs ſich verſühnt, ſondern ebig frei mich wieder entfußet. Weſſen Gethuns ich auch von Euch wirtembergiſchen Richtersleut erwart vnd haiſch mit Recht vnd Fürſatz.

Tod.

Solchergeſtalten vertheidigte ſich Laiblin zu Tübingen in noch weiter und großer Rede. Er ſetzte auf das Klarſte den Richtern auseinander, daß er der Mörder weder ſeie, noch ſein könne. Deſſenungeachtet wurde er wieder in den Haſpelthurm gebracht, um durch dieſe Schreckenskerkerung zu einem andern Geſtändniß gebracht zu werden. Dabei wurde aber ſeine Haft auf's Geheimſte verſchwiegen. Als endlich nach drei Monaten die Tübinger Richter zu keinem Endziel mit Laiblin kamen, da wendeten ſie die Folter an dem Unglücklichen auf die unmenſchlichſte Weiſe an. Am zehnten Tage der Marter verlor der Gepeinigte ſeine übermenſchliche Standhaftigkeit, und im Uebermaß ſeiner Schmerzen bekannte er ſich als Mörder des Aigner vor Gericht und Rath, und bat um ein baldig Ende. Nachdem er das ihm vorgelegte Dokument, wornach er den Mord zugeſtand, unterſchrieben hatte, wurde

ihm das Todesurtheil als Raubmörder gesprochen, wornach er durch's Rad vom Leben zum Tode gebracht, nach seinem Verenden aber sein Körper auf das Rad geflochten und den Vögeln des Himmels zur Azung gegeben werden solle. Nochmals betheuerte der Verurtheilte seine Unschuld, und bat nur, daß er noch auf einige Augenblicke seine Ehewirthin sprechen dürfte. Diese Bitte konnte ihm aber nicht gewährt werden, weil die Reutlinger ihn wahrscheinlich mit Gewalt geholt haben würden, wenn sie erfahren hätten, wo Laiblin in Haft wäre, und welcher Noth er bedrohet sei. Drei Tage wurden ihm noch zur Bekehrung geschenket und der Richttag auf den 6. Dezbr. 1417 festgesetzt.

Schon in aller Früh wogte das Volk durch die Gassen von Tübingen. Die Stadtthore blieben aber für diesen Tag vorsorglicher Weise bis nach dem Vollzug der Hinrichtung, welche um elf Uhr stattfand, geschlossen. Zufällig aber war ein Reutlinger Bürger, Namens Adam Braun, über Nacht zu Tübingen, und hatte somit Gelegenheit, den Strafakt mit anzusehen. Auf dem Bebenhäuserhofplatz war ein breites Blutgerüst aufgeschlagen, worauf die Knebelmaschine zum Rädern lag. Wer eigentlich der Deliquent war, wußten Wenige, nur so viel war allgemein bekannt, daß er der Mörder des Aigler seie, der vor zwei Jahren an der Straße von Bezzingen her erschlagen gefunden wurde. Erwartungsvoll stand die Menge. Endlich erschallte das Malefizglöcklein und der Verurtheilte wurde dem Schaffot zugeführt. Kaum trugen den noch vor Monden so starken und kräftigen Mann

seine Füße, unkenntlich für Jedermann wankte er im Armensünderkleid dem Ort seines Todes zu. Auch der Reutlinger Bürger stand in der Vorderreihe, ohne den Verurtheilten zu kennen. In demselben Augenblick, als der Verurtheilte an seinem Nebenbürger vorüberging, erkannte er denselben und rief: „O Braun! kennest du Laiblin von Reutlingen nicht mehr? sieh', welch' blutig Spiel in Württemberg an mir Unschuldigem getrieben wird! Ich bin aus meinem Bette geraubet worden, und in die Hände teuflischer Widersacher und Richter gekommen, die mich gequälet mit Kerker, Hunger, Durst und Folter, bis daß ich des Lebens satt mich zum Mörder bekannte. Und dreimalen hat mir lichtlich geträumt, der, der mich in meinem Hause überfallen und in die Hände meiner Feinde gebracht hat, sei der Frenz gewesen, der meine Hauswirthin vor mir zu freien glaubte!" Weiter vermochte der arme Sünder nicht mehr zu reden, dieweil die Stätte seines Todes vor ihm stand, an welcher er mit dem dreimaligen Rufe emporstieg: „Ich bin unschuldig, so wahr Gott lebet, und so wahr ich jetzt vor sein heilig Antlitz treten werde!" — In wenigen Minuten hatte der Unglückliche verhauchet, der Reutlinger Bürger aber zog schwer betrübt heim und sagte dorten, was er gesehen und gehört habe zu Tübingen.

Das war eine ernste Nachricht für die stolzen Freireichsstädter. Eine allgemeine Bürgerversammlung wurde gehalten und es kostete den Stadtvogten viele Mühe, die empörten Köpfe von einem augenblicklichen Rachezug gegen Tübingen abzuhalten. Uebrigens wurde beschlossen, einen

Rügebrief an die Stadt zu schreiben, worin ernstliche Genugthuung über diesen heillosen Friedensbruch gefordert wurde. Ein zweites benachrichtigte den Grafen Eberhard III. von Württemberg von dem Hergang der Blutthat, und ein drittes Schreiben setzte den deutschen Kaiser, als Schirmvogt der Reichsstädte, von dem Unbill, das Reutlingen widerfahren, in Kenntniß. Auch wurde in dieser Richtung ein Rundschreiben an alle schwäbischen Reichsstädte erlassen. Die Tübinger thaten nichts, als daß sie eine Abschrift des Geständnisses des Geräderten nach Reutlingen sandten. Eberhard III. untersuchte zwar die Sache streng, aber der Todte konnte nicht mehr reden und von den Martern, so an ihm verübt wurden, erfuhr der hohe Gebieter nicht gar viel. Wohl drei Jahre lang dauerte der Federkrieg. Endlich waren dessen die Reutlinger überdrüssig, sie forderten nochmals satte Genugthuung, und als sie beim Umfluß eines Monats keine erhielten, schaarten sich sechshundert derselben zusammen und zogen vor Tübingen. Als der Wächter auf Hohentübingen die Kriegsschaar heranziehen sah, machte er Lärmen, die Thore wurden eiligst geschlossen, und die Inwohnerschaft setzte sich zur Wehre. Die Herangezogenen forderten wiederholt Genugthuung; absonderlich sollte der Verräther, oder wenn ihrer mehrere seien, alle mit Namen genannt werden, der oder die den Laiblin im Bett überfallen hätten. So das nicht geschehe, so werde an allen Tübingern Rache genommen werden männiglich. Der Tag verging und die Genugthuung blieb aus. Damit sie nun nicht vorderhand umsonst aus-

gezogen wären, legten die kampfrüstigen Reichsstädter einen mitgebrachten Sturmbock an und stießen unter dem Schutz der Nacht einen großen Theil der Mauer vom Hagthor bis gegen den Schloßberg ein, so sehr sich auch die Tübinger wehrten. Auch nahmen die Reutlinger 9 Burgersleute als Gefangene mit nach Hause. Hierüber beschwerte sich Graf Eberhard bei dem Kammergericht zu Wien, wegen Friedensbruch, worauf der Kaiser gebot, daß die Reutlinger ihre Gefangene loslassen sollten, die Stadtmauer zu Tübingen aber so lange in Schutt liegen bleiben solle, bis die Reutlinger Genugthuung an der ihnen zugefügten Schmach erhalten haben würden.

Der rechte Mörder entdeckt sich.

So stand das Zwietrachtverhältniß zwischen Tübingen und Reutlingen im Jahr 1421. Mit diesem Spruch waren aber die Reutlinger nicht zufrieden, denn immer noch lag der Leichnam des Laiblin auf dem Rade, und wer ein gut Gesicht hatte, der konnte das Rad von der Achalm aus sehen. Abermals rotteten sich etlich und sechzig junge Männer zusammen, um die Gebeine des Laiblin von dem Schandpfahl zu holen, darunter war auch der, der den Verräther an dem Unglücklichen machte, Es war in der Nacht vom 17. September 1422, als sich der Zug in der Stille gen Tübingen bewegte. Die Mauerscharte beim Hagthor bot keine große Schwierigkeit gegen den Eindrang der Schaar dar, da die Oeffnung nur mit Brettern verlegt war. Die Gebeine wurden glücklich losgebunden, in einen ledernen Sack gethan und damit der

Rückweg angetreten. Der Himmel hing ſchwarz, feurige Blitze ſchoßen zuweilen zuckend durch die Finſterniß, ohne daß ſich der geringſte Donner vernehmen ließ. Die Gebeine trugen abwechſelnd bald Dieſer bald Jener. So kam die Reihe auch an Daniel Frenz, juſt als man durch's Thor zu Reutlingen einzog. Plötzlich zuckte ein Blitz, worauf ein erſchrecklicher Schlag folgte, und aus dem Haufen ſtürzte der Einzige nieder, der den Sack mit den Gebeinen trug. Leblos lag der Getroffene hingeſchmettert und mit grauſem Entſetzen wurde er in ſein Haus getragen. Nach ſechs Stunden kam er wieder zum Bewußtſein, aber auf der rechten Seite dermaßen gelähmt, daß er mit dem Arme keine Speiſe mehr zu ſich nehmen konnte. In elender Geſtalt wandelte er umher zwölf Tage lang, da konnte der Elende ſeine Gewiſſensbiſſe nimmer ertragen, er kroch auf die Stufen des Rathhauſes und lallte den Räthen, die hinaufſtiegen, ſein Verbrechen vor. Anfangs wollte man ſeinem Gelalle kein Gehör ſchenken, denn man ſah ihn als einen Irren an. Als aber Dr. Ziegler in Geduld die Rede des Gelähmten erfaßte, trug er ſein Wiſſen dem Syndikus und Oberrichter vor und dieſer brachte die Sache vor den ganzen Rath. Frenz wurde verhört und er geſtand Alles, was bisher erzählt wurde von ſeinem Thun. Nachts zwölf Uhr ſtieg er mit zwei Tübingern, Einer wartete unten, in die Wohnſtube des Laiblin, ſie verſtopften dem Schlafenden den Mund, daß er nicht ſchreien konnte, und trugen ihn gebunden auf die Straße, legten ihn in die lange Kiſte, und damit er durchaus keinen Rumor machen könnte,

legte sich David Ulrich Rieger auf ihn, bis sie vor den Thoren der Stadt waren. Dort gaben sie dem Geraubten so viel Luft zu leben, als er bedurfte, und als sie in die Nähe der Stadt Tübingen kamen, sorgten sie wieder pflichtlich dafür, daß Laiblin nicht schreien konnte. Dies war das Geständniß. Die Folge davon war, daß dem von Gott schon sichtlich Geschlagenen das Todesurtheil als Verräther gesprochen und dasselbe am 4. Februar 1423 an ihm vollzogen wurde. Er wurde gerädert, sein Haus abgebrochen und ein „fry plezlen" (frei Plätzlein) dafür zum ewigen Abscheu gelassen. Das Plätzlein heißt heute noch „Frenzplän" (Frenzplan). Oftmals machten die Tübinger den Versuch, die Lücke der Stadtmauer auszubessern, sobald die Reutlinger aber Kunde davon erhielten, so kamen sie mit Gewalt herbei. Nun kamen die Tübinger auf den Gedanken, innerhalb der Mauer eine zweite also aufzuführen, daß zwar das eingerissene Stück sichtbar, aber doch die Stadt geschlossen war, und dies ließen die Reutlinger geschehen, weil sie nichts beabsichtigten, als daß das Zeichen ihrer Rache für ewige Zeiten sichtbar seie jedermänniglich.

Nun geschah es, daß eine Fehde zwischen dem württembergischen Dienstmann Wolf von Bubenhofen und denen von Geroldseck, wegen einer Forderung des Erstern, ausbrach; wobei Württemberg seinem Dienstmann zu Hülfe stand in seinem Recht, und die Burg und die Stadt Sulz belagerte und eroberte. Im Jahr 1423 kam der Friede zu Stande und die Stadt Sulz mußte den Württembergern offenes Haus geben, und drei Jahre

lagen 30 württembergische Soldknechte als Loosmänner darin. Da fügte es sich, daß ein Mann von nahe an sechzig Jahren dorten seit langer Zeit schon blind und krank darnieder lag und nicht sterben konnte. Aus seinem Munde quoll ein wüster stinkender Odem, seinen Körper deckten schwarze Eiterbeulen, aus welchen gelbe eckelhafte Jauche floß, die von Qualinsekten wimmelte. Viele Wochen konnte er nichts mehr schlucken, weder Dickes noch Dünnes, und doch verhungerte er nicht, sondern lechzete umsonst nach Labung. Seiner Augen Licht war ihm verschmorret und seine Knochen ihm krampfhaft zusammengeschnüret, als läg er gebunden auf einem Schinderrad. Niemand konnte das Elend mehr mit ansehen, und des Mannes beste Freunde flohen ihn wie die Pest. Ein allgemeines Entsetzen erfüllte ganz Sulz über die Marter, so Gott über den sonst unbescholtenen Bürger ausgeschüttet hatte. In den Kirchstunden und außer denselben wurde für den Unglücklichen gebetet, daß er hinweggenommen werden möchte von diesem jämmerlichen Dasein, aber das Gebet wurde nicht erhöret, der Kranke seufzete immer mehr und mehr in seinen unausstehlichen Leiden. Es wurden, um seine Auflösung zu erflehen, drei Umgänge um die Stadt Sulz mit dem Allerheiligsten gehalten und drei Buß- und Bettage drei Wochen, je am Donnerstag, nacheinander angeordnet, aber — der Alte konnte nicht sterben! Wer zu seinem gräßlichen Lager sich nahete, den bat der Leidende, daß er ihn tödten möchte; Niemand aber wollte Hand an ihn legen! Winzelnd kroch der Verzweifelnde um Mitternacht vor dem heiligen Christ-

fest 1424 an das Fenster und stürzte sich aus demselben 22 Schuh hoch hinab auf das Pflaster, aber — der Fall versehrte ihn nur, doch endete er seine Leiden nicht. Der Wächter fand ihn und man trug ihn mit Hülfe mehrerer Männer wieder auf die Stätte zurück, von welcher er sich mit unsäglicher Mühe entfernt hatte. Da tauchte die Vermuthung bei einigen Frauen der Stadt Sulz auf, daß der Gebrestige vielleicht eine Todsünde begangen, welche er beichtend verschwiegen; derohalben wurde der fromme Priester Philipp Engelhardt aus dem Kloster zu St. Maria Emmeran gerufen, um dem Unglücklichen mit seiner priesterlichen Tröstlichkeit nahe zu sein. Dieser schloß sich zu dem Kranken allein in sein Kämmerlein ein, fiel auf seine Kniee und betete inbrünstiglich zu Gott, und als er geendet hatte, nahete er sich dem Siechen und forderte ihm die heilige Beichte ab, bei welchem Verlangen der Elende zu zittern und zu beben begann, als ob schneidender Frost das müde Seelenhaus des Gefolterten durchschauerte, dann begann er mit heißerer Stimme: „Frommer Vater! bald sind es fünfzehn Jahre, daß ich, meines Gewerbs wegen Unschlitt Einkäufe zu machen, nach Tübingen, Rottenburg und Reutlingen wanderte. Als ich nach Rottenburg kam, kehrte ich in der Clausenherberge ein, kam in's Spiel durch die Verlockung eines Barfüßers, und verlor an sechzehn Gulden. Betrübt über meinen Verlust schlich ich mich aus der Herberge mit meinem Hund, der izo noch vor meinem Hause lieget, und zog meine Straße gen Reutlingen durch den Wankheimer Wald. Es war schon spät Abend und Niemand

mehr auf dem Felde noch im Forste. Plötzlich hörte ich laut und jubelig eine Stimme singen, die bei längerer Horchung immer näher und näher kam. Ich spudete meine Schritte, um auf die Straße zu kommen, wo ich auch schon die Fußtritte eines rüstigdahinschreitenden Menschen vernahm. In demselben Augenblick, als ich den Kleebühl verließ und auf die Kreuzgasse trat, wo es nach Jettenburg und Bätzingen ging, sah ich den Sänger in meiner Nähe und nahm eine Geldgurte und säuberlich Habit an ihm wahr. Da fuhr der Teufel in mich, ich hoffte mein verspielt Geld wieder durch Raub zu bekommen. Ohne mich lange zu bedenken, wendete ich statt nach Reutlingen nach Tübingen zu meine Schritte und holte den Wanderer nach etlichen Minuten mit meinem Hunde ein. Der Reisegeselle war keiner von den Schwächsten, daher ich von dem Wagestück auf einige Augenblicke abzustehen gedachte. Wenn mir aber wieder die verlornen sechzehn Gulden zu Rottenburg einfielen, da doppelte ich wieder meine Schritte dem Reisegesellen nach. Mein lauter Abendgruß wurde mir von ihm freundlich erwiedert. Wir wanderten an zehn Minuten lang miteinander, ohne daß ich mich an ihn zu gehen getraute. Da blieb er auf eine kleine Weil stehen, um das Wasser zu lassen. In demselben Augenblick nun, als er mir sich abwandte, erhob ich meinen schweren Stock, und schlug ihn damit dermaßen auf den Kopf, daß er mit einem lauten Schrei taumelig wurde und mit den beiden Händen nach der Stelle fuhr, die mein Stock, welcher in zwei *Theile* zersprungen war, getroffen hatte. Als dies mein

Hund sah, sprang er auf den Schreienden zu, erfaßte ihn am Wamms und ich ihn am Halse so, daß er zusammensank, jedoch wehrete er sich muthig. Und hätte ich meinen Hund nicht bei mir gehabt, ich wäre wohl seiner Grimmigkeit und Gewalt erlegen. Auch war der Verwundete erst halb so alt, als ich.

Versöhnung.

Nach langem Kampfe entrang ich ihm sein Geld, steckte dem Ueberwundenen eine Hand voll Straßenstaub in den Mund und wollte fliehen. Kaum war ich aber 15 Schritte entfernt, so sah ich beim hellen Mondschein den Blutenden vom Staube erstehen und mir nachlaufen. Mein krummer Fuß hinderte mich am Springen. Verzweiflungsvoll griff ich auf den Boden und erfaßte einen scharfen Schieferstein und stellte mich gegen den Herzueilenden wehrhaft. Weil er nun durch den in seine Augen gestreuten Staub etwas übel sah, auch des Weines er voll war, so waren seine Füße unsicher, so muthig auch sein Angriff war. Ich gab ihm mit dem erfaßten Stein einen schweren Schlag ins Gesicht, daß das Blut wallend aus Maul und Nase floß. Mein Hund warf ihn zur Erde und abermals machte ich mich von dannen, so schnell als ich vermochte. Der Blutende aber rief mir nach: „Meister Gemming aus Sulz, Euch kenn ich!“ Wie ein Donnerschlag traf dieser Ruf an mein Ohr. Plötzlich wandte ich mich abermalen um, hetzte meinen Hund gegen den Bluttriefenden, warf ihn zum Drittenmale zu Boden und schlug ihn mit aufgerafften Steinen

so lange auf den Kopf, bis er sich nicht mehr gegen mich wehrte. Um aber seines Todes sicher zu sein, würgete ich ihm den Hals eine gar lange Weile zu und knieete auf seine Brust, wo ich fühlte, wie der letzte Hauch aus derselben sich herausathmete. Ich irrte umher, bis am Morgen, und hatte die Frechheit, mit erster Tagesfrühe in Tübingen bei Daniel Morhardt, im untern Haag einzukehren, wo auch bald die Nachricht von dem Morde durch Schnitter anlangte, welche mit beginnendem Tage zur Arbeit gingen. In dieser Herberge zählte ich auch das errungene Blutgeld und es waren dreiundsiebzig Pfund Heller an Werth in verschiedenen Gepräges-münzen, von denen ihr noch dorten in jenem Schranke etliche in ledernem Seckel findet. Kein Mensch dachte an mich, daß ich, der ich sonst einen tadellosen Wandel führte, der Mörder wäre, und der Verdacht fiel auf einen Reisegesellen von Reutlingen, benamet Laiblin. Diesen Unschuldigen, weil er in der Trunkenheit des Aiglers Bündel bei sich hatte, wurde aus dem Bette durch verwegene Schergen geraubet, nach Tübingen gebracht, dorten eingekerkert lange Monde im Haspelthurm, dann gefoltert, bis er des Mordes sich geständig machte, worauf er gerädert, aufs Rad geflochten, und sein Körper von den Vögeln des Himmels gefressen wurde, wie männiglich nah und fern bekannt. Seit jener Stunde aber, da der Laiblin statt meiner zum Tode gebracht wurde, siechte ich ein jammervolles Leben dahin, meine Herzensruh ist gewichen Tag und Nacht. Meine zween Kinder sind in der Blüth ihres Lebens gestorben. Mein Weib nahm Gott

ebenfalls von meiner Seite', da die Leiden anfingen, in meinen Eingeweiden zu wühlen, und tausend und abertausendmal wünschte ich mir den Tod, der bis heute mich geflohen hat. Ach, Herr! bittet Gott, daß er sich meiner erbarme und mich hinwegrufe aus dem Leidensthale, in welchem ich mehr gelitten habe, als fünfzig Missethäter, die zum Tode geführet wurden. Was ich begann, wurde mir zum Schaden und mein wenig Vermögen zehrte sich von selbst auf, daß mir kein frischer Trunk und kein genüglich Mahl dafür wurde. Meine Freunde verließen mich, und denken ich wohl that, die spotteten über mein Elend. Herr Prior, so Ihr mein End nicht zu erbeten vermöget, so bitt ich Euch inständigst, sorget dafür, daß mir ein giftiger Trank oder ein tödtlich Kraut getrieben wird in meinen verschlossenen Schlund, um der Welt Valet sagen zu können, je eher, je lieber. Obgleich die Höll meiner dort harret gewißlich, so will ich doch lieber in dem Pfuhl der Verdammten winzeln, als hier den Menschen zum Spott, zum Abscheu und zur Schande. Machet nun aus meinem Geständniß, was Euch immer beliebet, hochwürdiger Herr! nur versuchet nicht, mich zu trösten, noch Hoffnung auf Seligkeit mir geben zu wollen. Für mich hat Christus umsonsten gelitten, für mich ist er nothlos gestorben."

Nachdem Philipp Engelhardt, Prior zu St. Maria Emmeran, dieses Geständniß vernommen hatte, betete er für den Kranken, und gab ihm die letzte Oelung, worauf der Gepeinigte alsbald starb. Der Priester zeigte den Mord dem Stadtvogten von Sulz an und dieser berief

die sogenannten „Guten der Stadt" zusammen, sie von dem schrecklichen Gotteszeichen zu unterrichten. In dieser Versammlung wurde beschlossen, drei Dokumente über die Beichte des dahingegangenen Mörders aufzusetzen, von Engelhardt unterzeichnen, und die eine der Schriften nach Tübingen, die andere nach Reutlingen zu senden, die dritte aber zu Sulz zum ewigen Andenken zu verwahren. Als die Tübinger diese ihre Schrift erhielten und daraus ersahen, daß sie gottlos, voreilig und wider Recht gerichtet hatten, thaten sich die Richter des Laiblin zusammen, und verfaßten einen „Bittgnadbrief" und schickten ihn nach Reutlingen. In diesem Brief baten sie die Reutlinger um Gottes Barmherzigkeit willen um Verzeihung ihres Urthels an dem unschuldigen Insassen ihrer Freireichsstadt, worauf die Reutlinger edel und großmüthig genug waren, den Tübingern völlige Verzeihung und Vergessenheit zu versichern. Als aber zu Tübingen der Beschluß gefaßt wurde, dem heiligen Georg zu Ehren eine Kirche von „Christmildigkeitsbeigaben" zu bauen, da trug Georg Hemminger von Tübingen, des Rathes Einer, darauf an: daß man zum ewigen Wahrzeichen dieser „vnrechten blutrichting" den Geräderten Aigler aufs Rad geflochten in „stain maisseln" und am Kirchenfenster gen Osten gerichtet, „ynfuggen mög." Diesem Begehr wurde auch Folge geleistet und der „Merkstain den 17. April 1473 in bemeldtes Fenster an der St. Georgen- oder Stiftskirche eingefüget, welcher noch heute zu Tübingen zu schauen ist. Als die Reutlinger diese Reue sahen, „gemahneten" sie die Tübinger zum

Wiederaufbau der von ihnen niedergeriſſenen Stadtmauer, auch ſetzten ſie den Beſchluß auſſer Wirkung, daß keinem Tübinger kein Recht zu Reutlingen werden ſolle, wodurch gegenſeitige „Schlaich- und liebhayt wieder entglomm" zum Nutz vieler. — Die Sulzer aber machten ein Rad, flochten den verendeten Mörder darauf und gaben ſeinen Leib den Vögeln des Himmels zum Fraße. Auf beſonderes Verlangen des Grafen Walther v. Geroldseck und Sulz, riß man das Haus des Seifenſieders nieder und nannte den daraus entſtandenen Raum den „Söhnplatz." Im Jahr 1570 aber ſchon wurde der Platz wieder mit einem Gradierhaus überbauet, das noch gegenwärtig ſtehet.

Kabinets-Justiz

oder

Jakob von Gültlingen.

Erzählung aus der vaterländischen Geschichte.

Von
W. Zimmermann.

1.

Es war im Oktober Anno 1600, an einem schönen Montage, da ging's in der Krone zu Waiblingen im fröhlichen Remsthale noch fröhlicher zu, als auf den Bergen über dem Flusse, wo eben Weinlese war. Pfeifen und Trompeten klangen aus dem Hause, und hundert schöne Gesichter sahen aus den Fenstern zur Krone; denn der Junker von Dürnau hielt Hochzeit darinnen.

Aus der Nähe und Ferne waren die Gäste dazu gekommen: viel edle Herren und Fräulein, und der Tanz dauerte von Morgens bis Abends, als könnten sie der Lust nicht satt werden. Schien es doch auch immer schö-

ner zu werden im Wirthshauſe, je tiefer es in den Abend ging. Denn die Raketen, Sterne, farbige Feuer und Lichter, welche draußen in den Weinbergen in den Nachthimmel ſtiegen und Fenſter und Saal und alle Geſtalten darin freudig erleuchteten, waren das vollkommenſte Bild der Luſt und Wonne, die in den Herzen der Gäſte glühte und in bunten Farben ſpielte; und ſo oft eines der vielen Weinberg-Feuer auf den Hügeln erloſch, ſo oft faſt vermehrte ſich die Geſellſchaft im Wirthshauſe mit Einigen oder einem Zuge herbſtglücklicher Menſchen.

Ein fröhliches Herz — das württembergiſche Herz, und ein gutes Herz! O ſage mir Keiner von dem Ernſte, von dem Mangel an lebensluſtigem Sinn, der dem Württemberger angeboren ſein ſoll!

Wie ſehr aber dieſer angeborne Frohſinn, der mit Wenigem vergnügt iſt, vorſchlägt, wenn ſich Gelegenheit gibt, das kann man ſehen bei kleinen und großen Feſtlichkeiten, zu jeder Jahreszeit, beſonders aber im Herbſte, wofern der Wein nur leidlich geräth. Und dießmal war ein Gewächs von ſeltener Güte gewonnen worden, und wer hineingeſehen in den großen Saal zur Krone, der ſah nur Leben und Luſt in allen Ecken.

Unter den Hochzeitgäſten war auch Jakob von Gültlingen, der Obervogt von Schorndorf.

Müde vom Tanze ſaß er an der Tafel, um ſich beim Glaſe und Geſpräch zu vergnügen. Ihm gegenüber ſaß Konrad von Degenfeld, der ſeine ſchöne Frau gleichfalls andern Tänzern überlaſſen und ſich zur Tafel gemacht hatte. Bald wurden beide junge Männer in ein

fröhliches Gerede mit einander verwickelt, und je mehr sich die Herzen Beider, vom Remsthaler erfreut, aufthaten, je näher kamen sie sich, und die am Morgen einander noch fremd und unbekannt gewesen, waren am Abend vertraute Freunde, wie es oft geht bei lebensfrischen Gesellen, die ein warmes Gefühl und Gemüth belebt.

Eine gute Weile mochten die beiden beisammen gesessen sein, als auch ihre Frauen zu ihnen kamen, um ein wenig Athem zu schöpfen und sich zu verkühlen; und da sie sahen, wie ihre Männer gar freundlich mit einander thaten, wie zwei Brüder, die sich lange nicht gesehen und plötzlich gefunden haben, da thaten auch sie sich zusammen, und fanden auch Wohlgefallen aneinander. Ein Wort gab das andere, und Jede rühmte der Andern die Tugenden ihres Mannes, und wie sie einander liebhaben und glücklich seien.

„Was gäb' ich nicht darum," sagte die junge Frau des Obervogts der von Degenfeld — „was gäb' ich nicht, wenn ich ihm einen Fehl abthun könnte!" — „Und der wäre, meine liebste Freundin?" — „Es ist wunderlich, was ich sagen werde," versetzte diese, „aber ich sag' es Euch, weil ich weiß, daß Ihr mir gut seid, und es bei Euch wohlverwahrt ist. Mein Herr fährt manchmal bei Nacht plötzlich aus dem Bette und ficht und sticht, wie wenn er in der Schlacht wäre, so daß, wer es nicht weiß, bei ihm seines Lebens nicht sicher ist." —

„Jesus!" rief die Degenfelderin, „was ist das?" —

„Das will ich Euch sagen," fuhr die Obervögtin fort; „es ist ein Anhängsel aus den Feldzügen. Als er

in den Niederlanden mit dem Spanier zu Felde lag, da erhielt er vor Maſtricht einen Hieb über den Kopf, daß es ihm noch nachgeht. Wenn er des Weines etwas Weniges zu viel getrunken, und ſich zu Bette legt, da greift es ihm den Kopf an, er fühlt den Schmerz der alten Wunde, wie wenn ſie eben erſt ganz friſch ihm geſchlagen wäre, und er witſcht vom Bette herab und fährt und haut um ſich, als wär' er mitten in der Schlacht und wehrte ſich ſeines Leibes und Lebens." —

„Und Ihr fürchtet Euch nicht, mit ihm in Einer Kammer allein zuſammen zu wohnen?" fragte die Degenfelderin.

„Jetzt nicht mehr," ſagte Jene. „Wohl ſah' ich's, wie Ihr Euch denken könnt, in der erſten Nacht mit Verwunderung und Grauen; aber der Schrecken lehrte mich auch bald, wie der böſe Geiſt zu bannen iſt. Wenn ich ſeinen Namen rufe, da hält er plötzlich inne, legt ſich ruhig zu Bette und ſchläft ſanft wieder ein. Ich habe ihn ſchon oft des Morgens über dieß nächtliche Abenteuer geſtraft, aber er ſchwört mir jedesmal bei ſeinem Eid, daß es ihm verborgen ſei und er nichts d'rum wiſſe, und bittet mich inſtändigſt, wann er ſich überſehen ſollte, doch ja über ihn zu wachen und ihn wohl zu verſorgen." —

„Wenn da mein Herr und der Eurige in Eine Kammer zu liegen kämen," verſetzte die von Degenfeld, „Gott behüte mich, was könnte es da nicht abſetzen!"

„Wie ſo, meine Liebe?" fragte die Andere. —

„Weil Ihr offen gegen mich geweſen, ſo will ich auch der Unart meines Herrn keinen Hehl haben. Iſt

es doch ohnehin, als ob unſere Schickſale ſympathiſirten, wie unſre ehelichen Gemahl. Seht nur hinüber, wie ſie ſich die Hände ſchütteln und drücken und ſich auf den Mund küſſen.

Glaubt mir, es thut mir in der Seele wohl, dieß zu ſehen — aber Ihr wolltet mir etwas von Eurem Herrn erzählen." —

„Wohl, das will ich. Noch ſchütteli's mich, wenn ich an meine Hochzeitnacht denke. Ich bin nicht furchtſam, ich habe ſonſt Muth wie eine —

Wie ein Mann, dürft Ihr wohl ſagen, verſetzte die von Gültlingen. Ich weiß, Ihr ſeid zu Pferd, wie der beſte Reiter, und jaget eueren Hirſch, wie der verwegenſte Jäger. Ihr ſeid eine leidenſchaftliche Jägerin und Reiterin. Wer das iſt, kann nicht furchtſam ſein. Ich will es Euch nur geſtehen, ehe ich Euch ſo lieb, wie ich Euch jetzt kenne, kennen gelernt hatte, hätte ich mich faſt vor Euch gefürchtet, vor Eueren feurigen ſchwarzen Augen, in die ich jetzt ſo gerne ſehe.

Schmeichlerin, ſagte die Degenfelderin, und rollte ihre dunkeln Augen in ſtolzem Selbſtgefühl. Leidenſchaft hab' ich ſchon, aber Furcht keine. Nur vor Geſpenſterartigem graut mir, und ich habe dieſes närriſche Grauen noch immer nicht ganz überwinden können.

Ihr ſagtet, noch ſchüttle es Euch, wenn Ihr an Eure Hochzeitsnacht gedenket, wiederholte die Frau des Vogts.

Ich war an der Seite meines Bräutigams entſchlummert. Nach Mitternacht erwach' ich und finde meinen Herrn nicht mehr. Der Mond ſchien in die Kammer

und in der Ecke des Gemachs ſeh' ich eine weiße, lange Geſtalt ſich bewegen und auf mich loswandeln. Ein Schrei des Entſetzens riß ſich mir von den Lippen los. Ich fiel in Ohnmacht. Als ich zu mir kam, beugte ſich mein Herr mit Thränen über mich, und geſtand mir, daß er im Schlafe oft nachtwandle. O Ihr ſeid glücklich, daß Ihr Euch bei Euerem Herrn nicht mehr fürchtet. Ich kann das Grauen noch immer nicht überwinden, das mich jedes Mal überläuft, ſo oft er das Leintuch um ſich ſchlägt und zu wandeln anfängt. Auf dem Kranze des Schloßthurmes ſoll ihn der Thürmer in früheren Jahren vom ſicheren Tode zurückgezogen haben. —"

„Sieh, Bruder," rief Gültingen dem Degenfelder zu, indem er ihn an der Hand zu den Damen führte, „unſere Liebſten ſind unſerem Beiſpiele gefolgt; ſie können ſich nicht ſatt plaudern." —

„Nun, wenn die Männer und die Weiber gute Freunde ſind, da hält's um ſo feſter," meinte Degenfeld; und da Muſik und Tanz verſtummt war, ſo ſchied man freundlichſt von einander.

In der Burg zu Stuttgart, die jetzt das alte Schloß heißt, mit ſeinen gewaltigen Mauern und Thürmen, ſaß Herzog Friedrich I. auf ſeinem Throne. Sein Angeſicht ſtrahlte und ſeine kleinen Augen blitzten, aber nicht wie im Zorn, der ſo oft die Seinen zittern machte, ſondern in Freude und ſtolzem Selbſtgefühl. Dieſer Fürſt gefiel ſich darin, mit Kaiſer Karl V. verglichen zu werden. Der

wahrhaft ſpaniſche Schnitt ſeines Geſichtes erinnerte allerdings an dieſen ſpaniſchen Alleinherrn auf dem deutſchen Kaiſerthron, und der württembergiſche Herzog nahm ſich in dem, was das Herrſein betraf, den großen Spanier zum Muſter.

Mit dem ſpaniſchen Kragen um den Hals, Wamms und Hoſen auf ſpaniſche Art nach der Mode der Zeit, machte er auch einen etwas fremdartigen Eindruck nicht ſowohl durch dieſes ſein Aeuſſeres, als durch ſeine Art zu ſein und zu gebieten, unter den ſchlichten und guten Württembergern, welche durch Herzog Chriſtoph und ſeinen Sohn Ludwig ſo ſehr an gütige und milde Fürſten gewöhnt worden waren. Herzog Friedrich war, wie der fromme Moſer ſagte, einer von den „böſen Frizen," deren die Geſchichte mehr als eines deutſchen Landes gedenkt; kein bösartiger Fürſt, aber von wildem, heftigem Charakter; kein Tyrann, aber in hohem Grad ein Deſpot; und das war er beſonders in der Aufwallung der Leidenſchaft. Da ſagte er, er wolle und müſſe Gerechtigkeit üben, ohne Anſehen der Perſon, und dieſe mißverſtandene Gerechtigkeit artete in die äußerſte Ungerechtigkeit und Härte oft genug aus.

Die Rechtsformen ſah er öfters gerne nur als überflüſſige und ſchädliche Formalitäten an, und ließ hängen und köpfen, ohne Weiteres; dann mochten nachträglich die Landſtände Proteſt einlegen, und ſeine Räthe gründliche Unterſuchungen und Ausführungen machen, ob der Unglückliche Galgen und Schwert oder bloß einen Prozeß mit leichter Strafe verdient habe, oder die Freiſprechung. All' das kümmerte den Herzog Friedrich den Erſten kein

Haar. Machtſprüche waren ſeine Art; Durchgreifen! war ſein Lieblingsausdruck; die Todesſtrafe ſeine Lieblingsſtrafe.

An dieſem Morgen war er mit ſeinem Kanzler, dem Doktor Matthäus Enzlin, überaus wohl zufrieden. Dieſer ſtand neben ihm.

Und weißt du auch, mein lieber Doktor, ſagte er im gnädigſten Tone, was mir an dir am meiſten gefällt?

Daß ich Ew. fürſtlichen Gnaden gefalle, iſt an und für ſich ſchon ein großes Glück, ſagte der Geheimerath, Doktor Matthäus, in unterwürfigſtem Tone; aber noch glücklicher würde es mich machen, zu erfahren, was von meinen geringen Gaben und Verdienſten mir am meiſten die Gnade meines hohen Herrn erworben hat.

Sieh, Doktor, ich kenne dich recht gut: Ehrſucht und Geldgeiz ſind die Teufel, die dich plagen und beherrſchen. Du biſt ſchon ſehr reich unter mir geworden, und dichteſt und trachteſt, nur immer noch reicher zu werden. Das gefällt mir nicht an dir, und daß dieſe deine Hauptleidenſchaften nicht ſchädlich in die Geſchäfte eingreifen und dich verderben, darüber werde ich immer wachen. Aber das gefällt mir an dir, daß du ein geſcheidter Kerl biſt, welcher Landſchaft und Prälaten überſieht, und daß du eben ſo energiſch biſt als raffinirt. Ich habe es mit hochmüthigen, groben und eigenſüchtigen Leuten zu thun, die zuſammenhängen wie die Kletten, und die ſich in alle Staats- und Kirchenämter theilen.

Ja, ja, ein ſauberer Verwandtſchaftshimmel das,

ſagte der Kanzler. Das gemeine Volk heißt dieſe Herren nur „das Vetterlensgericht.“ Und dieſe Partei möchte ſich jetzt an Ew. F. Gnaden ihr Müthchen kühlen, und ihr giftiges Gemüth erſättigen, weil ſie ſich jetzt die Zügel der Herrſchaft entſchlüpfen fühlt, die ſie ſich unter dem hochſeligen Herrn, der ſie walten ließ, angemaßt hat.

Wenn ich einmal, ſagte der Herzog, ſprechen könnte: „Ich bin Kaiſer in meinem Land!“ Im Reich iſt es ohnedies bald vollends ausgekaiſert. Der Kaiſer ſitzt zu Prag in ſeinem Laboratorium: der ſagt nichts mehr zu dem, wie ein Reichsſtand in ſeinem Lande waltet; und wollt' er auch was ſagen, das würde uns nicht geniren.

Das Kaiſerthum, verſetzte Enzlin, hat die letzte Oelung erhalten; die Thür im Reich iſt aus dem Angel, und der Wagen iſt aus dem Geleiſe. Das zeigt der Augenſchein.

Um ſo mehr iſt es an der Zeit, daß die Fürſten Kaiſer in ihrem Lande werden, und ſich frei machen von der Feſſel, die ſie bis jetzt in Ausführung ihrer höheren Plane hemmt. Wenn Ew. F. Gnaden hoher Geiſt weiter führen will, als Ew. Vorfahren; wenn es gilt, den Glanz des Hauſes und Landes zu mehren, Güter und Länder zu kaufen, Neues und Zeitgemäſſes für Handel und Gewerbe einzuführen; überall iſt da die Partei im Wege. Zu allen dieſen Dingen braucht man Geld, aber die Partei iſt nicht zu bewegen, ihre geringe Einſicht der höheren Einſicht ihres Landesherrn unterzuordnen und das Geld zu bewilligen.

Und doch bin ich Landesherr, brauste der Herzog auf. Wem gehört denn das Land? mir oder der Partei?

Ihr habt ganz Recht, gnädigster Herr, versetzte lebhaft der Kanzler; das ist die einzige vernünftige Staatsrechtslehre. Wer die Landesfreiheiten gegeben hat, kann sie auch wieder nehmen. Land und Unterthanen sind um des Herrn, und nicht er um der Unterthanen willen da. Jetzt sind ganz andere Zeiten, als damals, da die Landesverträge errichtet worden sind, und diese schicken sich auf die jetzigen Umstände so wenig, als die alten Pelzmützen und Krägen zum heutigen Ausgehen. Je weniger der Unterthan vermag, desto besser ist er zu haben; und je reicher er ist, desto ungehorsamer ist er.

Und was Raths nun, mein lieber Doktor? fragte der Herzog beifällig.

Was Raths? antwortete der Kanzler. Ew. F. Gnaden machen sich zum Souverän. Dann können Sie thun, was Sie wollen.

Du bist ein großer juridischer Gelehrter, ein berühmter Staatsrechtslehrer, lieber Doktor, sagte der Herzog. Du hast lange Uebung in allen Künsten der Rechtspraxis. Du bist ein guter Redner, und ein Meister in schriftlichen Ausführungen und Erläuterungen. Du bist verschmizt, klug und geschmeidig wie eine Schlange. Aber wird das Alles zu unserm Ziel uns führen? Sich durchzuwinden und aalglatt zu sein, ist deine und nicht meine Sache.

Es wird uns vorwärts bringen, antwortete Matthäus Enzlin; vorwärts bis auf einen gewissen Punkt. Das Uebrige müssen die Soldaten thun. Haben wir nur erst Soldaten genug, wird sich das Uebrige von selbst finden.

Wer ſein Recht mit dem Schwert beweiſen kann, hat nie Unrecht. Die Beweisgründe eines kühnen und großen Fürſten an der Spitze eines Heeres ſind ſo unwiderleglich als ſeine Waffen. Eiſen iſt noch mächtiger als Gold, und wo die Waffen ſprechen, ſchweigen die Geſetze. So ſagen die alten Römer. Nur Soldaten, Ew. Gnaden, Soldaten!

Der Herzog ſtand einige Augenblicke in Gedanken verſunken.

Fürſt zu ſein, ſprach er für ſich hin, und ſchuldig ſein zu ſollen, jedem Bürger und Bauern den Nagel eben an den Ort zu ſchlagen, an den er den Hut zu hängen gemeint iſt! und dieſen Herren Vettern und Frau Baſen gute Zeit zu machen! es brächte mich vor der Zeit unter den Boden, und das Land ins Verderben.

Das Letztere gewiß, Ew. Gnaden, ſagte Enzlin. In den Wirthshäuſern machen ſie Streckverſe darüber, und es iſt zum Sprichwort geworden: „Drei Ding ſchwächen gute Polizei in Württemberg: verſchwägerte Theologi; verſchwägerte Politici; blinde Bericht. Drei Dinge betrügen Württemberg: Weiberzungen, ſchwäbiſch Geſchwätz, Dauzbrüder.“

Der Herzog ging mit raſchen Schritten auf und ab, wie im Selbſtgeſpräch.

Los zu werden und frei, von dieſen Holzwürmern, die kein Gelenk im Kopf haben! mich nicht mehr zur Rede ſetzen und erinnern laſſen zu müſſen, von dieſen groben Pfaffen, die ihre Ungeſchliffenheit noch für Treuherzigkeit ausgeben!

Ew. F. Gnaden werden ſich losmachen, ſagte Enzlin. Als Ew. Gnaden nach Württemberg kamen, waren Sie auf der erſten Jagd in Lebensgefahr durch eine Bärin, die Sie angriff. Es war eine ungeheure Bärin, aber Ew. Gnaden erlegten ſie. Das war ein Vorbild und eine Vorbedeutung für die Landſchaft. Man muß dem Tübinger Vertrag eine zeitgemäße Erläuterung geben. Die Landſchaft iſt gut, aber nur zum Bewilligen und Geben.' Von Ihren eigenen Dienern, gnädigſter Herr, haben Sie das Recht, blinden Gehorſam zu fordern, ſo gut als der Monarch von Spanien und der von Frankreich.

Dort allein verſteht man die Kunſt zu regieren, ſagte der Herzog. Dieſe Partei klagt oft, wo ſie nichts zu klagen hat. Worin ſie uns kein Maaß zu geben hat, darin will ſie uns maßgeben. Wiſſen wir etwas zu verbeſſern, ſo will ſie es beſſer wiſſen, ob ſie gleich nichts darein zu reden hat. Wollen wir unſer Kammergut erhöhen, gleich ſtoßt ſie die Naſe darein. Führen wir ein nützlich Werk ins Land ein, wie die Seidenfabrik, ſo mäckeln ſie daran, und verſtehen doch nichts davon; kommen doch meiſt ſchlecht verſtändige Leute auf den Landtag, Drahtpuppen des Ausſchuſſes, von dem wir uns keine verbindenden Ordnungen machen laſſen.

Es wäre gewiß gut, ſagte Matthäus Enzlin, der läſtigen und unbefugten Hofmeiſterſchaft von Prälaten und Landſchaft ein Ende zu machen.

Es ſind Männer darunter, ſagte der Herzog, deren Charakter ich ehre; aber ſie ſind unausſtehlich durch ihre Verbiſſenheit in das Unzeitgemäßgewordene und durch

ſchränktheit ſeit Jahrhunderten wider die Juden im Volk in Umlauf geſetzt hatten.

Der Prälat trat herein, ohne mehr Ehrfurcht dem Herzoge zu bezeugen, als unumgänglich war, ohne der Würde ſeines Amtes nicht eines Haars breit Abbruch zu thun. Der Herzog, der in Mömpelgard um am Pariſer Hofe ganz in franzöſiſchen Grundſätzen und Sitten aufgewachſen war, fand in dieſer Würde des ſchwäbiſchen Prälaten, wenn auch nicht gerade etwas Beleidigendes, ſo doch Etwas, das ihn nicht angenehm berührte. Ueberdieß hatte ihn das Schreiben zuvor gereizt.

In dieſer Stimmung rief er ihm entgegen: „Siehe da, mein lieber Kanzler, da iſt ein Prophet des Herrn; aber er iſt außer der Mode; ich pflege ihn nicht zu gebrauchen; denn er weiſſaget mir lauter Böſes.

Mit Blitzesſchnelle wandte der Prälat die Waffe, die ihn treffen ſollte, gegen den, der ſie führte.

So ſpricht Ahab im erſten Buche der Könige, erwiederte er; aber mein gnädiger Fürſt und Herr iſt kein Ahab, ſo wenig als ich der Prophet Micha bin, der Sohn Jemlas, oder meine gnädige Fürſtin eine Iſabel. Ich bin nur ein geringer Diener des Herrn meines Gottes. Ich weiß wohl, die Könige und Fürſten vom neueſten Ton, und die Großen der Welt, mögen das Wort Gottes nur hören, wenn es ihnen gefällig iſt, und an den Höfen der Aufklärung ſind die Diener des Herrn aus der Mode. Man hat ſich gewöhnt, unſern Herrgott kavalierartig zu behandeln, als ob eine [illegible] ſtünde, daß man ſich ja nicht damit [illegible]

Beichtvater des Herzogshofes, war in jeder Hinsicht eine altteſtamentliche Prophetenerſcheinung. Das iſt ein Mann! mußte jeder ſich ſagen, der ihn ſah, und noch mehr der ihn hörte. Er war eine hohe, eherne Geſtalt, an der ſchwere Schläge des Geſchickes, das ſah man, hinabgefahren waren, und ätzend die Flammenſpuren eingegraben hatten; aber er ſtand ſturmfeſt in ſicherer Ruh' und Würde, unbezwungen von ſiebzig Jahren.

Troz der ſilbernen Haare hatte ein kräftiges Roth ſeine Wangen nicht verlaſſen, und es flammte aus ihm, wenn er als Prieſter ſeines höchſten Herrn ſprach, wie ein Strahl der Jugend. Feuer wurde da ſein Auge, Feuer ſeine Zunge.

Wie der Greis unter Herzog Ludwig es gewohnt worden war, wo er etwas Schädliches in den Landesanſtalten und am Hofe wahrnahm, als Beichtvater mit Nachdruck ſeinem Fürſten ins Gewiſſen zu reden, ſo hatte er es auch für ſeine Amtspflicht gehalten, jezt dem Herzog Friedrich wegen der Goldmacher eine Verwarnung zugehen zu laſſen. Dieſe ſchienen ihm in zweifacher Hinſicht für die zeitliche und ewige Wohlfahrt ſeines Fürſten und für das Land gefährlich; einmal weil er in ihnen Zauberer ſah, und dann, weil die meiſten der Goldmacher Juden waren, aus dem Elſaß und aus Welſchland. In Betreff der Erſtern wie der Leztern theilte der Greis ganz den Geiſt und die Denkart ſeiner Zeit, den Aberglauben, die üble Meinung und den Haß; er glaubte alle Mährchen, welche die religiöſe Leidenſchaftlichkeit und Be-

ſchränktheit ſeit Jahrhunderten wider die Juden im Volk in Umlauf geſetzt hatten.

Der Prälat trat herein, ohne mehr Ehrfurcht dem Herzoge zu bezeugen, als unumgänglich war, ohne der Würde ſeines Amtes nicht eines Haars breit Abbruch zu thun. Der Herzog, der in Mömpelgard um am Pariſer Hofe ganz in franzöſiſchen Grundſätzen und Sitten aufgewachſen war, fand in dieſer Würde des ſchwäbiſchen Prälaten, wenn auch nicht gerade etwas Beleidigendes, ſo doch Etwas, das ihn nicht angenehm berührte. Ueberdieß hatte ihn das Schreiben zuvor gereizt.

In dieſer Stimmung rief er ihm entgegen: „Siehe da, mein lieber Kanzler, da iſt ein Prophet des Herrn; aber er iſt außer der Mode; ich pflege ihn nicht zu gebrauchen; denn er weiſſaget mir lauter Böſes.

Mit Blitzesſchnelle wandte der Prälat die Waffe, die ihn treffen ſollte, gegen den, der ſie führte.

So ſpricht Ahab im erſten Buche der Könige, erwiederte er; aber mein gnädiger Fürſt und Herr iſt kein Ahab, ſo wenig als ich der Prophet Micha bin, der Sohn Jemlas, oder meine gnädige Fürſtin eine Iſabel. Ich bin nur ein geringer Diener des Herrn meines Gottes. Ich weiß wohl, die Könige und Fürſten vom neueſten Ton, und die Großen der Welt, mögen das Wort Gottes nur hören, wenn es ihnen gefällig iſt, und an den Höfen der Aufklärung ſind die Diener des Herrn aus der Mode. Man hat ſich gewöhnt, unſern Herrgott kavalierartig zu behandeln, als ob eine Ehrenſache darin ſtünde, daß man ſich ja nicht damit übereile, ſich mit

Gott einzulaſſen, ſondern daß man erſt ein wenig Extremität abwarte. Indeſſen iſt doch ein Unterſchied zwiſchen den Fürſten: die, welche die Tinktur der Religion haben, ſchaffen dieſe ſo leicht nicht weg.

Ihr ſorgt dafür bei Zeiten, ſagte der Herzog ſcharf, daß die Tinktur nicht ablaßt. Ihr gießt immer neu auf. Wir konnten Uns ob eurem ehrenrührigen und unbedachtſamen Schreiben nicht genugſam verwundern, und hätten Urſache genug, gleich und warmen Fuſſes der Gebühr nach mit euch vorzufahren. Habt ihr doch genug zu verſtehen gegeben, als wenn ihr über Uns geſetzt wäret, und Wir eurem Befehl zu leben und zu gehorchen ſchuldig wären.

Gnädiger Herr, ſagte der Hofprediger, was ich geſchrieben habe, habe ich aus treuer Liebe und Sorge um das Beſte meines Herrn und des Landes geſchrieben. Es iſt meine Art, die Sachen immer ſo vorzutragen, wie ſie ſich meinem ſchlichten Menſchenverſtand darſtellen, und der in Gott ruhende Herzog Ludwig hat meine und anderer treuen Diener und Räthe redliche Vorſtellungen gerne hören mögen.

Ich weiß, fuhr der Herzog raſch dazwiſchen, ja, ja, ich weiß nur zu gut, wie bei unſern Vorfahren, milder Gedächtniß, mehr als zu viel darin geſchehen iſt; was aber ein bös Ende genommen hat.

Gnädiger Herr, nahm der Prälat das Wort, es hat mich lange gedrückt und an mir genagt, zu ſehen und zu hören, was ich ſah und hörte, und zu ſehen namentlich

wie Geheime- und Oberräthe und meine eigenen Kollegen beim Konſiſtorium und der Landſchaft zu dieſen Dingen ſchwiegen, ſich darein ſchickten, oder es gar in höflichen Worten auf's Beſte zu deuten ſuchen. Ich konnte nicht länger ſchweigen, aus Pflicht nicht.

Euer Schreiben war mehr als zu grob, fuhr der Herzog heraus. Ihr habt Uns, euern Landesfürſten und eure von Gott vorgeſetzte Obrigkeit, hoch und wider die Gebühr angetaſtet, ihr, die ihr auf der Grube geht.

Dürfte ich, ſagte der Greis, bald in Frieden dahinfahren! Ja, gnädiger Herr, ich gehe auf der Grube. Aber eben darum bin ich zu alt, um meinen Gedankengang zu ändern, und mich zu einer Melodie herab zu ſtimmen, die geſchmeidig und höflich, wie es jetzt Mode wird, die Sachen mehr andeutet als ausſpricht; noch weniger um zu ſchweigen über Dinge, die ich als unrecht erkannt habe.

Ihr habt nicht nur unſere fremden Gelehrten und Laboranten verſchrieen, als treiben ſie Zauberei und Teufelswerk in unſerer Stadt, ſondern ihr habt uns ſelbſt als einen Zauberer ausgeſchrieen, ihr und euer Haufen. Ja, wir haben Leute, die ſehr kunſtreiche Sachen vor- und anbringen; einer hat eine herrliche geheime Erfindung des Salpeter- und Pulvermachens. Damit können wir nicht nur unſere entblößten Zeughäuſer eilig verſehen, ſondern des Kaiſers Majeſtät in dem bevorſtehenden Kriege wieder den Erbfeind des Glaubens, den Türken, dienſtlich und behülflich ſein. Das heißt nun der Oſianderiſche Haufen Zauberwerk und Teufels-Künſte.

Ich bleibe dabei, ſagte der Hofprediger, die Juden ſind allen Chriſten ſpinnenfeind; und wären ſie ſtark genug, ſie würden ſich unterſtehen, alle Chriſten vom Erdboden zu vertilgen. Sie haben einen ſataniſchen Haß gegen die Chriſten. Wo ſie ſich einniſten in ein Land, das kommt bald nicht mehr auf einen grünen Zweig, ſondern an den Bettelſtab. Und wenn Ew. F. Gnaden ſich von den vermaledeiten Laboranten nicht losmachen, wird ſtatt des guten Geiſts ein böſer Geiſt in Ew. Gnaden fahren.

Wir ſind, rauſchte der Herzog, wie ein Sturmwind, ein nicht geringer Fürſt des Reichs, ſind Unſere Tage nicht ſtets hinter dem Ofen geſeſſen, noch Unſerer Vernunft, Gott Lob! beraubt. Wir hätten Urſache, mit euch dergeſtalt zu fahren, daß Andere für die Zukunft ein Exempel nehmen, und ſich größerer Beſcheidenheit befleiſſen möchten. Daß es nicht geſchieht, das habt ihr Unſerer Langmuth und nicht eurem Verdienſt zuzuſchreiben. Ihr habt Uns Genugthuung zu leiſten, und zwar in der nächſten halben Stunde, vor dem Geheimenrath. Find' ich euch nicht beugſamer, ſo werd' ich euch ſammt eurem Haufen wieder hinſchicken, wo ihr hergekommen ſeid.

Der Prälat verbeugte ſich und ging ab.

Durch! Ew. F. Gnaden, durch! ſagte Matthäus Enzlin, indem er mit giftigem Blicke noch den unter der Thüre verſchwindenden Schatten dieſes württembergiſchen Samuels verfolgte. Das iſt der gelenkloſeſte Kopf unter den Holzwürmern, der Vorderſten Einer in der Landſchaft. Hier iſt eine ſtrafwürdige Vorſtellung der letzteren

an Ew. F. Gnaden. Man ſieht, der Hofprediger, um ſich an Ew. Gnaden zu reiben, hat ſie dazu aufgehezt. Pfaffenrache ruht nicht. Er wird das ganze Land noch aufhezen. In den Jahren, worin er ſteht, wird man nicht weicher und milder, eher härter und ſteifer. Ein Exempel, gnädiger Herr, ein für Andere heilſames, ſchreckendes Exempel!

Ich werde ihn demüthigen, ſprach der Herzog, ich will ihn hart demüthigen. Jezt in den Geheimenrath!

Der Kanzler folgte ſeinem Herrn. In ſeinem Geſichte triumphirten alle Muskeln, daß es ihm gelungen war, den vorübergehenden Zorn ſeines Herrn in wirkliche Erbitterung zu verwandeln.

Der Prälat erſchien vor dem Geheimenrathe. Der Herzog führte darin den Vorſitz. Nach ſcharfer Cenſur des Schreibens, das Oſiander an den Herzog erlaſſen, verlangte dieſer von ihm einen Fußfall und Abbitte.

Nicht doch, nicht doch, ſprach Oſiander; erwartet das nicht von mir. Dieſen Brief hab' ich aus Trieb meines Gewiſſens und aus Liebe für meines gnädigen Fürſten Seele und deren Heil geſchrieben. Hab' ich mich verſündigt, ſo ſchlage man mir dieſen alten Kopf herunter, entweder gleich hier auf dem Platz vor der Kanzlei, oder auf dem öffentlichen Markt. Aber einen Fußfall oder Abbitte thun kann und werd' ich nicht. Mit gutem Gewiſſen kann ich es nicht.

Die Geheimenräthe ſprachen ihm zu, um ihn wenigſtens zu einer Abbitte zu bewegen. Er blieb ſtandhaft bei dem, was er geſagt hatte.

Der Herzog hatte in höchſtem Zorn den Saal verlaſſen, Enzlin war ihm gefolgt.

Ein Felſenmann, ſprach der Herzog nach langer Pauſe, als ſie allein waren.

Euer Widerwärtigſter! ſagte der Kanzler. Ein Exempel, Ew. Gnaden, ein Exempel! Nach einer Pauſe fuhr er fort: Es ſind nicht alle ſolche Felſenmänner wie dieſer Pfaffe. Die Andern werden es nicht wagen, um eines Briefes willen das Glück ihrer ganzen Familie auf die Spitze zu ſtellen, und nur um ſo nöthiger iſt, zum Schrecken dieſer Andern, ein Beiſpiel ſtrengen Ernſtes aufzuſtellen. Die Politik Eurer F. Gnaden erfordert das.

Während der Kanzler noch ſprach, hatte der Herzog ſchon die Feder ergriffen und ſchrieb. Es war der Befehl an Oſiander, den Hof, ſeine Abtei Adelberg und das Land ſofort zu räumen. Ich habe ein Exempel ſtatuirt, ſagte er zum Kanzler.

Ein Kammerherr trat ein.

Die Trompeten verkünden, Ew. Gnaden, daß eben Baron Spencer, der Geſandte von Ihro Königlichen Majeſtät, im Schloßhof angefahren iſt.

Gehen wir hinüber in den Ritterſaal, ſagte der Herzog.

Der Kammerherr, Hans von Gemmingen, war einer jener rechtſchaffenen und edeln Diener, wie ſie aus der Schule des frommen und weiſen Herzogs Chriſtoph hervorgegangen waren.

Der Fürſt und ſein Kanzler waren durch die Thüre geſchritten. Ihre Schritte verloren ſich im fernen Gange.

gehangen, mit langem Schlepp, und durch ein koſtbares Schloß am Halſe zuſammen gehalten. Der Talar war auch von Sammet, purpur- und violenfarb, mit weißem Atlas gefüttert. Auf der linken Seite hieng ein roth- und weißer Sammetkragen herum mit zwei runden goldenen Zierrathen. Dieſer Kragen war mit Perlen und Seide reich geſtickt.

Wie der Herzog in dieſem Ordenskleid aus dem Ritterſaal den Reitſchnecken herab in den Schloßhof kam, da klangen die Trompeten und Pauken und alle Inſtrumente, und begrüßten ihn vom Altan herab mit hellem Schall und Frohlocken.

So ging die Prozeſſion in die Stiftskirche. Voran das klingende Spiel, dann die Trabanten mit zierlichen Helleparten, der Marſchall mit ſilbernem Stab, die ſämmtlichen Hof- und Erbämter, der Adel, die Prinzen, das Geſandtſchaftsgefolge, der Herold mit den Inſignien und Statuten des Ordens auf dem rothen Kiſſen.

Hinter dem Herold kam der Herzog, Graf Ludwig von Löwenſtein und der engliſche Geſandte trugen ihm den Schweif des Ordenskleides nach. Alle Glocken der Stadt läuteten. Von vierhundert Musketieren beſchloß eine Salve die Prozeſſion, als dieſe in die Stiftskirche eintrat.

In der Kirche hinter dem Altare, wo für den Herzog ein Thron errichtet war, wurde ihm unter dem Spielen der Muſik das goldene Hoſenband, das in Edelſteinen blitzte, um das linke Knie gebunden, und die ebenfalls in edeln Steinen ſchimmernde goldene Kette um Hals

und Schultern gelegt. Am untern Theile der Kette hieng das Bildniß des heiligen Ritters Georg, wie er zu Pferd einen Drachen erlegt, von überaus köſtlicher Arbeit. Darauf beſtieg Propſt Magirus die Kanzel und hielt die Ritterpredigt über die Pſalmworte des Königs David: „Herr, die Könige ſind unter einander Freund.“ Darauf ging Alles um den Altar, und opferte. Als der Herzog, dem der Graf von Löwenſtein den Schlepp hielt, und ein Waffenträger den Degen nachtrug, vor den Altar kam, hielt ihm der Hofkaplan Felix Bindembach ein vergoldetes Becken entgegen, worein der Herzog fünfzig Dukaten für die Hausarmen legte. Dann gieng die Prozeſſion aus der Kirche wieder in das Schloß zurück, und ein recht königliches Bankett begann im Ritterſaal. An einer beſondern Tafel, unter Allem am Schönſten anzuſehen, ſaß des Herzogs Gemahlin, mit ihren fünf Prinzen und fünf Prinzeſſinnen. Auf dieſe letztere Tafel, ſagt der alte Bericht, war kein beſonderes Schaueſſen aufgeſtellt, weil ſonſt an derſelben ſchon das Rareſte zu ſehen war.“ Ein Ball und Feuerwerk beſchloſſen den Tag, den andern Morgen war eine Luſtjagd bei Waldenbuch. Reich beſchenkt zogen die engliſchen Abgeſandten heim nach England und wußten nicht genug zu rühmen die Fruchtbarkeit und Vortrefflichkeit des Landes wie die Magnifizenz des Herzogs; ſie haben mehr als königliche Magnifizenz an ihm geſehen und erfahren, ſagten ſie.

Die Feſtlichkeiten waren vorüber und es war Abend. Der Herzog erwartete noch immer, der alte Oſtander werde ſich beugen. Es dauerte ihm zu lange. Er ſchellte.

Hat ſich der Prälat nicht im Schloſſe gezeigt? iſt kein Schreiben von ihm eingelaufen? rief er dem Kammerherrn ungeduldig entgegen. —

Der Prälat, antwortete der Kammerherr, hat ſeinen Stab in die Hand genommen, gnädiger Herr, und iſt nach Eßlingen gegangen. Die Reichsſtadt, ſagt man, hat ihn gleich zu ihrem Oberpfarrer aufgenommen. —

Er war nicht mein Feind, und ich bin nicht ſein Feind, ſprach der Herzog für ſich, ergriffen von dieſem Charakter. Das ihm zu beweiſen, ſoll ſein Sohn ſeine Hofpredigerſtelle und ſeine Prälatur haben. Und der Alte ſoll nicht lange aus meinem Land und meinen Dienſten ſein.

So ehrte der Herzog den tapferen Muth und die Feſtigkeit des Mannes.

5.

Mehrere Wochen waren vergangen; die Freundſchaft zwiſchen Gültlingen und Degenfeld und ihren Frauen hatte ſich durch die Zeit noch enger geknüpft, und beide Häuſer lebten froh und glücklich.

Eines Tages ſandte der von Degenfeld einen Reitenden an den Obervogt nach Schorndorf, der ihm vermeldete, daß ſein Herr und der Junker von Dürnau eine Partie mit ihren Frauen nach Gerabſtetten, eine Stunde von der Stadt verabredet, und ihn und ſein Gemahl freundlichſt dazu geladen haben wollen.

Der Obervogt, der ohnedieß an dieſem Tage einen Ritt nach Gerabſtetten zu machen Willens geweſen, um

dort Vogtgericht zu halten, war höchlich erfreut über das angenehme Zusammentreffen, und machte sich sogleich auf den Weg, um mit seinen amtlichen Verrichtungen fertig zu sein, bis die Andern kämen, und sich dann der Freundschaft und dem geselligen Vergnügen ganz frei hingeben zu können. Seiner Gattin, die abgehalten war, versprach er beim zärtlichen Abschied, bald zurückzukehren. Sie solle sich nur gut versehen, er gedenke wohl, liebe Gäste zu Nacht ins Haus zu bringen; und sie schieden, wie zwei junge Eheleute, die sich lieb haben und sich ihrer Jugend freuen. —

Das Vogtgericht war gehalten, die bestimmten Gäste waren da, und man saß lustig beisammen an der Tafel zu Gerabstetten. Diese fand, nach der Sitte der Zeit, im Hause des Schultheißen statt, und der gefällige Hauswirth hatte nicht unterlassen, die Junker und ihre Damen auch dazu zu laden. Küche und Keller lieferten ihr Bestes, und, wie es der Adel damaliger Zeit liebte, es wurde scharf gezecht im Remsthäler.

Gültlingen hob das Glas: „Unsere Frauen sollen leben!“ Die Gläser klangen, die Damen dankten mit freundlichen Gesichtern.

„Wem soll das zweite Glas gehören?“ rief der von Dürnau.

„Den zweiten Trinkspruch sollen unsere Damen ausbringen,“ versetzte Gültlingen.

„Wer soll leben, meine Schönen? außer uns, versteht sich?“

„Der Herzog!“ rief die Frau von Degenfeld.

„Der Herzog, er lebe hoch, unſer gnädigſter Herr,“ rief der Vogt, „zum Teufel aber ſein Kanzler!“ —

Man trank und ſetzte die Gläſer klirrend nieder. —

„Sage mir einmal, Bruder,“ fieng Degenfeld an, wie du und der Kanzler euch verfeindet habt? Das erzähl' uns.“ —

„Es iſt ſchon von mehreren Jahren her,“ ſagte der Vogt; „ihr erinnert euch Alle wohl des armen Schelmen, der zuerſt zum Herzog kam und ihm verſprach, Gold zu machen? —

„Wohl, wohl,“ verſetzte der Junker von Dürnau, es ſind ja kaum vier Jahre, daß er hangen mußte. — Jörg Honauer hieß er, ich meine, es war ein Elſäßer Jud'.“ —

„Ich erinnere mich jedesmal an ihn,“ ſagte Degenfeld, „wenn ich von Stuttgart nach Beſigheim reite. Er wollte partout nicht an einem ordinären Galgen hangen, wie man ſie nur für ordinäre Perſonen habe.“ —

„Und unſer gnädigſter Herr ſagte,“ fiel der von Dürnau dazwiſchen, „wohl du biſt ein Kopf von aparten Kenntniſſen und ſollſt auch einen aparten Galgen haben.“ —

„Wie ſo?“ fragten die neugierigen Damen.

„Er ließ ihm,“ erwiederte Jener, „ſtatt von Holz, eigens für ihn einen Galgen von Eiſen machen. Ich ſeh' ihn mein Lebtag d'ran zappeln in ſeinem Goldſchaumkleid. Er hatte Jahr und Tag operirt und Gold genug verbraucht, aber kein's gemacht; und weil er den Herzog geprellt, ſollte er hangen, und zwar, wie ſeine Kunſt eitel

Schaum war, in Goldſchaum von Kopf bis zu Fuß. Wäre ihm auch beſſer geweſen, wenn er damals, als ihn, wie das Volk ſagte, der Teufel lebendig holen wollte, in Hitze und Rauch ſeines Laboratoriums erſtickt wäre; er hätte doch den Hohn nicht noch dazu gehabt."

„Eigentlich war er zu bedauern," ſagte Gültlingen, „Der dumme Teufel hatte ſich ſelbſt betrogen. Er glaubte ſteif und feſt dem Steine der Weiſen ganz nahe zu ſein, wie er mir hoch und theuer ſchwur, als ich ihn in ſeiner unterirdiſchen Behauſung des öſtlichen Thurmes im herzoglichen Schloſſe bei der Lampe beſuchte. Die Ungeduld des Herrn trieb ihn zur Prellerei, und der gnädige Herr verurtheilte ihn vermöge ſeiner herzoglichen Machtvollkommenheit zum Tode. Keiner von uns wagte, dem Herrn eine Vorſtellung zu machen, wir kannten ihn zu gut; aber alleſammt bedauerten wir den armen Schelm. Nur der tückiſche Doktor Enzlin, der Kanzler, meinte, und wenn er drei Hälſe gehabt hätte, hätte ihm an alle drei der Strick gehört. Uns Alle, die wir zugegen waren, verdroß das, und ich ſagte, es ſeien noch lange nicht alle Stricke verbraucht, und hätte der Honauer die Schlüſſel zur geheimen Truhe gehabt, ſo wär' er wohl auch mit Silber zufrieden geweſen und hätte kein Gold machen wollen. Ich wußte aber, daß der Kanzler damals die Schlüſſel zur Landſchaftskaſſe im Hauſe hatte. Ich vergeſſe das Geſicht nicht, das er mir bei dieſen Worten machte. Er verſchluckte aber die bittere Pille und gieng aus der Stube."

drängte es auch ihn, nach Hauſe zu gehen. Der Gedanke an ſein liebes Weib, das daheim ſeiner harrte, und ſein Entſchluß zur baldigen Rückkehr wichen nur ſchwer den anhaltenden inſtändigen Bitten ſeines lieben Bruders Degenfeld.

Er ſtand auch wirklich einmal auf, um mit ſeinem Geſinde gen Schorndorf heimzureiten, aber der Degenfelder erfaßte ihn bei der Hand, fiel ihm um den Hals und drückte ihn aus Liebe ſo lange, bis er ihm verſprach, heute in Gerabſtetten zu übernachten.

Jetzt ging der Jubel erſt noch einmal recht an; der gefällige Wirth ließ ſeinen Urälteſten ſpringen, und ſie lebten mit einander in großen Freuden.

Freundlich ſchmiegte ſich Gültlingen an den Degenfelder und ſagte: „Mein lieber Bruder, heut' laß mich dir befohlen ſein; ich bau' feſt auf dich, wie auf einen Fels, wann mir was Menſchliches begegnen ſollte.“ —

Er hatte jedoch ſtets im Sinne, ſich bald zu Bette zu legen; denn er wußte wohl, daß der böſe Feind, wenn er Thür und Riegel zum Eingang offen haben wolle, Einem nur zu trinken gebe; und er gedachte auch wohl ſeiner übeln Gewohnheit in ſolchen Fällen.

Aber eben ging wieder ein Umtrunk herum. Ganz freundlich bat er, für dieß Mal den Pokal an ihm vorüber gehen zu laſſen; doch der Degenfelder rief ihm zu: „ich bring's dir zur guten Nacht, Bruder!“ Da mußte er nochmals trinken, und einen guten Zug. Doch beurlaubte er ſich jetzt, und ließ ſich, nachdem er zuvor aus Vorſicht ſeinen Degen in der Stube an die Wand ge-

ſo möchten beachtet haben. Da ſang es unter ihren Fenſtern auf der Straße:

„Zehen Fromme waren nicht
Dort bei Sodoms Strafgericht.“

„Aber, mein Jeſu,“ ſagte ſie zu ihrer Schwiegermutter, der alten Gültlingen, die heute erſt auf Beſuch zu ihr gekommen war, „der Nachtwächter ruft ſchon zehn Uhr und ſie ſind noch nicht da, und draußen iſt's finſtre Nacht, und der Wind raſt, daß die Zügel von den Dächern ſtürzen. Mir iſt ſo bang um's Herz.“

„Ei, Frau Tochter,“ erwiederte die Alte ſtrafend, „ſeid doch keine ſo furchtſame Thörin, mein Sohn, der Vogt, iſt kein zartes Pürſchchen, um das es einem bange ſein dürfte, wenn es einmal in die Nacht kommt. Sind wir doch nicht im Welſchland, wo man einen um einen Batzen mordet, und doch iſt ihm auch dort kein Härlein gekränkt worden.“

So ſuchte die Alte die Sorgen ihrer Söhnerin zu beſchwichtigen, aber es gelang ihr nicht. Ihre Unruhe wuchs mit jeder Minute und ging in eine namenloſe Angſt über, von der ſie ſich keinen beſtimmten Grund angeben konnte. Denn es war nicht das erſte Mal, daß der Vogt, wenn er Geſchäfte halber auswärts war, auch draußen übernachtete. Sie ließ den alten Caſpar mit einem andern Knechte auffitzen, um mit Fackeln ihrem Herrn auf dem Wege nach Gerabſtetten entgegenzureiten und nach ihm zu ſehen.

Der Vogt aber ſaß noch immer bei der fröhlichen Geſellſchaft im Hauſe des Schultheißen. Schon längſt

drängte es auch ihn, nach Hauſe zu gehen. Der Gedanke an ſein liebes Weib, das daheim ſeiner harrte, und ſein Entſchluß zur baldigen Rückkehr wichen nur ſchwer den anhaltenden inſtändigen Bitten ſeines lieben Bruders Degenfeld.

Er ſtand auch wirklich einmal auf, um mit ſeinem Geſinde gen Schorndorf heimzureiten, aber der Degenfelder erfaßte ihn bei der Hand, fiel ihm um den Hals und drückte ihn aus Liebe ſo lange, bis er ihm verſprach, heute in Gerabſtetten zu übernachten.

Jetzt ging der Jubel erſt noch einmal recht an; der gefällige Wirth ließ ſeinen Urälteſten ſpringen, und ſie lebten mit einander in großen Freuden.

Freundlich ſchmiegte ſich Gültlingen an den Degenfelder und ſagte: „Mein lieber Bruder, heut' laß mich dir befohlen ſein; ich bau' feſt auf dich, wie auf einen Fels, wann mir was Menſchliches begegnen ſollte.“ —

Er hatte jedoch ſtets im Sinne, ſich bald zu Bette zu legen; denn er wußte wohl, daß der böſe Feind, wenn er Thür und Riegel zum Eingang offen haben wolle, Einem nur zu trinken gebe; und er gedachte auch wohl ſeiner übeln Gewohnheit in ſolchen Fällen.

Aber eben ging wieder ein Umtrunk herum. Ganz freundlich bat er, für dieß Mal den Pokal an ihm vorüber gehen zu laſſen; doch der Degenfelder rief ihm zu: „ich bring's dir zur guten Nacht, Bruder!“ Da mußte er nochmals trinken, und einen guten Zug. Doch beurlaubte er ſich jetzt, und ließ ſich, nachdem er zuvor aus Vorſicht ſeinen Degen in der Stube an die Wand ge-

hängt, von seinem Knecht in die Kammer leuchten, die er für sich allein erbeten hatte. Der Diener entkleidete ihn, er legte sich in's Bette und befahl sich dem lieben Gott.

„Wollt ihr nicht, edler Herr," sagte der Knecht noch einmal unter der Thüre, „daß ich heut' Nacht zu Euren Füßen liege, damit euch Nichts widerfahren mag? —

Der Knecht wußte des Vogts Gemüth, wenn er im Trunk vom Schlaf aufstünde.

„Es hat gut weg, Georg," antwortete ihm Gültlingen, „geh' nur hin und pfleg' Deiner Pferdlein, und thu' sie recht versorgen. Ich will allein in dieser Kammer schlafen, bis mir die Sonne auf die Decke scheint."

Der Knecht wünschte seinem Herrn eine gute Nacht, machte die Thüre zu, und ging sogleich ins Wirthshaus, wo die Rosse standen, um nach dem Befehle zu thun.

Es ist noch der Glaube im Volk, daß zur Mitternacht der böse Feind los sei, daß er umgehe auf der Erde und Macht habe über die Menschenkinder. Mancher Geselle, der nach zwölf Uhr aus der Herberge ging, soll schon sein böses Spiel erfahren haben. Dieser Glaube war zu jener Zeit, wo die Aufklärung noch in den Windeln lag, allgemein und durch alle Stände verbreitet, und der fromme Christ segnete sich jedesmal bei dem Einschlafen vor den bösen Geistern und Gespenstern. —

Gültlingen mochte etwa eine Stunde gelegen sein; er war im ersten, besten Schlaf, da rauscht und raschelt es unter seinem Bette; er hört Tritte, schwer und hohl,

in der Kammer, in der er doch, wie er gewiß wußte, allein schlief.

Er springt aus dem Bette, ruft nach seinem Knechte um Licht und Hilfe. An der Thüre sieht er eine Gestalt, hager, riesenhaft, im Leichenhemd. Der kalte Schweiß steht ihm auf dem ganzen Leib.

„Im Namen Gottes," ruft er, „wer bist du?"

Die Gestalt regt sich, und hebt wie drohend den Arm, aber kein Laut, keine Antwort.

„Im Namen Jesu Christi, wer bist du? rief der Vogt.

Doch es ist, als ob die Stimme ihm gebannt wäre; er glaubt seinen eigenen Laut nicht zu hören. Die Gestalt wandelt stille auf ihn zu, als wolle sie ihm nachtrachten.

Da sträubt Entsetzen dem Vogt die Haare, er springt an die Wand zurück, er fällt über eine Truhe, aber im Falle faßt seine Hand eine bloße Klinge. Das Gespenst wandelt näher und näher, jetzt ist es hart an ihm, es reckt den Arm nach ihm aus — mit dem Entsetzen der Verzweiflung haut und sticht der Vogt um sich, die Gestalt, lautlos, wird kleiner und kleiner und versinkt mit einem Getöse, daß der Boden schüttert und die Fenster klirren.

7.

Von dem Getöse waren die Schläfer des Hauses erwacht. Der Schultheiß und das Gesinde hatten das Angstrufen des Vogtes, das Schüttern des Bodens ver-

nommen, man ſchlug eilends Licht und begab ſich nach der Kammer, wo der Vogt war. Dieſer, dem der Lichtſtrahl, der die Treppe heraufflimmerte, ein Rettungsſtrahl des Himmels dünkte, ſtand ſchon unter der halbgeöffneten Thür, oben an der Treppe.

„Was iſt das, Schultheiß?“ rief er dem Kommenden entgegen. Der Teufel geht um in Eurem Hauſe.“

Noch zitternd und todtenblaß riß er das Licht dem Schultheißen aus der Hand und eilte voran in die Kammer.

Bewegungslos, Haupt und Bruſt vorgebeugt, den Arm mit dem Lichte ſteif ausgeſtreckt, fanden ihn, ein verſteinertes Bild, die ihm Folgenden.

Vor ihm lag in ſeinem Blute Konrad von Degenfeld; die letzte Spur des Lebens hatte ihn verlaſſen. Denn aus vielen Oeffnungen rann das Blut und weit klaffte unter der Bruſt eine große Wunde.

Der Degenfelder hatte, als Gültlingen zu Bette gegangen war, von einem freundſchaftlichen Trieb geführt, noch länger mit ſeinem lieben Bruder zuſammenſein wollen; er hatte ein Licht genommen und war ihm auf ſeine Kammer gefolgt, um noch mancherlei mit ihm traulich zu reden, wie oft zwei gute Geſellen, die ſich lieb haben, mit einander nach dem fröhlichen Trunke zur Nacht pflegen. Er fand den Freund, als er in die Kammer trat, ſchon tief ſchlafend. Anfangs wollte er ihn wecken, doch bedachte er ſich ſogleich anders, aus Beſorgniß, ihn zu erſchrecken und ihm wehe zu thun. Er zog darum ganz ſtille ſeine Kleider ab und legte ſich in ein beſonderes

Bett, das zu den Füßen Gültlingens ſtand. Seiner Frau hatte er durch den Knecht ſagen laſſen, ſie ſolle keine Sorge für ihn tragen; wann ſie frage, wo er wäre, werde ſie ihn allda finden.

Als die Degenfelderin dieſes gehört, begab ſie ſich gleichfalls zur Ruhe. „Denn," dachte ſie, „da mein lieber Herr wahrſcheinlich ſchon ſanft ſchläft, warum ſollte ich ihn nicht ruhen laſſen und ihn verſtören?" Sie legte ſich in das Bett der Frau Schultheißin, und da es an weiteren Betten fehlte, ſchliefen der Junker von Dürnau und der Schultheiß auf der Bank der großen Stube. Gerade über ihnen war Gültlingens Kammer. Darum hörte es auch der Schultheiß zuerſt, als es dort zu poltern begann.

Der Degenfelder war, nachdem er kaum eingeſchlafen, vom Bette herabgehuſcht, und hatte nach ſeiner übeln Gewohnheit angefangen zu wandeln. Das Deckbett, darunter er gelegen, hatte er um ſich geſchlagen. Gültlingen fährt aus dem Schlafe, er hört was gehen in der Kammer, und da er gewiß glaubte, daß er allein hier ſchlafe, überfällt ihn die Furcht eines Geſpenſtes. Unglücklicherweiſe findet er das Schwert des Degenfelders. Umſonſt, daß er ſein Seitengewehr vorſichtig unten in der Stube gelaſſen; umſonſt, daß er ſich, ſeines Uebels bewußt, eine Schlafſtelle allein erbeten — grauenvolles Schickſal! Den Freund ſelbſt muß die brüderliche Liebe in das einſame Gemach führen; der Freund ſelbſt, arglos, eine ſchöne Stunde traulicher Rede hoffend, muß ihm die mörderiſche Waffe nachtragen, womit der Unglückliche das Herz ſeines

liebſten Genoſſen, ſpaltet! Wen wehen nicht die Schauer an einer finſtern, geheimnißvollen, dämoniſchen Macht, die hier ihr Spiel trieb?

Mit Mühe erweckte man den Vogt aus ſeiner Unmacht, und nur zu Ausbrüchen ſeines Jammers. Er wollte nicht von der theuern Leiche weg, deren Mörder er war.

„Wehe, wehe,“ klagte er laut, daß es in die fernen Häuſer ſchreckensvoll ſcholl, „wehe, mein lieber Bruder, wie biſt du zu mir hereingekommen und haſt mir's verborgen? Mein Gott, mein Gott, wie iſt mir geſchehen? Wie haſt du mich verlaſſen? Bruder, mein herzlieber Bruder! Wollte Gott, ich könnte dich aus dem Tod erkaufen mit meinem rothen Blut. Gern gäb' ich Hab und Gut, und Leib und Blut, daß du nur möchteſt leben!“

Sein Jammer war erſchütternd, rührend ſeine Klage. Wer ihn ſah, über den bleichen, blutigen Todten hineingeworfen, ſah Davids Schmerz um Jonathan, als er auf Gilboa über dem Gefallenen mit gebrochenem Herzen weinte. Denn er hatte ihn ja lieb gehabt, wie ſeine Seele, er war ihm ſo köſtlich wie Frauenliebe, und — er hatte ihn erſchlagen. —

Indeſſen hatte ſich auch der Junker von Dürnau ermuntert, den der Schultheiß ſchlafend verlaſſen. Als dieſer in die Kammer kam, rief ihm der Vogt ganz traurig entgegen: „Wehe, wehe, Kamerad, den Konrad hab' ich erſtochen. Gott erbarm' es!“

Der Junker wollte es nicht glauben; ein Blick in die Kammer, und — „Auf! auf! Schultheiß,“ ſchrie er

heftig, „nimm den Mörder gefangen! Sammle deine Leute; den Mörder verhaftet!“

Doch es bedurfte keiner großen Mühe, den Unglücklichen zu fangen. Junker Jakob dachte nicht an Flucht; ein Bild des Jammers saß er auf der Erde über die Leiche gebückt, als ihn die Diener der Gerechtigkeit umringten.

Er wurde in die untere Stube geführt. Des Erschlagenen Frau trat wie eine Furie vor ihn, ihr weißes Tuch in der Hand, mit dem letzten Herzblut ihres Liebsten getränkt. „Weil du mir hast erstochen meinen edlen, lieben, werthen Schatz, so will ich nicht ruhen, bis er gerochen ist.“

Sie hob ihm das blutige Tuch vor das Gesicht. „Kennst du dieß rothe, süße Blut? Es soll nicht trocken werden, eh's der Herzog weiß und mir Rache schwört. Dein rothes Blut muß ich haben; und er soll mir nicht ins Grab kommen, bis ich es fließen sehe. Sterben mußt du, Mörder; dein Adel, deine Freundschaft soll dir Nichts helfen, und mir soll's süß sein, dich sterben zu sehen!“

Der unglückliche Vogt hörte ihre Verwünschungen, ihre Racheflüche, die Erbitterung des Volkes nicht mehr. Der Anblick der That, seine Umgebung, der Jammer hätte ihn wahnsinnig gemacht, wäre nicht die Natur ermattet, und er auf's Neue in tiefe Ohnmacht gesunken. So lag er auf dem Bette ausgestreckt, regungslos, die Augen geschlossen, als der alte Kaspar mit dem Knechte ansprengte, welche sein edles Weib in der Beängstigung nach ihm ausgesandt hatte.

Dem alten Diener wollte das Herz brechen, als er

die Besorgniß seiner Herrin auf eine so fürchterliche Weise bestätigt sah. Er setzte sich neben Georg, der in stummer Verzweiflung an seines Herrn Seite saß, und vergoß heiße Thränen.

Die Degenfelderin aber warf sich auf's Pferd und jagte, von dem Sporn der Rache getrieben, Stuttgart zu.

8.

In süßer Ruhe lag der alte Kammerpräsident, Hans von Degenfeld, in seinem Hause zu Bette. Der Alte war heute bei seinem gnädigsten Fürsten zur Tafel gewesen und ungewöhnlich heiter nach Hause gekommen. Die ganze Dienerschaft fühlte dieses; denn sonst war der Kammerpräsident ein gar gestrenger Mann, bei dem ein freundliches Gesicht sehr selten war. —

„Nun heute hat er doch einmal einen guten Tag," sagte der Reitknecht zu dem Kammerdiener, „ich will ihn im Kalender mir merken und roth anstreichen, wie die Festtage, damit ich sehe, ob er über's Jahr an selbem Tage wieder so ist." —

„Du meinst also," sagte der Andere, „der Herr gehe gewissermaßen mit den Tagen, so wie man sonst von Leuten sagt; sie gehen mit dem Monde. Du bist ein närrischer Kauz."

„Aber das wirst Du mir lassen," fiel jener wieder ein, „daß der alte und der junge Herr kreuzverschieden sind und sich einander ähneln, wie ein Borsdorfer einem Holzapfel; und doch wirkt der Junker auf den alten Herrn jedesmal, wie Märzensonne auf das Gefrorene."

„Ich wollte," erwiederte der Kammerdiener, „er käme öfter hieher; ja ich wünsche von Herzen, daß er recht bald kommt; denn ist er längere Zeit aus, ists kaum auszuhalten mit dem Alten. Komm', wir wollen auf seine Gesundheit und gute Tage eine Flasche leeren, die mir Thereſe beiseitgestellt hat." —

So unterhielten sich die Diener im Hause des Präsidenten und feierten noch in die Nacht hinein den guten Tag ihres Herrn.

Dieser aber wiegte sich behaglich in seinem Eiderdunenbett und ließ noch einmal alle freundlichen Blicke und Worte, deren er sich heute von seinem Fürsten zu erfreuen gehabt, vor sich Revue passiren. Er war ganz glücklich in diesem Bewußtsein, und seine Brust hob sich voll stolzer Träume.

Da rauschten die damastenen Vorhänge seines Bettes zurück und vor ihm stand seines Sohnes Weib, matt, athemlos, todesblaß. Der Alte erschrack und zitterte wie Espenlaub. „Welche Schreckenskunde soll ich herauslesen aus deinem Jammergesicht? Was macht mein Sohn, dein Mann?" Aber die junge Degenfelderin stand ohne Laut, wie betäubt und trostlos, und sah mit wilden Blicken dem Schwäher ins Gesicht. Die Haare, vom schnellen Ritt aufgelöst, hiengen wie Furienlocken um Hals und Busen.

„Hat dir das Unglück die Sprache geraubt," fragte der Kammerpräsident von Angst geschüttelt. Reiß mich aus dieser Hölle! was macht mein Sohn?"

Die Degenfelderin strengte sich krampfhaft an; die

Mundwinkel zuckten, wie wenn ſie aus der tiefſten Bruſt das Wort hervorränge. Dann bückte ſie ſich weit hinein über den Erſchrockenen: „Rache, Rache, Alter! dein Sohn iſt erſchlagen.“

Wie mit Rieſenarmen riß dieſes Wort den Alten empor. „Erſchlagen?“ ſchrie er ſchmerzdurchwüthet, ſo laut, daß es wie der Wehruf eines Verdammten durchs Haus gellte. „Erſchlagen? von wem?“

„Von einem Mächtigen, von dem Gültlinger.“

„Und wär' er der Mächtigſte im Lande, und wär' er der Nächſte am Throne, ſo müßt' er bluten, oder Friedrich wäre nicht Herzog zu Württemberg und ich ſein Kammerpräſident. Ich ſchwör' es dir, bald ſoll ein Anderer bei ihm ſein, der wird auch mit ihm fechten.“

Er warf den Schlafrock um, und ſprang aus dem Bett. In einem Nu war er ganz angekleidet.

„Folge mir, meine Tochter,“ rief er der Betäubten zu, und eilte zur Thüre.

„Wohin Vater?“

„Zum Herzog.“

„Heute noch zum Herzog?“ Alter, es iſt tief ſpät.

„Folge mir, und wär' es Mitternacht vorüber, jetzt, jetzt noch muß er's wiſſen.“

Sie gingen; und nicht lange, ſo zeigte ſich ihnen das Schloß mit ſeinen ſtarken Thürmen und hohen Schornſteinen, eine ruhige, große Maſſe, im Schatten der Nacht. Kein Fenſter war mehr erleuchtet. Nur an dem Erdgeſchoß des öſtlichen Thurmes, wo er ſich in den Schloß-

graben ſenkt, ſtrahlten geheimnißvolle Lichter ihnen entgegen.

Dort hauſete jetzt im nämlichen Lokal, von welchem aus ſein Vorgänger ſeine Luftfahrt angetre ten hatte, Hans Heinrich Neiſchler, der Magus und Kabinetsalchymiſt des Herzogs.

Der Herzog hatte große Neigung zu Kunſt und Wiſſenſchaft, und beſonders fühlte er ſich zu den Geheimniſſen in beiden mächtig hingezogen. Zur Befriedigung dieſer angeborenen Neigung, vielleicht auch, weil er viel Geld brauchte, aus Bedürfniß des Goldes, gab er zum bitteren Aerger ſeiner Prälaten und der Landſchaft Chemikern und Laboranten freien Tiſch im Schloſſe, welche Meiſter des großen Geheimniſſes zu ſein und die Kunſt, Gold zu machen, zu verſtehen vorgaben. So oft er auch, nachdem er ungeheure Summen an ſie verſchwendet, ſich von ihnen betrogen ſah, immer wieder zog ihn ſeine Neigung zu dieſen myſtiſchen Forſchungen hin.

Auch in dieſer Nacht ſaß er mit ſeinem gelehrten Magus eingeſchloſſen, in dem untern Gemach des öſtlichen Schloßthurmes, um mit ihm zu arbeiten und zu experimentiren. Die Metalle lagen in den Tiegeln, der Ofen glühte, der Herzog harrete des Augenblickes, wo die Verwandlung eintreten und das Gold ſich um's Tauſendfache vermehren würde. Da geſchieht ein heftiges Pochen an der Thüre.

Der Herzog hört, wie man draußen um Gottes willen bittet, er möchte doch öffnen. Nicht gewöhnt, von *einem Sterblichen* in irgend Etwas, geſchweige in ſo

wichtigen Experimenten, ſich ſtören zu laſſen, ſtieg ſchon ſein Zorn in Flammen lodernd auf. Er riß haſtig den Riegel zurück, um den Störer ſeiner nächtlichen Studien zu ſtrafen: da ſtürzt ein Greis und eine ſchöne, junge Dame zu ſeinen Füßen, mit dem herzdurchſchneidenden Rufe: „Gerechtigkeit, Rache!“ —

Wie verſteinert ſtand er unter der Thüre, und betrachtete einige Sekunden im Halbdunkel die Gruppe, die an der Schwelle der halboffenen Thüre lag.

9.

Der Herzog, deſſen Zorn und raſchaufwallende Hitze ſonſt jedem Andern, hätte er noch ſilbernere Haare und ehrwürdigere Züge getragen, als der Alte zu ſeinen Füßen, ein vernichtender Donnerkeil geweſen wäre, ſah nicht ſobald die junge Dame vor ſich knieen, als er ſich bezwang und ſich huldreichſt bückte, um ſie vom Boden aufzuheben. Er hatte zu lange in Mömpelgard gelebt und war mit der feinen Sitte des galanten franzöſiſchen Hofes zu ſehr vertraut, als daß er anders hätte handeln können.

„Ich will nicht aufſtehen,“ ſagte die ſchöne Dame, „und dieſer alte Mann mit mir, bis Euer Fürſtliche Gnaden gewähren, was wir bitten: Gerechtigkeit, Rache!“ —

„Gerechtigkeit?“ rief der Herzog, „es iſt kein Unterthan in meinen Landen, hoff' ich, der ſagen kann, daß ich ſie ihm je verweigert habe.“ —

„Gerechtigkeit, mein gnädigſter Fürſt! Zürnet nicht,“ ſprach der Degenfelder und ſprang, vom Geiſt der Rache wie jugendlich aufgeſchnellt, vom Boden auf.

„Ah, unſer Kammerpräſident, Du ſpannſt mich auf die Folter. Was kann ich Dir thun, Alter?“ —

„Gerechtigkeit, Euer Gnaden! Mein Sohn iſt erſchlagen. Hier ſteht die Wittwe.“

Eine ſtille Pauſe trat ein. Des Herzogs Augen blitzten.

„Gott helfe mir,“ rief er. „Iſt's möglich? In meinen Landen? Folgt mir auf meine Zimmer; ſogleich!“—

Er gab galant der Degenfelderin den Arm, die, eine hohe Schönheit, der Schmerz und die Leidenſchaft noch intereſſanter gemacht hatten. —

Der Herzog ſchickte ſogleich nach ſeinem Kanzler, dem Doktor Enzlin, der vom Katheder in's Miniſterium gekommen war. —

„Euer Mann erſchlagen!“ rief er voll Entrüſtung und Theilnahme. „Trocknet Eure Thränen, ſchöne Wittwe. Gottes Schwur, ich will Gerechtigkeit handhaben, und wäre mein leiblicher Sohn der Mörder. Wer iſt der Verruchte?“ —

„Jakob von Gültlingen,“ antwortete die trauernde Wittwe. —

„Gerechtigkeit, kein Erbarmen mit ihm! Wie, wo, wann erſchlug er ihn?“ —

In kurzen, abgeriſſenen Worten erfuhr er die That, wie ſie der Jammer und die Rachbegier darſtellten. —

„Kanzler,“ rief er dem indeß eingetretenen Enzlin zu, „Kanzler, was ſagſt Du zu dieſem Frevel?“ —

„Kopf ab, Kopf ab, gnädigſter Herr,“ ſprach dieſer

mit dumpfem Ton, wie ein Leichenrabe, „wenn Ihr dem Geſetz Würde, dem Lande Ruhe ſchaffen wollt.“ —.

„Weißſt Du, Wer es iſt?“ fragte der Herzog. „Es iſt ein Adeliger.“ —

Adel hin, Adel her. Aug um Auge, Zahn um Zahn! Wollt Ihr das Geſetz beugen, gnädigſter Fürſt?“ —

Er wußte, daß das moſaiſche Recht bei ſeinem Herrn Etwas galt, und ſeine giftigen grünen Aeuglein ſchoßen tief hervor Freudenblitze aus dem erdfarbenen Geſicht. —

„Du haſt Recht, Doktor,“ ſprach der Herzog. „Ich ſteh an Gottes Statt. Wer Menſchenblut vergeußt, deß Blut ſoll auch vergoſſen werden.“ Und abermals, „Wer das Schwert zieht, ſoll mit dem Schwert gerichtet werden.“

Der alte Degenfelder dankte dem gerechten Herrn, wie er es nannte, und der Herzog neigte ſich huldvoll zu der ſchönen Wittwe und entließ ſie.

„Was meinſt Du, Kanzler,“ ſagte der Herzog, als ſie fort waren; „der Gültlinger hat den Tod verſchuldet, aber er dauert mich.“ —

„Kopf ab, Kopf ab, Euer Gnaden. Das iſt Euch ein ſchlimmer Geſell, dieſer Vogt, jähzornig, unbotmäßig und ungebändigt. Gedenkt Ihr denn nicht mehr, wie er gegen Eure fürſtliche Machtvollkommenheit Einſprache that, da Ihr an dem Honauer, dem Goldmännchen, Gerechtigkeit übtet?“ —

„Ich erinnere mich, Doktor. Wenn er aber nur nicht von Adel wäre!“ —

„Wollt Ihr großmüthig ſein,“ ſprach der Kanzler.

„weil Großmuth eines Fürſten Zier und Ruhm iſt, ſo können wir ihm ja die Wohlthat erweiſen, und ihn friſch weg aus der Welt ſchaffen. Iſt's doch ihm ſo viel beſſer, als wenn er lang im Arreſt ſchmachten, Koſten und Langeweile tragen, und am Ende den Kopf doch noch verlieren muß." —

„Du haſt Recht. Hol ein Gutachten beim Oberrath ein, und beſtelle indeß den Meiſter mit dem ſcharfen Schwert. Wir wollen machen, daß Ordnung wird in unſerem Volk, und, wenn ſie nirgends mehr funden wird auf Erden, ſo ſoll Gerechtigkeit herrſchen in Unſeren Landen." —

Er ſchritt mit dieſen Worten majeſtätiſch durch das Zimmer nach ſeinem Schlafgemach.

Der Kanzler aber ging dieſe Nacht nicht zu Bette. Der Morgen fand ihn noch an ſeinem Schreibtiſche, und ehe der Morgen anbrach, ſtanden ſchon zwei Reitende vor ſeinem Hauſe, die ſeine Befehle nach Gerabſtetten und nach Waiblingen bringen mußten, den Vogt mit Ketten gefeſſelt nach dieſer Stadt zu führen.

Die lange im tiefſten Winkel ſeiner ſchwarzen Seele verhaltene Rache hatte jetzt die Gelegenheit gefunden, ſich zu ſättigen; und wie hätte er ſäumen können, wo es dieſe zu befriedigen galt? Und als er des andern Tages in's Kabinet mit einem Geſichte trat, in dem die durchwachte Nacht ſich deutlich wies, empfing er lächelnd die Complimente wegen ſeiner unermüdlichen Sorgfalt, und der Fürſt nannte ihn ſeinen vielgetreuen Diener.

10.

In den tiefen Schatten des Schwarzwaldes, wo der Kollenbach und der Zwerenbach eine Gabel bilden, hebt sich aus einem romantischen Thale das Schlößchen Bernek, wo der alte Gültlingen hauste.

Noch jetzt in den verfallenen Mauern der Burg wandeln oftmals die Geister der Lustbarkeiten der früheren Jahrhunderte, und noch in unsern Tagen hat der rothe Mantel, der sich über dem Thale erhebt, manchmal Gelegenheit, in dem bewegten Saale des Schlößchens Tänzer und schöne, leichtgekleidete Tänzerinnen mit seiner Felsenmauer vor dem scharfen Schwarzwälderwind zu schützen.

Es war der Feiertag Simonis und Judä; von Altenstaig und Nagold waren Freunde des Freiherrn, vom heitern Himmel herbeigezogen, auf Besuch im Schlosse, und der Alte war voller Freude.

„Jetzt herbsten sie drunten im Neckar- und Remsthal, sprach er munter zu seinen Töchtern und den Freunden; die haben Feuerwerk und neuen Wein und Tanz; haben wir das Eine nicht, so laßt uns das Andere mit ihnen theilen. Ich bin heute fröhlich, wie ich's lange nicht war."

Ein Spielmann war gleich zur Hand, die Tische wurden weggeräumt, der Zinkenbläser blies und die Damen und Herren, die sich nicht lange zureden ließen, walzten vergnügt durcheinander.

Da zuckte ein weißer, zackigter Blitz durch den Saal, die Augen der Tanzenden blendend, und nachkrachte ein fürchterlicher Schlag.

„Das war einer aus blauem Himmel," rief der Alte unerſchrocken, und trat an's Fenſter. Aber ſchon zog, vom Sturme gepeitſcht, ein breites, finſtres Wettergewölk fliegend hinter dem hohen Mantel hervor, der es bisher dem Auge verdeckt hatte, über den ganzen Horizont.

Der Jäger trat durchnäßt in den Saal. „Die Alteich iſt vom Blitz geſpalten bis auf den Grund, meldete er. —

„Sie hat mein Urgroßvater gepflanzt, jeder meiner Vorfahrer ſeit dreihundert Jahren hat ſeinen Namen und ſeinen Geburtstag darein eingeſchnitten, und auch der meinige und der meiner Kinder ſteht darauf," ſprach der Alte zu den Gäſten; „nun, laß die Bäume ſpalten, mein Stamm ſteht unerſchütterlich. Aufgeſpielt, Spielmann!" —

Der Walzer begann auf's Neue. Der Freiherr wurde abgerufen. Ein Hilfgeſchrei machte Spiel und Tanz ein Ende. Die plötzliche Unpäßlichkeit des Schloßherrn, die man erfuhr, verſcheuchte auf einmal die Gäſte, und in dem Saale wurde es ſtill und leer.

In ſeinen Lehnſtuhl zurückgeſunken, hörte der Alte die Hiobspoſt von ſeinem Sohne, um ihn her in Thränen zerfließend die Töchter, auf dem Gange die beſtürzte Dienerſchaft. Noch in der Nacht verließ er ſein Schloß und jagte durch die ſturmgeſchüttelten Tannenwälder, ſchwarz und trauervoll, wie des Freiherrn Bruſt, und herüber und hinüber geſtürmt, wie ſein Blut und ſeine Gedanken.

Der alte Gültlingen jagte mit ſeinen Töchtern durch Schluchten und Engen des Schwarzwalds herab auf dem

kürzeſten Wege nach Stuttgart, um Fürbitte beim Herzog einzulegen.

11.

Es war ein Anblick, der Hofleuten Thränen entlockte, als der alte Ritter und die edeln Fräulein in Trauerkleidern in das Schloß zu Stuttgart gingen. Der ganze Hof wußte, daß der eiſerne Herzog unerbittlich war, weil er mehr als ſonſt eiſern ſein wollte; und daß der Kanzler des Vogtes Todfeind war.

Der Alte warf ſich auf die Kniee vor dem Herzog, die Schweſtern des Gefangenen warfen ſich auf die Kniee. Er ſah Vater und Schweſtern klagend und flehend zu ſeinen Füßen, und blieb unbewegt.

Verzweifelnd ſtanden die Trauernden auf, als der Herzog kalt ſprach: Hier war ein Mord, und auf Mord ſteht das Schwert.

Der alte Gültlingen war ein Mann des Gedankens und des Wortes. Er ſuchte durch Gründe auf die Ueberzeugung des Herzogs zu wirken, auf deſſen Herz zu wirken mißlungen war.

Matthäus Enzlin, der bei ihrem Eintritt zur Seite des Herzogs geſtanden war, hatte ſich bei dieſem Auftritt zurückgezogen. Und ſollte ihn auch der Herzog begnadigen wollen, ich begnadige ihn nicht, ſagte er für ſich. Ich bin noch nicht verſöhnt mit Dir, Obervogt von Schorndorf!

Als der alte Gültlingen zu ſprechen anfing, trat der Kanzler wieder vor, ganz nah an die Seite des Herzogs.

Es iſt ein unvorſichtiger Mord, ſagte der Alte. Die

Strenge des Geſetzes walte gegen Böſe; gegen Fehlende, gegen Schwache iſt es fürſtlich ſchön, Nachſicht und Güte zu üben. Gegen unwiſſend Fehlende iſt es Chriſtenmilde und Weisheit, des Buchſtabens Härte nicht zu handhaben. Da iſt nur die Gerechtigkeit am Platz, die mit Gnade ſtraft und die Strenge des Geſetzes mildert.

Denkt an's Geſetz, gnädiger Herr, denkt an's moſaiſche Gebot! raunte Enzlin dem Herzog ins Ohr, während er den Vortrag des Alten anhörte. Kaum glaubte er zu bemerken, als wolle der Fürſt wanken, ſo rief er dem Freiherrn unterbrechend entgegen: „Wer Menſchenblut vergeußt, deß Blut ſoll auch durch Menſchen vergoſſen werden! So ſpricht die Schrift.“

Der Herzog, im Gefühl ſeiner Machtvollkommenheit und ſeines Rechtes über Leben und Tod, das er in dieſer Art nicht hatte, ſtrich mit dem Zeigefinger pfeifend durch die Luft. Kopf ab, Kopf ab! ſagte er.

Hoffnungslos ging Gültlingen mit ſeinen Töchtern hinweg.

12.

Kaum war der alte Ritter aus dem Audienzſaale, ſo trat im Namen des Oberraths (ſo hieß damals die Regierung) Herr von Bouwingkhaußen ein und übergab das Gutachten der Regierungsräthe.

Was iſt die Anſicht meines Oberraths? fragte der Herzog.

Der Oberrath, Euer fürſtlichen Gnaden, ſagte der *Bouwingkhäußer*, hat in Sachen des von Gültlingen

erwogen und erachtet, was ihm Menſchenliebe, Billigkeit, Klugheit und Gerechtigkeit, namentlich was ihm die allgemeinen und beſonderen Landesgeſetze an die Hand geben.

Die Gerechtigkeit, denk' ich, ſagte der Herzog ſcharf dazwiſchen, ſollte das Erſte und Letzte ſein, woran ein Gericht ſich zu halten hat.

Dieſe im Auge, fuhr der von Bouwingkhaußen fort, iſt des Oberraths Meinung: Der Beſchuldigte ſoll in gerichtlicher Ordnung behandelt werden; der Vater des Entleibten ſoll Kläger ſein, der von Gültlingen mit ſeiner Vertheidigung gehört, ihm der erbetene Vertheidiger bewilligt, und wegen ſeiner Verpflegung Sorge getragen werden. Euer fürſtlichen Gnaden finden Das alles rechtlich ausgeführt und begründet in dem Bedenken des Oberraths, das ich hiemit zu überreichen die Ehre habe.

Ich werde es leſen. Ich werde es erwägen, dieſes Bedenken, rief der Herzog ungeduldig, und winkte dem Rathe ſeine Entlaſſung zu.

Mit faſt zitternder Haſt überflog er das Papier, und ging mit ſchnellen großen Schritten dabei auf und ab. Der Kanzler folgte jeder ſeiner Bewegungen, jedem Zug in ſeinem Geſichte. Das Gebärdenſpiel des Fürſten war das Lebhafteſte, während er las, und einzelne halbverſtändliche abgeriſſene Laute ausſtieß. Dann warf er es auf den Tiſch.

Seichte Schwätzer! brach er endlich aus. Er iſt mein Diener und Obervogt zu Schorndorf, und der Ermordete war auch mein Diener. Ich muß geſchehen

lassen, was der Thäter verschuldet hat. So spricht Gottes Gebot; das ist meine Pflicht als Landesherr an Gottes Statt. Diese bloße, platte, leere Juristerei ist gegen Bibel und gesunden Menschenverstand. Lies, Doktor, lies dieses Bedenken. Und diese Schöpse von Pedanten bilden sich noch etwas darauf ein, daß sie keinen Menschenverstand, sondern nur noch Paragraphen im Kopfe haben! Diese bedenkenden Lilliputer! Sie sind nur noch Corpusjuriszeichen, ohne Gefühl und Verstand. Ich bitte dich um Gotteswillen, Doktor, gibt es etwas Entsetzlicheres, als Juristerei ohne Menschenverstand?

Gewiß nicht, Euer fürstlichen Gnaden, antwortete der Kanzler rasch; gewiß nicht. Nur Eines wäre noch entsetzlicher, das nämlich, wenn diese Juristen ohne Menschenverstand Willen hätten, und zwar den Willen und die Kraft, Menschen mit Verstand, Köpfen gegenüber, ihren Unsinn durchzusetzen. Wenn es nach dem Bedenken des Oberraths ginge, so würde der arme Gültlingen in einem langen Prozeß hin- und hergezogen; es wäre ein Verhören und Schreiben und Wiederverhören, ein Urtheilsprechen und Appelliren und wieder Verurtheilen, und das Ende von Allem wäre, daß der Malefikant seinen Kopf doch verlöre. Es ist bloße Großmuth, Euer fürstlichen Gnaden, ihn durch eine geschwinde Enthauptung aus der Welt zu bringen. Er wird dadurch, wie ich gleich Anfangs sagte, der Haft, und der Kosten einer jahrelangen Todesangst, und schlafloser Nächte enthoben. Großmuth ist's, gnädiger Herr, nur Großmuth!

Der Herzog ergriff rasch die Feder, und trat an den

grünen Tiſch, darauf das Gutachten des Oberraths lag. Er ſchrieb eigenhändig darunter: „Der Räthe faſt zu ſeicht Bedenken haben Wir nicht annehmen können.“

Du ſorgſt, lieber Doktor, ſprach er darauf zu dem Kanzler, du ſorgſt, daß die Enthauptung geſchwind iſt. Du wirſt ſelbſt noch dieſe Nacht nach Waiblingen abgehen. Morgen frühe muß Alles vorüber ſein, Alles. Die Gerechtigkeit will und ſoll ihren Lauf haben. Erſt nach der Vollſtreckung gibſt du das Bedenken wieder in den Oberrath zurück.

Die Herren werden ſtaunen, ſagte Enzlin vergnügt.

Und ſchweigen, ſprach der Herzog.

13.

Der alte Ritter war indeſſen nach Waiblingen geeilt, wo ſein Sohn gefangen lag.

Junker Jakob, der unglückliche Vogt, war indeſſen in der zweiten Nacht mit Schergen in eine verſchloſſene Kutſche gebracht und nach Waiblingen geführt worden. Der Amtmann der Stadt hatte ſchon den Befehl Enzlins, des Kanzellarius, in Handen, und Gültlingen wurde in hartes Gefängniß geworfen.

Hier bat er, als er ſich von ſeinem erſten Schmerze der Verzweiflung geſammelt hatte, um einen Rechtsbeiſtand, damit er im Wege Rechtens ſeine Unſchuld vertheidigen möchte. Jedem Straßenräuber, jedem groben Mörder, jedem Dieb und Gauner wird dieſes Recht geſtattet. Wie hätte er nicht, der ſchuldloſe Urſächer des

Todes ſeines liebſten Bruders und Genoſſen, einen Anſpruch darauf haben ſollen?

Er ſetzte Alles treulich, wie es ſich begeben, auf's Papier und gewartete mit Sehnſucht der Stunde, wo er vor dem zuſtändigen Richter gehört und die rechtliche Unterſuchung vorgenommen werden ſollte. Sein Gewiſſen, die Thatſachen, alle Nebenumſtände ſprachen ihn frei, und die Thränen, die während des Schreibens auf das Papier floßen, waren gewiß nicht Thränen der Schuld, die ſeine Seele drückte.

Das Wiederſehen zwiſchen Vater und Sohn war ein bitteres: Der Alte konnte keine Hoffnung bringen, als die, welche ihm die Oberräthe gemacht hatten. Es war ein Strohhalm; aber er hielt ſich daran. Anders war die Anſicht und die Stimmung des Sohnes.

Auch ich hatte zuerſt Hoffnung, Vater, ſagte mit großer Faſſung der jüngere Gültlingen; denn ich bin unſchuldig an meines trauten Freundes und Geſellen Tod. Ich werde im Wege Rechtens meine Unſchuld vertheidigen, und habe mir einen Rechtsanwalt als Beiſtand erbeten. Aber wie ich die Sache unter den vorliegenden Umſtänden zu betrachten anfange, verſchwindet für mich eben damit jede Hoffnung. Ich kenne meinen gnädigſten Fürſten und Herrn allzugut, um mir noch Hoffnung zum Leben zu machen. Er iſt nicht bös, aber raſch, ein heißer Fürſtenkopf. Er rauſcht wie ein Sturm daher. Dieſer Sturm reißt einen Aſt von deinem Stamm. guter Vater; mach' dich gefaßt darauf. Und zudem — *des Herzogs* Natur iſt es nicht allein, was zu fürchten

ist. Nicht den Rauscher fürcht' ich am meisten; was mir meinen Untergang gewiß macht, das ist der Leisetreter, der Schleicher. Ich weiß, wer das Schwert schliff, das nach meinem Haupte zuckt. Es ist der tückische, rachgierige Mann an des Herzogs Seite, der Kanzler. Der ruht nicht, bis er mein Leben verzehrt hat.

Ich werde noch diese Nacht wieder nach Stuttgart zurückjagen, sprach der Vater. Hier bin ich dir vorerst nichts weiter nütze: dort kann und will ich Stadt und Hof für dich bewegen. Deine Schwestern sind schon dort thätig, sonst wären sie hier mit mir. Ich bringe dir die Küsse ihrer treuesten Liebe.

O eure Liebe thut wohl, sagte der Gefangene. Auch mein liebes Weib ist in der Residenz. Sie hofft, die Arme! Thut ihr das Eure; ich will mich ruhig und gelassen für alle Fälle zum Aeußersten bereiten. Ist es Gottes Zulassung, so werd' ich sie verehren, auch wenn's zum Tode geht, und werde sterben, wie ein Christ soll.

Mit nassen Augen riß sich der Alte aus den Armen des Sohnes los, und eilte nach Stuttgart zurück.

Indessen war die Schwesterliebe für den gefangenen Bruder thätig gewesen.

14.

Schon brannten die Lichter im Schlosse. Die Herzogin Sibylla saß auf dem Sopha und las. Eine Kammerfrau trat schnell herein.

Ein edles Fräulein bittet um Audienz bei der gnädigen Frau Herzogin, meldete die Kammerfrau. So spät

Abends es iſt, ſie will ſich nicht abweiſen laſſen. Sie behauptet, Euer Gnaden kennen ſie.

Aber ehe dieſe das Wort geendet hatte, ſank das Fräulein, in tiefe Trauer gekleidet, ſchon ſelbſt zu den Füßen der Herzogin.

In ſich und ihren Schmerz verſunken, das Geſicht verhüllt, war ſie keines Wortes mächtig.

Was führt euch zu mir? fragte ſanft die Herzogin Sibylla.

Das Unglück, gnädige Frau, ſagte das Fräulein.

Sie blieb knieend und ſuchte nach Worten.

Das Unglück, erwiederte die Herzogin. Es gibt nichts, was Unglück iſt für eine Frau, als Alter und verblühter Reiz. Steht auf, Fräulein; ihr ſeid jung und ſchön.

Laßt mich zu Euren Füßen, ſagte die Verſchleierte. Sie hatte ſich gefaßt. Mit gefalteten Händen, aber gehobenem Angeſicht ſchaute ſie zu der Herzogin auf. Laßt mich zu Euren Füßen, bis Ihr mir die Gewähr meiner Bitte zugeſagt habt.

Steht auf, ſteht auf, ſagte raſch die Herzogin, und hob die Knieende auf. Woher hätte ich die Macht, Bitten gewähren zu können? Wer biſt du, meine Tochter? Du ängſtigeſt mich.

Das Fräulein ſchlug den Schleier zurück. Ein ſchönes blaſſes Geſicht zeigte ſich, in welchem die Angſt des Todes ſaß.

Eliſe von Gültlingen! rief Sibylla, wie lange habe ich dich nicht geſehen! O armes, armes Mädchen, o unglückſelige Schweſter!

Euer Herz sagt es Euch, gnädige Frau, sprach Elise, daß es die Schwester ist, die dießmal für den Bruder hier steht und fleht. Des Bruders Gefahr ist es, die mich auf den Flügeln der Angst und der Liebe von unserm stillen Wohnsitz im Schwarzwald hieher trägt. Erbarmet Ihr Euch unser, gnädige Fürstin. O eilt, und rettet durch Eure Fürsprache den Unglücklichen. Seid Ihr uns gnädig und stimmet den harten Sinn des Herzogs zur Milde.

Ein wehmüthig bitteres Lächeln zuckte über das bleiche Gesicht der Fürstin.

Meine Fürsprache, liebes Kind, sagte sie, würde deinem Bruder nur schaden. Ich kann nichts für dich thun. Ich bin fremd im eigenen Hause.

Bestürzt schaute das Fräulein von Gültlingen auf die Herzogin.

Ja, fuhr diese fort, ich bin fremd geworden dem Gemahl, und was mir das Herz mit Schmerz erfüllt, was ich verschließen muß tief hinein ins Innerste und verbergen vor aller Welt, das will ich dir sagen: mit meinem Jugendreiz ist auch des Herzogs Liebe von mir gewichen. Mein Leben ist eine Kette von Kränkungen und Trübsalen geworden. Trauer und Herzeleid sind meine Gefährten. Der ärmste Unterthan würde mein Kreuz nicht um all sein Elend eintauschen. Ich bin elend, ach so elend!

Eine schmerzliche Pause trat ein.

Erwarte von meiner Fürsprache nichts, arme Elise, sagte sie darauf hinzu. Geh fort, geh hinüber zur Frau

von Dresden. Sie kann dir Fürſprecherin ſein; ich bin ein Nichts, gar Nichts.

Unter den reizenden Frauen, denen der Herzog ſeit einigen Jahren huldigte, war um dieſe Zeit vorzugsweiſe Eine ſeine Geliebte, eine ſchöne Sächſin, Magdalena Möringer; ſie hieß im Volke nur „die Frau von Dresden".

Verzeiht, gnädige Frau, daß meine Bitte Euch in ſo ſchmerzliche Erregung brachte. Armer Bruder, wo ſuche ich nach Hülfe und Gerechtigkeit für dich! — Dort? dort? — O! Gott, das iſt ſchwer.

Das iſt es ja eben, ſagte Sibylla gefaßter, was mein Unglück noch erhöht: ich ſehe ſo viel, was nicht ſein oder anders ſein ſollte; und meine Hand iſt gebunden; ich vermag nichts dabei zum Beſſeren zu thun. Das Unglück, das dein Haus betroffen und das euch noch tiefer zu beugen droht, geht mir ans Herz. Aber ich weiß dir keinen Rath, als geh zur bezaubernden Magdalena, geh zur Möringerin. — „Sie hat Augen wie Diamanten, ſie hat ein Weſen wie eine Königin und eine Holdſeligkeit wie ein Kind," ſagt der Herzog. Gegen den böſen Kanzler beim Herzog euch zu vertreten, vermag nur ſie, ſonſt Niemand.

Da Ihr ſelbſt mich dahin weiſet, gnädige Frau, ſo muß es ein guter Weg ſein, ſagte Eliſe. Für des Bruders Rettung — was thät' ich nicht?

Sie hat mir viel Schmerz bereitet, ſagte die Fürſtin. Aber ſie iſt es nicht, welche die ſchwere Schuld daran trägt. Sind wir Herr unſers Herzens? — Fürchte Dich *nicht* vor ihr; ſie ſoll gut und edel geſinnt ſein, und

freundlich, ſo ſtolz ſie iſt auf ihr Glück. Dein Unglück und dein Schmerz werden ihr Herz bewegen und ſie wird ihn retten.

Damit küßte ſie das Fräulein auf die Stirn und entließ ſie.

So wie Eliſe das Gemach verlaſſen hatte, und die Herzogin ſich allein ſah, brach ihre Kraft zuſammen: Das Letzte, was ſie geſprochen hatte, war von ihr mit augenblicklicher Ueberwindung des eigenen Herzens geſprochen worden. Denn ſie war in dieſem Punkte nicht größer, als die Natur anderer Frauen: Das Grundgefühl ihres Herzens gegen die Möringerin war — Haß.

15.

Schon war Eliſe auf dem Marktplatz, in dem Hauſe mit den zierlichen Erkern, wo die Möringerin wohnte. Sie erwartete die vielgeltende Frau im Empfangzimmer. Magdalena trat ein, ſchlank und üppig, leicht und ſtolz. Unter reichen blonden Haaren glänzten zwei große blaue Augen, lebensfroh und beweglich.

Sie zog freundlich und gütig das Fräulein auf die weißdamaſtenen Kiſſen des Sopha's nieder und ſagte ſeelenvoll: Was wünſchen ſie ſo ſpät noch von mir?

Eliſen's Angſt für den Bruder drängte Namen, Erzählung und Bitte in wenige Worte zuſammen. Ich weiß, ſchloß ſie, wie ſehr der Herzog Ihre Güte und Schönheit verehrt. Ich beſchwöre Sie, gnädige Frau, beim Heiligſten, beim Beſtand des Glücks Ihres Herzens, ſprechen Sie für meinen Bruder, retten Sie ihn!

Die schöne Frau war ebenso erschüttert von dem unglücklichen Fall und von der Lage der Bittenden, als sie geschmeichelt war von dem Vertrauen, das man in ihren Einfluß setzte.

Es ist zehn Uhr schon vorüber, sagte sie. Er ist heute für Niemand mehr zu sprechen, auch für mich nicht, wenn ich ihn nicht mißstimmen soll. Und das müssen wir vermeiden, wenn wir Ihres Bruders Leben von ihm erbitten wollen. Er ist sehr gegen ihn eingenommen, der Herzog. Aber der Unglückliche muß gerettet werden. Es soll sich zeigen, wer mehr über ihn vermag, meine Liebe oder dieser Kanzler. Gehen Sie mit Gott, liebes Kind, gehen Sie ruhig. Ich rett' ihn, morgen in aller Frühe sehe ich den Herzog. Ich rett' ihn, oder der Herzog liebt mich nicht.

Wie war Elise getröstet, hoffnungsvoll, als sie Abschied nahm! Wie dankbar schied sie von dieser Frau. Sie liebte sie jetzt, sie, die sie, ehe sie sie so gekannt, ungleich beurtheilt hatte.

Im leichten Morgenkleide saß die Möringerin in ihrem Kabinette, reizender als je. Sie hatte Alles gethan, um den Herzog heute bezaubern und zu ihrem Willen bewegen zu können. Gestern Nacht noch fand er, als er aus dem Laboratorium kam, ihr Billet, das ihn für den Morgen zu ihr bat.

Der Herzog ließ nicht auf sich warten. Komme ich nicht deinem Wunsche zuvor? sagte er, in ihren Reiz versunken.

Ihr frühstückt doch mit mir? sagte die schöne Frau.

Ich habe jenes Frühstück bereitet, das wir miteinander einnahmen auf der Villa Farneſe, wo ich ſo glücklich war.

Wo dein Liebreiz zu Gaſte ladet, ſagte der Herzog entzückt, wer könnte da wiederſtehen? Magdalena, Du biſt heute himmliſch. Was willſt Du von mir? Was kann ich Dir thun?

Euch und mir thut Ihr es, ſagte ſie, wenn Ihr es thut, was ich bitte. Ich bitte um Gültlingens Leben. Schenkt Gnade für Recht! Soll dieſes Herz — ſagte ſie, ihre weiche Hand ihm darauf legend — ſoll dieſes Herz, das ſo viel beglücken kann, ſchnell verdammen?

Magdalena, ſprach der Herzog, wie vom Blitz gekreuzt, bitte Alles, nur dieſes nicht. Es iſt nicht in meiner Macht, es zu geben.

Ich habe meine Liebe in die eine Wagſchale geworfen, und die Deine in die andere, rief die reizende Frau feurig. Wenn Du mich liebſt, wie ich Dich, mußt Du mir meine Bitte gewähren.

Der Herzog ſtand einen Augenblick ſchweigend. Iſt der Vogt zu retten, ſagte er darauf, ſo ſoll er gerettet werden. Ich gebe Dir darauf mein fürſtliches Wort.

O Euer Herz iſt gütig, das wußt' ich! rief die Möringerin glücklich. Der Herzog entriß ſich ihrem Danke raſch. Ich muß, ſoll er gerettet werden, eilen.

Ob er jetzt wünſchte, daß Gültlingen lebe, oder daß er todt wäre — Niemand hat in dieſem Augenblick in ſein Herz geſehen, als das Auge des Ewigen, der die Gedanken und die Nieren prüft.

16.

Während die Herren der guten Stadt Waiblingen rathſchlagten, Wen ſie dem Junker zum rechtlichen Beiſtand vorſchlagen ſollten — trat zu Aller Verwundern und Entſetzen ein hoher, baumſtarker Mann in den Saal, ein rothes Mäntelchen über ein ſchwarzes, weitfaltiges Kleid geworfen, darunter die Scheide eines großen, breiten Schwertes hervorſah.

Es war der Meiſter Neher von Stuttgart. Er zog einen Brief aus dem Buſen und überreichte ihn dem Stadtrathe.

Der Bürgermeiſter las, ſtaunte und las wieder, aber immer waren und blieben es dieſelben Worte: Der Scharfrichter ſolle dem Junker von Gültlingen in aller Frühe den Kopf abſchlagen. Darunter ſtand des Herzogs Siegel und der Brief war eigenhändig vom Kanzler. Die Stadträthe ſahen einander an.

„Soll er denn ſterben ohne Urtheil und Recht? Mag ihm nicht zu kurz geſchehen?“ ſagten ſie.

Der Bürgermeiſter zuckte die Achſeln. „Was iſt zu machen? Wir können nicht widerſtreben, geben wir's in Gottes Hände, und verkünden den Befehl dem Vogte.“ —

In Gott's Namen denn! ſagte der Eine; in Gott's Namen! meinte der Andere; der Dritte und Vierte ſtaunte, jammerte und ſchwieg.

„Staunen, Schweigen und Gehorchen, ſagt der edle Berichterſtatter, dem wir dieſes Trauerſpiel nacherzählen, hat ſchon lange zu dem Volkscharakter dieſes Landes gehört.“

Den Bürgermeiſter an der Spitze, zogen die löblichen Stadträthe zu Waiblingen, ſo ſpät in der Nacht es war, vor den Thurm, darinnen der Vogt gefangen lag, und geleiteten ihn in ein Stübchen auf dem Rathhaus, zogen den Befehl Sr. Durchlaucht hervor, und meldeten ganz traurig dem Junker ſeinen Inhalt.

Dieſer, voll ſtarken Glaubens und Heldenmuthes, hörte es ruhig, und berief ſich auf ſein Recht. Ich kannte meinen Herrn wohl, ſagte er. So iſt er. Gott, ſprach er, hat um Unſchuld gelitten, ſo will auch ich ihm nachfolgen, und ihn bitten um Geiſt und Gnade. Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt, ſo grimmig auch jetzt mein Feind wider mein Leben ſich rüſtet. Er kann mir's wiedergeben. —

Er ſetzte ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb einen Brief voll Treu und Liebe an ſein edles Weib. Geſegne Dich Gott, mein lieber Schatz, ſchrieb er ihr, bis morgen muß ich ſterben. Laß Dir die liebe Mutter befohlen ſein, und all meine Lieben; nimm unſere Kinder wohl in Acht; in der Welt ſeh ich Dich nicht wieder, aber drüben im ewigen Leben. —

Was dieſer zärtliche Brief für einen Eindruck auf die Gattin machte, bedarf keiner Beſchreibung und wäre auch keiner fähig. Aber Das weiß man, daß die edle Frau in ihrem ganzen Weſen eine noch größere Hoheit, Ruhe und Würde ſeitdem offenbarte. —

Er ſchrieb nach dieſem Briefe noch einige tröſtliche und ſchöne Sprüche ſich auf, „gleich, als ob ihn in dieſer großen Noth der Geiſt Gottes recht treiben thät."

Darauf machte er ſein Teſtament, ſchickte nach dem Pfarrer und begehrte das heilige Abendmahl, ſeine Seele damit zu erquicken. Als er es empfangen hatte, dankte er für die Gutthät, pries Gott im Himmel um ſeine Zulaſſung, und ſprach: „Nun iſt meine Seele verſorgt, zeitlich und ewig geſpeiſ't! Wäre ſchon die Stunde vorhanden, da ich ſterben ſollt'!“ —

Darauf ließ er die Herren der Stadt zu ſich bitten, ſprach ſie von allem Vorwurf wegen ſeines Todes frei, ſchärfte ihnen aber ernſt vermahnend und feierlich ein, Gott ohn' Unterlaß zu bitten um Weisheit und Verſtand, und ſich fürzuſehen, daß Einem je zu kurz geſchehen möge.

„Von Gott,“ ſprach er, „iſt Euch das Schwert gegeben. Verkürzt Keinen, der das Recht begehrt. Meidet Gunſt und Geſchenke, und achtet das Recht und Gottes Wort höher, als Fürſten-Gunſt. Sonſt könnet Ihr vor Jenem nicht beſtehen, vor Dem Ihr Rechenſchaft müßt geben. Denn

„Wie Du mich richteſt und ich Dich,
Wird Gott auch richten Dich und mich.“

Darauf lud er ſeinen bittern Feind und jetzigen Verderber vor Gottes Richterſtuhl. Er hob die Hand feierlich auf, wie zum Schwur, und mit dem Blicke eines Sehers rief er: So wahr Gott lebt, **mein böſer Feind, der mich ſo ſchnell verurtheilt hat, wird noch an mich gedenken. Ob er ſchon jetzt hat ſeines Herrn Gunſt, wird ihn ſeine Kunſt doch nichts helfen an jenem Tage!**

17.

Es war Mittwoch frühe. Noch graute der Tag nicht, als in der Stadt Waiblingen ſchon Alles in Bewegung war.

Bſt! Bſt! rief hier ein Kopf, der ſich in der Nachtmütze zum Fenſter herausſtreckte, dem Nachbar über die Straße zu, bſt! habt ihr heut' Nacht auch das Getöſe und Getümmel vernommen. —

Es iſt ganz unheimlich in der Stadt', rief der Zirkelſchmied, der mit ſeiner ledernen Vorſchürze vor ſeine Werkſtatt trat, und der Frühſte auf war; der ganze Marktplatz iſt mit Bewaffneten beſetzt. Weiß Niemand, was es geben ſoll? —

'S iſt geſtern Nacht noch 'ne Staffett vom Herzog kommen, ſagte der Nachtwächter, dazwiſchentretend; der ganze Rath zog Abends zehn Uhr noch in den Thurm, wo der Vogt liegt und von da wieder auf's Rathhaus. —

Immer mehr Köpfe guckten zu den Fenſtern heraus, immer mehr Volk drückte ſich auf den Gaſſen zuſammen. Eine Stunde vor Tag wurden die Thore aufgeſchloſſen, alle Fuhren und fremde Wandersleut hinausgelaſſen, und dann wieder geſperrt.

Jetzt ging der Rathsdiener von Haus zu Haus in Haſt, und bot die Bürgerſchaft bewehrt auf den Marktplatz mit Tagesanbruch. Die ganze Stadt war in Bewegung und Verwunderung, Jung und Alt auf den Beinen, und wußte doch Niemand, wo es hinaus wolle.

Da gingen die Thüren des Rathhauſes auf, und

der Junker von Gültlingen im schwarzseidenen Mantel, wie es die Edeln und Vögte zu tragen pflegten, trat heraus, gefolgt von einem Geistlichen und den Räthen der Stadt.

Heitern Angesichtes bot er Jedem einen guten Morgen. Alle Herzen waren für ihn. Er trat in den Ring der Bewaffneten, der in zwei Reihen den Marktplatz umschloß. Ein schwarzes Tuch ward vor ihm ausgebreitet, mitten auf dem Platze. Er trat darauf, wie ein Held, und hinter ihn wurde eine schwarze Bahre gestellt. Jetzt ging Allen ein schreckliches Licht auf.

Der Vogt begehrte zu sprechen. Todtenstille trat ein. Er bat die ganze Gemeinde, „sich doch stets wohl fürzusehen in allen Schritten und Tritten, der böse Feind liege stets vor der Thüre, allweg lasse er sich finden, und blende die Menschen mit seinem teuflischen Werk. So sei auch er in dieses Leid gekommen mit Unwissenheit; er habe gemeint, es sei ein Gespenst, er rufe jetzt im Angesichte des Todes Gott zum Zeugen seiner Unschuld an, und wolle nun sein Leben darauf lassen." —

Die ganze Versammlung war aufgelöst in Klagen und Schluchzen. Darauf fing er mit leiser Stimme zu beten an, bat Jedermann, wenn er ihm sollte Leids gethan haben, um Verzeihung, und nahm freundlich Abschied von dem Pfarrherrn, der ihn begleitete. Er nahm nun seinen Mantel vom Leibe und gab ihn seinem Jungen zum Angedenken. Keine Hand durfte der Meister an ihn legen, noch ihn von ferne anrühren. Er machte selbst seinen Kragen auf, zog sein Wamms ab und ver-

band ſich mit eigener Hand die Augen mit einem ſeidenen Tuche, knieete nieder und ſtemmte ſtarkmüthig und beherzt beide Hände an die Seiten.

Gegen Brauch und Menſchlichkeit trat der Meiſter ihm vornen unter das Geſicht mit dem blitzenden Schwert; der Vogt bebte nicht und ſtarb ritterlich und feſt. Der Himmel ſelbſt mochte ihm einen Engel zur Stärkung in dieſer Stunde geſandt haben, und vielleicht ſchwebte der liebevolle Geiſt ſeines von ihm erſchlagenen Freundes, um deſſen willen ihn jetzt die blinde Gerechtigkeit ſelbſt des ſchönen Lebens beraubte, um den Sterbenden, und empfing ſeine ſcheidende Seele.

Der Leib ward in die Bahre gelegt und mit einem ſchwarzen Tuche verhüllt. Der herrliche Mann ward im Tode geehrt durch die allgemeine Klage des Volkes; aber klagelos ſtieg der Fürſt, der ihn tödten hieß, unter Verwünſchungen ſein Feind, der den Fürſten zu dieſer That verleitete, in die Grube.

Der Kanzler war ſelbſt in der Nacht noch nach Waiblingen geritten, auf daß die Hinrichtung in der Frühe gewiß und ſicher wäre. Vom Rathhausbalkon aus ſah er ſeinen Feind knieen und ſein Haupt fallen. Er hörte ihn ſeine Unſchuld im Angeſichte des Todes betheuern; er hörte, wie er ihn vor Gottes Richterſtuhl geladen und geweiſſagt hatte, daß er ſeiner gedenken werde. Du beißeſt mich nicht mehr, ſagte Doctor Matthäus. Denn die Todten beißen nicht, ſagt der alte Römer.

Wie ſchlug die Kunde von dieſem Trauerſpiel in

Stuttgart ein, auf Vater und Schwestern, auf die ganze Stadt.

Als Enzlin den Oberräthen ihr Gutachten zurückgab, da staunten und schwiegen sie. Sie schwiegen, wie ein edler Patriot des vorigen Jahrhunderts sagt, „sie schwiegen, weil Reden in ähnlichen Fällen doch nichts geholfen hätten, weil Gültlingen durch's Reden doch sein Kopf nicht wieder geschafft werden konnte, weil sie das Schweigen wohl schon lange gewohnt sein mochten, weil man sich beim Schweigen niemals verredt, und dem Ungemach, Brod und Vaterland zu verlieren, durch Schweigen am Sichersten entgeht. Denn, über Alles zu schweigen, gehört nach europäischen Begriffen zur Liebe des Vaterlands.“ —

Alles schwieg; nur die Dichtkunst wagte zu singen, was Niemand zu sprechen wagte. Ein Klaggedicht, das der Verfasser „kaum vor Trauern singen kann,“ zeigte dem Herzog seine That in einem klaren Spiegel und besang den ganzen Hergang, mit der Bestattung des Enthaupteten also endigend:

Zu Waiblingen in dem Kirchlein klein
Hat man ihn balsamiret ein,
Die Kirch thät man zuschließen.
In wenig Tagen die Freundschaft kam,
Und ihn abholen ließen.

Damit ich dieses Lied vollbring,
Ach, Herr, verzeih uns unsre Sünd,
Laß uns dein Gnad erwerben,
Daß wir im Glauben ritterlich,
Wie dieser Junker, sterben.

18.

Gültlingens Kopf war herunter und zwar durch einen Machtſpruch ſeines allergnädigſten Landesherren; von einer Klage, Ahndung und Rache der Gültlingen'ſchen Familie findet ſich nicht die geringſte Spur. Die einzige Stimme, die ſich laut hören zu laſſen getraute, war das genannte Klaggedicht, das den tragiſchen Fall und das widerrechtliche Verfahren gegen den Vogt beſang. Das Lied ging aus einer Hand in die andere, und ſo bekam es endlich der alte Degenfelder, der Präſident.

Ihm war in dem Liede die Beſchuldigung zugewälzt, daß er es ſei, der dem Unglück den Weg der rechtlichen Vertheidigung abgeſchnitten, und den Herzog zu dem übereilten Verfahren verhetzt habe. Er fühlte innig die Schmach, womit er durch die Bekanntwerdung eines ſolchen Vorwurfes vor dem Publikum befleckt werden würde; denn die Oeffentlichkeit hatte damals noch die Wirkung des Wehthuns, man ſchämte ſich noch und war in der Aufklärung des Menſchenverſtands noch nicht ſo weit gekommen, ſich über die Volksſtimme, öffentliche Nachreden großmüthig fühllos hinwegzuſetzen.

Der Herzog in ſeinem ſchwarzſammtenen goldgeſtickten Mantel ſtand, die Hand auf den grünen Tiſch geſtemmt, im Sitzungsſaale des Geheimenraths. Das Klaglied auf Gültlingens Tod lag auf dem Tiſche. Zur Seite ſtand ihm ſein Kanzler Enzlin, vor ihm der alte Degenfelder.

Der Schmerz des Vaters über den Tod ſeines trefflichen Sohnes hatte tiefe Spuren in das ganze Weſen

des Landhofmeisters eingedrückt. Er klagte abermals, und so oft er den Namen Gültlingen nannte, zuckten Blitze des Hasses gegen die Familie des Thäters über sein Angesicht.

Es drückt und nagt mich, sagte der Alte, daß ich es sein soll, auf den dieses Pasquill Blutschuld werfen will, die in dem Klaglied enthaltenen Schmachreden betreffen aber nicht bloß mich, sondern Ew. F. Gnaden selbst. Die Justiz des Landesherrn ist darin bloß gestellt und geschändet.

Gewiß, sagte der Kanzler. Der Verfasser dieses Pasquills hat die schärfste Züchtigung verdient. Auspeitschen, Austrommeln, Landesverweisen — es wäre zu gut für diese Majestätsbeleidigung. Kopf ab, Kopf ab!

Niemand kennt den Verbrecher, sagte der alte Obersthofrath. Das Blatt fliegt in die Häuser, als ob es der böse Feind ausstreute. Niemand weiß, wer's verbreitet, geschweige wer's gemacht hat.

Niemand? sagte der Kanzler. Glaubt ihr, einem treuen Diener entgehe etwas, das die Ehre seines Herrn kränkt, und sein Auge ruhe und raste, ehe es den Urfächer entdeckt hat? Ich weiß den Verfasser, ich hab ihn ausgekundschaftet.

Und wer hat es gewagt, fuhr der Herzog auf, unsere Justiz so anzutasten? Welcher Mann an unserm Hof oder unserm Lande?

Kein Mann, Ew. Gnaden, sagte der Kanzler. Nur ein Mädchen, ein naseweises Mädchen ist die Verbrecherin. *Kopf ab*, sage ich.

Der Herzog wechſelte die Farbe. Minuten vergin-
n, dann ſagte er in einem Ton, deſſen Weichheit den
berſthofrath und den Kanzler überraſchte:

Nicht Kopf ab, Doctor, nicht doch Kopf ab, wenn
s ein Mädchen gemacht hat, ſo iſt es ein tapferes Mäd-
:n. Einer Schweſter Herz darf wohl bluten über eines
ruders Tod, und jeder Ausdruck ihres Schmerzes iſt
rzeihlich. Ich wollte komm ich einmal in Noth, ich
tte eine Schweſter, die ſich meiner ſo tapfer annähme.

Auch der Geheimerath entblödete ſich nicht, das Klag-
b des edeln Fräuleins als ſtrafwürdig darzuſtellen: es
ja eine Unwahrheit, wie darin geſagt werde, Gült-
igen habe über verſagtes Recht geſchrieen.

Der Herzog ſtrafte dieſe ſklaviſche Selbſtentwürdi-
ng mit Verachtung. Sie hat vollkommen Recht, ſagte
ohne Formalitäten, durch meinen Machtſpruch iſt er
richtet worden. Nicht das Recht der todten Paragra-
en, und der juriſtiſchen Schulſuchſerei, ſondern ich ſelbſt,
allein bin der ſtrenge Bluträcher an ihm geweſen.

So zeigte der Herzog, daß er einen edleren Sinn
ſich trug, als die, welche ihn beriethen.

19.

In der Kirche zu Teufringen, bei ſeinen Voreltern,
heten in Ehren Gültlingens ſterbliche Reſte, und die
eilnahme aller guten Menſchen ſaß an ſeinem Grabe.

Sieben Jahre waren dahingegangen. Ein plötzli-
r Tod hatte den Herzog mitten in ſeiner Siegeslauf-
hn zur Alleinherrſchaft hinweggenommen, eben als ihm

die Ränke ſeines Kanzlers Alles, wie er es wünſchte, bereitet hatten. Auf einmal war die Scene durch dieſen raſchen Griff des Todes eine ganz verwandelte.

Nahe beim Stuttgarter Schloſſe und der Stiftskirche, unter der Mauer, hinter Eiſenſtäben und Gittern, ſitzt ein Gefangener. Hände und Füße ſind mit ſchweren Ketten gebunden. Es iſt ein Kerker, der an und für ſich ſchon eine halbe Folter iſt, und der an einen großen eiſernen Ring in dieſem Gewölb an die Wand geſchloſſen ſitzt mit dem Ausdruck der Angſt und der Verzweiflung auf ſeinem Strohſack: vor ſeiner Phantaſie ſteht die Folter, die ihn in der nächſten Stunde erwartet.

Der Gefangene iſt Doctor Matthäus Enzlin, der geſtürzte Kanzler des todten Herzogs; und das Gefängnißhaus, darin er ſitzt, iſt der Diebsthurm.

Gleich nach des Herzogs Tod wurde er verhaftet und peinlich prozeſſirt. Der Umſtürzer der Landesverſammlung war zugleich der niedrigſten Verbrechen, des Betrugs, der Unterſchlagung, der Erpreſſung und der Urkundenfälſchung angeklagt.

Keinem der Seinigen, Niemand als ſeinen Richtern und ſeinem Gefangenwärter, war der Zutritt zu ihm geſtattet. Da ſaß er, erdrückt von der Laſt ſeiner vielen Verbrechen. Seine Verſchmiztheit, ſein Talent der Intriquen, ſeine Zungenfertigkeit, ſeine Schlangenklugheit, ſeine juridiſchen Kniffe und Ränke — ſie alle haten ihn in der Luft dieſes Kerkers verlaſſen, ſelbſt ſein Gedächtniß, mit dem er ſonſt allzeit parat, wie ein Taſchenſpieler die Paragraphen der römiſchen Rechtsgelehrſamkeit gehand-

habt, und Weiß zu Schwarz wie Unrecht zu Recht gemacht hatte. Den ganzen Vordergrund seines Gedächtnisses füllte die Reihe seiner Unthaten. Eine konnte man ihm nicht beweisen: er hatte diese dem Herzog nur mündlich gerathen, schlau, vorsichtig; seine Richter konnten bei den Akten nichts finden, woraus ihm etwas erwiesen, er als der Schuldige hätte überführt werden können. Und doch drückte gerade die Erinnerung an diese Unthat mit breiten schwarzen Flügeln auf ihn herein, nicht nur um Mitternacht, in den Tagesstunden stand er vor ihm da, Gültlingen's blutiger Schatten.

Jetzt nach sieben Jahren dachte der Böswicht, der seines Fürsten arger Feind und des Vogtes Verderben gewesen war, des hingeopferten Mannes, und unaufhörlich wiederhallte in seinen Ohren die Prophezeihung, die jener in der Stunde seines Todes gethan hatte, das Wort, daß er an ihn einst gedenken werde.

Die rächende Gerechtigkeit, die nie ausbleibt, war es, was ihn jetzt mit kalten Schrecken anschauerte. Er kannte, mit der Kenntniß eines Henkers, alle Folterwerkzeuge, und alle Arten und Grade ihrer Qualen.

Vor ihm stand einer der Untersuchungsrichter, den er in dieser Stunde der Angst hergebeten hatte. Den flehete er um Gotteswillen an, ihn mit der peinlichen Frage zu verschonen, er wolle sich außerdem jedem Schicksal unterwerfen. —

Die ersten Frühlingslüfte wehten, da sah er wieder Gottes freien Himmel, aber nur um aus dem Stuttgarter Diebsthurm in die Kasematten von Hohenneuffen,

und bald darauf in einen noch schwereren Kerker von Hohenurach abgeführt zu werden. Als ein gebeugter Sünder trat er in das vergitterte Gemach. —

Die kalten Novemberwinde sausten um die Burgfeste Hohenurach. Es war früh Morgens, da erschien eine Schaar von hundert Bewaffneten vor dem Festungsthor. Die übernahm den Gefangenen, und führte ihn in die Stadt hinab auf das Rathhaus. In Gegenwart der Blutrichter und des Stadtgerichts wurde ihm sein Urtheil vorgelesen. Er lautete auf Tod durch das Schwert. Einige Richter hatten noch dazu gestimmt, es solle ihm die rechte Hand abgehauen, und der Kopf auf einen Pfahl gesteckt werden. Der neue Herzog, der Sohn Friedrichs, hatte ihn zum einfachen Schwert begnadigt.

Er wurde vom Rathhaus auf den Marktplatz herabgeführt, da sah er einen Stuhl und im rothen Mäntelchen den Scharfrichter von Tübingen daneben.

Der verurtheilte Kanzler legte Pelzrock und Wamms ab, setzte sich auf den Stuhl, und schob seine Sammetmütze vor die Augen. Acht schlug die Thurmuhr der Klosterkirche, als sein schuldiges Haupt fiel.

Vier Männer von den Hausarmen legten seinen Leichnam in den Sarg, und trugen ihn auf den Kirchhof. Da begruben sie ihn auf dem Armensünderplätzchen, das für Missethäter und Selbstmörder abgesondert war. —

Noch lange aber lebte das Klagelied der Schwester Gültlingen's im Volke, wie eine Nachtigallenstimme aus einem Rosenstrauch, gepflanzt auf das Grab des schuldlos Gerichteten.

Der Eßlinger Frauen- und Jungfrauen-Raub im Jahr 1450.

Der große Städtekrieg in der Mitte des 15. Jahrhunderts ist als ein großer Verheerungskrieg bekannt. Es sind noch manche handschriftliche Nachrichten vorhanden, welche theils die Ursachen dieser heftigen Reibung zwischen Fürsten, Adel und Städten, theils die Kriegsart und Sitten jener Zeit näher bezeichnen. Einige solcher Züge sollen auch hier mitgetheilt werden.

Als der streitbare Markgraf Albrecht von Brandenburg mit Nürnberg in offene Fehde gerieth (Juli 1449), sandten alsbald seine Bundesgenossen auch den andern Reichsstädten Absagebriefe zu, oder vielmehr, es entstand sofort ein Krieg Aller gegen Alle. Denn dadurch ist dieser Städtekrieg vor den früheren ausgezeichnet, daß, weil die beiderseitigen Bündnisse indessen größer geworden, die kleine Fehde unaufhaltbar einen größeren Krieg nach sich zog. Dazu kamen noch die besonderen Späne, die jeder Landherr mit den nächstgelegenen Städten hatte.

Graf Ulrich von Wirtenberg, der Vielgeliebte, war aus mehreren Urſachen über die von Eßlingen aufgebracht; ſie hatten ihm zwei Unterthanen erſchlagen, ohne dafür Genugthuung zu haben; ſie erhöhten den Reichszoll, erſchwerten die Durchfuhr und hemmten damit den Weinhandel, den Haupterwerb dieſes Landes. Da ſie dem Rechtsbot vor dem Kaiſer kein Gehör gaben, noch den Zoll indeſſen ausſetzen wollten, ſo verbot er der Stadt alle Zufuhr um ſo mehr, die zunehmende Theurung dieſe Maßregel ohnehin zu gebieten ſchien. Die von Eßlingen holten aber nun mit Gewalt, was ſie bedurften; alſo brach die Fehde los mit gewöhnlicher Verwüſtung der umliegenden Dörfer. Die andern Reichsſtädte ſandten ihren Zuzug. Graf Ulrich aber mit ſeinen Bundesgenoſſen eilte ihnen entgegen und ſchlug einen Theil bei Gmünd, einen andern, der ſchon näher gekommen war, bei Ruith, wo er ſelbſt verwundet wurde.

So kam Eßlingen noch tiefer ins Gedränge; die wenigen Dörfer ſeines Gebiets und alle Güter außerhalb der Stadt wurden gänzlich verwüſtet, aus Rache wegen gleicher Beſchädigung vieler wirtenbergiſchen Dörfer. Nun hatten die in der Stadt kein anderes Mittel mehr, als durch nächtliche Ausfälle Beute zu holen; ſie thaten das mit deſto weniger Schonung, da ſie ſelbſt nichts mehr zu verlieren hatten. Alle Dörfer im Umkreis, die ſie erreichen konnten, wurden eingeäſchert, das Heu auf den Wieſen angezündet, im Herbſt die Weinkufen und Fäſſer verſchüttet.

Graf Ulrich hatte für ſich allein nicht Kriegsvolk und

Zeug genug, um die wohlbefestigte Stadt durch eine förmliche Belagerung einzuschließen. Aber fast täglich rannten seine Reisigen bis vor die Stadtthoren und scharmuzirten mit den Städtischen. Diese fielen dagegen in der Nacht bald da, bald dort heraus, wo man sie am wenigsten vermuthete und streiften zuweilen mehrere Stunden weit.

Einst, nachdem sie so kühn gewesen, unmittelbar unter dem Schloß Wirtenberg die zwei nächsten Häuser des Dorfes Rothenberg in Brand zu stecken, ersahen die Wirtenberger ihre Gelegenheit und überfielen einen Haufen Volks auf dem Seewasen und Brühl vor der Stadt. Sie fingen 130 Frauen, Jungfrauen und Knaben, die sie mit sich nach Stuttgart führten. — Brachen denn die Ehegatten, die Väter, die Brüder und Freunde dieser Frauen und Jungfrauen nicht heraus, um die Entführten wieder zu befreien, ehe sie Stuttgart erreichten? Nein, (die Eßlinger Frauen müssen zu jener Zeit nicht sehr liebenswürdig gewesen sein,) wir finden nicht eine Spur, daß man jetzt einen Ausfall gewagt oder den Entführten nachgesetzt hätte. Eine Eßlinger Kronik, die wir vor uns haben, hat den einzigen Umstand bemerkt, daß von den Wirtenbergischen Einer geschossen worden, die übrigen aber mit ihrer Beute davon geritten seien.

Neunzehen Tage, vom 16. April bis 5. Mai 1450 wurden die Frauen und Jungfrauen zu Stuttgart gefangen gehalten. Man findet nicht, und es ist auch nicht wahrscheinlich, daß über ihre Befreiung ernstlich unterhandelt worden; denn die Eßlinger setzten vielmehr die

Feindseligkeiten fort und wollten besonders an dem weiter entlegenen Orte Strümpfelbach Rache nehmen, wo sie aber übel zurückgewiesen wurden. Als die Frauen zurückkamen, erzählten sie, laut obiger Kronik, man habe sie oft mit böser Mähr erschreckt; zuletzt seien zwei Herren gekommen, darunter einer von Winstingen, und hätten gesagt: „sie sollten ganz frei sein, ihr Herr wolle kein Geld.“ Aber der Vogt zu Stuttgart, Rudolf Rümmel, habe von ihnen verlangt, sie sollten schwören wider den Zoll und für die Atzung acht und dreißig silberne Heller bezahlen.

Aus den letzten Aeusserungen ist abzunehmen, daß man gehofft, die Eßlinger auf diesem Wege zur Abthuung des erhöhten Zolls zu zwingen, und da die Eßlinger sich wenig um die Gefangenen zu bekümmern geschienen, daß man diesen auch nichts weiter habe anhaben wollen.

Auch aus anderen Zügen kann man darthun, daß die Wirtenberger sich schonender gegen das andere Geschlecht bewiesen, als die Eßlinger. Diese erlaubten sich, schon beim Ausbruch der Fehde, etliche Nellinger Frauen, die auf dem Feld Haber holten, zu ängstigen, und ihnen ihre Schleier, Schoppeln u. s. w. zu rauben (18. August 1449). Erst nach diesem Vorfall (29. August) nahm man auch von württembergischer Seite etlich Eßlinger Weiber, welche gegen das Verbot Lebensmittel geholt hatten, ihre Gürtel.

Nach dem Gefecht bei Ruith aber wurde den Eßlinger Frauen erlaubt, ihre Todten, 40 an der Zahl, abzuholen und zu bestatten. Da die von Eßlingen auch wäh-

rend der Gefangenschaft der Frauen die Feindseligkeiten fortsetzten, so wurden diese nun auch von wirtenbergischer Seite ernstlicher wieder aufgenommen.

Der Graf Ulrich kam selbst mit seinem Kriegsvolk vor die Stadt; man wollte aber bemerkt haben, daß er, indem er am Heimbach geritten, hart gefallen wäre. Im folgenden Monat schickte er seine ganze Macht aus. Da schon Alles außer der Stadt verheert war, so wurden jetzt auch die neugewachsenen Reben abgehauen, und ein Hirte führte 200 Gaisen in die Weinberge, was allein als gegen den Kriegsgebrauch betrachtet wurde. Zwei Tage darauf, erzählt die Kronik weiter, kam Graf Ulrich abermals mit einem größern Volk zu Fuß und zu Roß, denn zuvor.

Nun sandten die andern Städte ihre Rathsboten, um den Frieden zu ermitteln; aber die von Eßlingen wollten den kaiserlichen Zollbrief noch immer nicht herausgeben. Also blieb der Fehdezustand ferner, während dessen die Wirtenbergischen die Stadt mehrmals überfallen wollten. Endlich im vierten Jahr ward die Rache durch Markgraf Albrecht von Brandenburg vertragen. Er that den Spruch: daß die von Eßlingen wegen der zwei Erschlagenen zu Recht stehen und den erhöheten Zoll abthun, der Graf von Wirtenberg hingegen das Verbot der Zufuhr aufheben, und daß aller Schaden gegenseitig ab und vergessen sein solle.

Die Belagerung Stuttgarts im Jahr 1286.

Von

Karl Pfaff.

An einem schönen Frühlingstage des Jahres 1286 traten zwei Wanderer aus dem Walde auf die Höhe des Hasenbergs. Beide standen noch in frischer Jugendblüthe. Schon auf den ersten Anblick aber erschienen beide dem Aussehen nach sehr verschieden. Der eine, dessen rundes, freundliches Gesicht blonde Locken umwallten, hatte durch seine Körperfülle schon in etwas das gewöhnliche Maß seines Alters überschritten und man konnte ohne vielen Scharfsinn voraussagen, daß er einst als Mann sich durch Wohlbeleibtheit auszeichnen werde. Er hieß Konrad und war der Sohn des kunstfertigen Panzermachers, Meisters Berge, Bürgers und Richters zu Stuttgart. Sein Vater hatte ihn einige Jahre früher nach Nürnberg geschickt, um sich hier in seinem Gewerbe zu vervollkommnen. Sein Lehrherr war ein berühmter Meister, Christoph Behaim, der Freund und Jugendgenosse seines Vaters, dessen Sohn Martin ihn nun in seine Vaterstadt zurückbegleitete.

Dieſer ſtand an Körperfülle ſeinem Freunde ziemlich nach, er war groß und ſchlank, hatte einen kräftigen Wuchs, breite Schultern und einen ſtarken Nacken. Das hübſchgeformte Oval ſeines Geſichts beſchatteten dunkle Haare, die braunen Augen waren feurig und beweglich, die Miene aber und das ganze Ausſehen des jungen Mannes zeugten von Sicherheit und Entſchloſſenheit.

Martin war heiteren Sinnes und kühnen Muthes; die Lebhaftigkeit ſeines Charakters riß ihn wohl auch zu heftigen, unbedachtſamen Handlungen hin, meiſt jedoch legte der Verſtand noch zur rechten Zeit der Leidenſchaftlichkeit die Zügel an. Konrads gelaſſenes Temperament ließ ſich nur ſelten aus der gewohnten Ruhe bringen; er gab vielmehr lieber auch da nach, wo er ſich bewußt war Recht zu haben, nur um Streit zu vermeiden, und ſeine Gutmüthigkeit ließ ihn erlittene Beleidigungen ſchnell wieder vergeſſen.

Bei dieſer Unähnlichkeit der Charaktere hätte man nicht glauben ſollen, daß eine ſo innige Freundſchaft zwiſchen den beiden Jünglingen beſtehen könne; es hat ja aber die Erfahrung längſt bewieſen, daß es bei dem Menſchen anders iſt als in der Natur, und daß bei ihm ungleichnamige Pole einander nicht nur abſtoßen, ſondern auch anziehen können.

Die beiden jungen Leute waren bewaffnet, eine Vorſicht, die man zu jenen unruhvollen Zeiten bei einer etwas größeren Reiſe ohne Nachtheil nie außer Acht laſſen durfte; jeder hatte ein Schwert an ſeiner linken Hüfte hängen und ſtatt der Wanderſtäbe trugen ſie Spieße.

Draußen vor dem Walde ſtand eine ſteinerne Ruhebank. Als Martin dieſe erblickte, rief er ſeinem Gefährten zu: Komm, Konrad, laß uns Spieße und Ranzen ein wenig ablegen! Man hat von hier aus eine treffliche Ausſicht auf dein heimathliches Thal und deſſen Umgebungen. Da ich nun doch einmal, aus Liebe zu dir, mich bewegen ließ, meinen Aufenthalt für einige Zeit in demſelben zu nehmen, ſo möcht' ich mir für jetzt wenigſtens einen allgemeinen Ueberblick deſſelben verſchaffen, und hiezu ſcheint mir dieſe Stelle ganz tauglich zu ſein.

Du wirſt der Plätze, von welchen aus man unſer freundliches Thal überſchauen kann, noch mehrere finden, entgegnete Konrad, ſieh' nur einmal dort hinüber, wo die gewaltige Eiche weithin ihre Aeſte ausbreitet, dort, auf dem Eßlinger Berge, genießt man ebenfalls eines ſchönen Anblicks der Stadt.

Indeß hatte Martin die Gegend noch näher betrachtet und ſprach: Du haſt von deinem heimathlichen Thale wahrhaftig nicht zu viel Rühmens gemacht, Konrad, es gefällt mir fürwahr recht gut. Drunten die blühenden Obſtbäume, die ſproſſenden Saaten und das friſche Grün der Wieſen, der Abhang der Berge mit Reben bekleidet und ihre Höhen mit Wäldern bedeckt, ein ſchöner Anblick, freundlich und abwechſelnd. An dem, was zu des Leibes Nahrung und Erquickung dient, wird es da drunten wohl nicht fehlen und die Reben dort drüben, welche die Abendſonne ſo ſchön beleuchtet, ſollen uns, denk' ich, einen guten Labetrunk ſpenden.

Daran fehlt es bei uns nicht, erwiederte ſein Ge-

fährte, und ich hoffe, du wirst das Nürnberger Bier darüber nicht vermissen. Denn Bier braut man keines bei uns; wir wissen das Getreide, welches die göttliche Güte uns beschеert, besser anzuwenden, als zu einem solchen Gebräu, das nur zum Morgentrunk mit gewürzhaften Kräutern vermischt, Einem gut mundet.

Ländlich, sittlich, rief Martin lachend, doch freut es mich, daß du wenigstens unser Kräuterbier nicht verachtest; wahrhaftig, auch mir würde es leid thun, wenn ich an diesen sonnigen Halden statt des edlen Weinstockes, lange, dürre Hopfenstangen wie Spieße emporragen sähe, Eins aber fehlt Euch, das Wasser; ich erblicke nur einige Seelein mit schilfbewachsenen Ufern, kaum groß genug für ein Dutzend Karpfen, und einen schmalen Bach, welcher kurzen Laufes in seinem vielfach gewundenen Bett dahin schleicht.

Da hast du freilich recht, antwortete Konrad, unser Nesenbach ist nur ein kleines Wässerlein, aber keine Stunde von der Stadt entfernt fließt der Neckar vorbei, der ist nun doch schon viel größer als eure Pegnitz. Aber sprich einmal, wie gefällt dir denn, von hier aus gesehen, Stuttgart selbst?

Martin warf einen langen, prüfenden Blick auf die unten liegende Stadt, dann sprach er: Wenn man von Nürnberg kommt, Freund, ist es schwer, hierüber ein recht unpartheiisches Urtheil zu fällen. Die Häuser stehen dichtgedrängt und manches ragt mit hohem Giebel aus der Mitte seiner Nachbarn hervor; stattliche Gebäude von größerem Umfang aber vermiß' ich, das eine dort am

Ende der Stadt ausgenommen. — Das ist, erklärte ihm Konrad, das gräfliche Schloß. Vor mehr als anderthalb hundert Jahren baute es Bruno, Domherr zu Speier, einer der erlauchten Vorfahren der Grafen von Wirtenberg. Damals sollen nur einige wenige Häuser hier gestanden sein, denn ursprünglich befand sich ein Stuttengarten im Thale, den vor langer Zeit ein Herzog von Schwaben anlegte. Die Gewölbe unter dem Schlosse solltest du einmal sehen, die sind hoch und geräumig. Nun, für den vielen Wein, der hier herum wächst, braucht man auch große Keller, sagte Martin, aber eins muß ich gestehen, wohl verwahrt habt ihr eure Stadt, das sind tüchtige Mauern und Thürme und außerdem erblicke ich in der Umgegend noch einige Schlösser, wie heißen diese?

Zunächst vor uns, hub Konrad an, auf der Anhöhe dort zur rechten Seite, erhebt sich die Rainsburg; sie ist zwar von Umfang nur klein, hat aber dicke Mauern und ist mit einem breiten, tiefen Graben umgeben. Weiterhin auf dem Bopserberge dort drüben, erblickst du die Weissenburg, das schönste und größte der um Stuttgart liegenden Schlösser, mit hochragenden Mauern und Thürmen; im Herrenhaus darin, einem ansehnlichen Gebäude, wohnen die Junker von Weissenburg, Dienstleute unserer Grafen. Dort weit in duftiger Ferne kannst du auch noch die Zinnen der Bragburg und an der Thalmündung die Burg Berg erkennen; hinter den Höhen liegen dann noch in ihrer Nähe die Schlösser Altenburg, Brin und Wartenberg.

Ich muß gestehen, an Burgen fehlt's auch nicht,

ſprach Martin, das muß ſchon ein zahlreicher, wohlgerüſteter Feind ſein, der es wagt, Stuttgart anzugreifen. Tüchtige, tapfere Krieger in dieſen Burgen könnten ihm den Angriff nicht übel entleiden. Nun aber nenn wir auch noch die beiden kleineren Orte, die im Thal liegen.

Zunächſt bei der Stadt, erläuterte Konrad, ſiehſt du Immenhofen und drunten in der Thalſchlucht liegt Dunzhofen mit der Kirche zum heiligen Grab, welche von Pilgern fleißig beſucht wird, und darüber erhebt ſich eine kleine Burg gleichen Namens.

Während dieſes Zwiegeſprächs der Jünglinge hatten ſich allmälig die abendlichen Schatten über das Thal gelagert und Konrad ermahnte ſeinen Freund zum Aufbruch, da ſie ſonſt leicht zu ſpät zum Nachtimbiß kommen könnten. Rüſtig ſchritten nun die beiden Wanderer vorwärts; bald waren ſie im Thal angekommen, wo ſie der Weg zwiſchen Gärten und Getreidefeldern hinführte und endlich traten ſie durch das obere Thor in die Stadt ſelbſt ein. In der engen Straße, durch welche ſie nun ſchritten, herrſchte ſchon größere Dunkelheit und Martin konnte nur noch bemerken, daß mehrere ſchmale Gäßchen in ſie einmündeten. Aus ihr gelangten ſie auf den Markt, damals den einzigen, öffentlichen Platz, aber nicht einmal halb ſo groß wie jetzt. Konrads Vaterhaus lag daran, und ſchon war, als ſie eintraten, die Familie zum Nachtimbis verſammelt. Obwohl die Treppe finſter war, wußte Konrad doch die wohlbekannte Stubenthüre ohne Schwierigkeit zu finden, und als er eintrat, ſprang Alles auf, Vater, Mutter, Schweſter und Geſinde, das

nach damaliger Sitte ebenfalls an dem Tiſche von Eichenholz ſaß, um welchen einige Bänke ſtanden, denn Stühle und Seſſel gab es damals noch nicht. Konrad ſtellte ſeinen Freund vor, welcher entſchloſſen ſei, nun unter Meiſter Berge's Anleitung ſich in ſeinem Gewerbe weiter auszubilden.

Herzlich grüßte ihn der Meiſter mit kräftigem Händedruck und ſprach: Ihr kommt gerade zur rechten Zeit, denn an Arbeit wird es uns in den nächſten Wochen nicht fehlen, es gibt manchen Harniſch auszubeſſern, manchen auch neu zu machen. Der lang erwartete Kampf iſt losgebrochen und Stuttgarts Bürger werden dabei auch nicht hinter dem Ofen ſitzen bleiben. Doch davon wißt ihr wahrſcheinlich noch nichts und ich muß es euch alſo weitläufiger erklären. Die Meiſterin aber wußte beſſer was den beiden Wanderern zunächſt noththat, daher ſprach ſie zum Hausherrn: Spar jetzt deine Worte, dazu iſt ſpäter noch Zeit, laß nur die jungen Leute zuvor ihren Hunger und Durſt ſtillen, woran es ihnen nicht fehlen wird.

Meiſter Berge ſah gleich ein, daß ſeine Frau Recht habe, und ſchob deßwegen ſeine weitere Erläuterung auf eine geeignetere Zeit auf. Die Jünglinge ſetzten ſich und es begann nun jene, zwar nicht feierliche, aber doch wohlthuende Stille, die jedesmal eintritt, wenn der Menſch die ungeſtümſten Forderungen ſeines größten Tyrannen des Magens, zu befriedigen hat. Als aber dieß geſchehen war, ſo mußte zunächſt Konrad ſeine Erlebniſſe, ſeit er das Vaterhaus verlaſſen hatte, erzählen und hierdurch

bekam Martin Zeit und Gelegenheit genug, die Familie, in deren Kreis er nun eingetreten war, genauer zu betrachten.

Der Meister war ein ernster Mann, dessen Haupt schon graue Haare bedeckten, doch schimmerte treuherziges Wohlwollen durch seinen Ernst; er hatte einen verständigen Blick und seine Reden zeugten von vieler Klugheit. Die Hausmutter Gertrud erschien als eine gutmüthige Frau, welche aber ihrer Würde und Stellung, die sie als oberste Besorgerin des Hauswesens einnahm, wohl bewußt war und ihren Ansichten Geltung zu verschaffen wußte. Der Sohn sah ihr sehr ähnlich und hatte auch seine Hinneigung zur Wohlbeleibtheit von ihr geerbt. Ihr zur Seite saß ihre Tochter Mechthild, Konrads einzige Schwester. Sie war eine schlanke, hochgewachsene Jungfrau, mit wohlgeformten, rundlichen Armen; ihr Gesicht konnte man wenigstens nicht regelmäßig schön nennen, denn die weder römisch noch griechisch gestaltete Nase erschien etwas zu breit, und der Mund mit seinen frischen rothen Lippen war eher etwas zu groß als zu klein; es lag aber in dem Gesichte etwas Kindliches, eine gewinnende Anmuth, welche einige Unregelmäßigkeiten in dessen Bildung leicht vergessen ließ, und ein Paar klarer, verständiger Augen leuchtete daraus. Das braune Haar schmiegte sich fest an die schöngewölbte Stirne und war hinten von einem Sammthäubchen bedeckt. Das Mieder verhüllte zwar sittsam, aber verbarg nicht zu sehr die Reize des schlanken Wuchses und des sich entfaltenden Busens; ein faltenreicher Rock fiel bis auf die Knöchel

herab und ließ ein Paar niedlicher Füße schauen; der Stoff der Kleidung war einfach, nach der Sitte jener Zeit, meist aus selbstgesponnener Leinwand, eine dreifache Schnur von rothfunkelnden Granaten aber der einzige Schmuck des Mädchens. Außer den bisher genannten Personen saßen noch eine Magd und zwei Schmidknechte am Tisch. Die Stube war mit Eichenholz getäfert, an den Wänden liefen Bänke herum, dem Tische gegenüber stand ein großer, mit glänzendem Beschläge versehener, Kasten und ein irdener Ofen von ansehnlicher Größe bewies, daß auch für Schutz gegen die Winterkälte hinlänglich gesorgt sei.

Nachdem der Nachtimbiß beendigt war, setzte die Hausfrau einen zinnernen Krug von beträchtlichem Umfang nebst mehreren Bechern aus dem gleichen Metall auf den Tisch, wünschte Gatten, Sohn und Gast eine gute Nacht und entfernte sich hierauf mit ihrer Tochter. Bald aber traten etliche Bürger herein, um sich mit Meister Berge noch beim Becher vertraulich zu besprechen,

„Wie's gute Sitt' im Schwabenlande."

Es waren dies zwei Richter, Heinrich Morhard, ein Kaufmann und Konrad Franke, ein Waffenschmid, der Metzgermeister Harigel und der Küfermeister Butz, lauter wackere Männer, deren Stimmen von Gewicht waren bei der Bürgerschaft.

Nachdem die gewöhnlichen Grüße gegenseitig ausgetauscht waren und die Neuangekommenen einen tüchtigen Schluck aus den zinnernen Bechern gethan hatten, wandte sich das Gespräch sogleich auf die gegenwärtigen bedenk-

lichen Zeitumstände. Es ist hier der Ort nicht, den Verlauf dieses Gespräches ausführlicher zu berichten, doch muß sein Hauptinhalt zum besseren Verständniß des Folgenden nothwendig angegeben werden. Es handelte von dem Verhältnisse des Grafen Eberhard des Erlauchten von Wirtenberg zu dem deutschen Könige Rudolph. Dieser, ein geborner Graf von Habsburg, war nach jener unruhvollen, fehdereichen Zeit, welche in der Geschichte unter dem Namen des großen Zwischenreichs bekannt ist, im Jahre 1273 zum Oberhaupte des deutschen Reichs gewählt worden und bestrebte sich nun mit eben so viel Kraft als Klugheit, Ordnung und Frieden in dem tiefzerrütteten Reiche wieder herzustellen. Durch sein Gebot aber, alle Reichsgüter, welche irgend Jemand in der letztverflossenen Zeit an sich gerissen hätte, wieder herzugeben, machte er sich viel deutsche Fürsten zu Feinden. Auch Ulrich, der Aeltere, Bruder des Grafen Eberhard, gehörte zu diesen, denn er hatte gleich seinem Vater, Ulrich dem Stifter, dem ersten Begründer der Macht des wirtenbergischen Fürstenhauses, die Zeit des Zwischenreiches zur Vergrößerung seines Gebietes wohl zu benützen gewußt. Im Bunde mit mehreren andern schwäbischen Fürsten setzte er des Königs Geboten offenen Widerstand entgegen; Rudolphs rascher, unerwarteter Angriff aber zwang ihn und seine Bundesgenossen zu schneller Unterwerfung (1275). Vier Jahre später starb Graf Ulrich, als sein Bruder Eberhard erst vierzehn Jahre alt war. Dieser ergriff jedoch mit fester Hand die Zügel der Herrschaft, die er nun sechs und vierzig Jahre allein

führen sollte. Er schritt fest auf dem von seinem Vater einmal betretenen Wege fort, gerieth aber dadurch bald auch mit dem König Rudolph in Streit, besonders als dessen Plan, seinem Geschlechte die Herzogswürde und ein ansehnliches Besitzthum in Schwaben zu verschaffen, immer deutlicher hervortrat. Er gesellte sich nun auch zu seinen Gegnern, welche zu Anfang des Jahres 1286 mit Rudolphs Anhängern einen offenen Kampf begannen. Der König eilte zwar schnell herbei, und sein Machtwort bewirkte, daß zu Ulm am 22. Februar die streitenden Parteien Frieden schlossen. Kaum aber war Rudolph wieder fort, als der Kampf noch heftiger als zuvor entbrannte und das Land schrecklich verheert wurde. Der erzürnte König sammelte nun ein starkes Aufgebot und es hieß, daß er die Absicht habe, zuerst auf den Grafen Eberhard von Wirtenberg, als seinen mächtigsten Gegner, loszugehen. Als sich diese Kunde auch in Stuttgart verbreitete, entstand hier eine starke Bewegung. Es gab nämlich Manchen, welcher meinte, die Stuttgarter seien nicht verpflichtet, dem Grafen beizustehen; denn dieser besitze ja die Stadt nur als Lehen vom König und vom Reich und wenn er daher gegen ersteren kämpfe, so hätten die Bürger Fug und Recht, ihm ihre Dienste zu verweigern und sich an den Oberlehensherrn anzuschließen, was ihnen vielleicht gar die Reichsfreiheit verschaffen könnte. Die größere Mehrheit stimmte jedoch dafür, daß man den Grafen nicht verlassen sollte, und dieser Meinung waren auch die ehrenwerthen Bürger, welche sich *in Berge's* Haus versammelt hatten. Machtolf besonders

erinnerte an die großen Verdienste, welche die wirtenbergische Fürstenfamilie sich um Stuttgart erworben und wie sie namentlich dessen Rechte stets geachtet habe. Wem verdanken wir, sprach er, unsere festen Mauern und Thürme, hat sie nicht der Vater unseres jetzigen Herrn in der schlimmen Zeit voll Unruhen und Fehden, deren wir uns alle noch wohl zu erinnern wissen, aufführen lassen? Welche Vortheile aber uns daraus erwuchsen, ist Jedem bekannt; im wilden Kriegsgetümmel wohnten wir sicher hinter unsern Mauern und mancher wackere Mann, den wir jetzt unsern Mitbürger nennen dürfen, wurde dadurch bewogen, zu uns zu ziehen, um in der unruhigen Zeit seines wohlerworbenen Eigenthums in Sicherheit genießen zu können. Selbst Edelleute, wie die Herren von Tagersheim und Thailfingen, verschmähten es nicht, ihren Wohnsitz im sichern Ringe unserer Mauern aufzuschlagen. So sind wir zu einer stattlichen Gemeinde herangewachsen und alle Gewerbe haben zugenommen. Meister Franke aber meinte, Graf Eberhard brauche sich nicht Alles vom Könige gefallen zu lassen; das wirtenbergische Fürstengeschlecht sei so mächtig und begütert als das habsburgische. Wer weiß, was geschehen wäre, sprach er, wenn im Jahre 1273, wo sie in Frankfurt sich zur Königswahl versammelten, unser seliger Herr, Graf Ulrich, noch gelebt hätte; er wäre wenigstens eben so tüchtig zum Reichsoberhaupt gewesen, als der Graf von Habsburg.

Spät in der Nacht erst trennten sich die Freunde, nachdem sie verabredet hatten, all' ihr Ansehen aufzu-

bieten, um die Bürgerschaft völlig auf die Seite des Grafen zu bringen. Konrad und Martin hatten, freilich nur als aufmerksame Zuhörer, dem Gespräche bis zu seinem Ende beigewohnt. Einigemale zwar ermahnte sie Meister Berge, sich zu Bette zu begeben, da sie der Ruhe wohl bedürftig sein würden, er nöthigte sie jedoch nicht dazu, denn er ersparte sich selbst dadurch die Mühe, sie mit den Zeitverhältnissen bekannt zu machen; auch zweifelte er gar nicht daran, daß sie auf solche Weise am Besten für seine und seiner Freunde Ansicht würden gewonnen werden, welche sie dann auch unter ihren Genossen weiter ausbreiten könnten. Aber Martin hatte sich durch all' die eifrigen und gutgemeinten Reden der Bürger für ihre Ansicht noch nicht gewinnen lassen. Geboren in einer Reichsstadt, war er im Hasse gegen die Fürsten aufgewachsen, deren immer weiter gehende Umgriffe während des Zwischenreichs auch die Reichsstädte zu ihrem Nachtheil zu fühlen hatten. Ihm schien der Anschluß an die Partei des Königs klüger, als das Wagniß des Kampfes gegen denselben, im Verein mit dem Grafen. Doch hütete er sich wohl, diese Ansicht zu offenbaren, selbst seinem Freunde Konrad theilte er sie nicht mit; er wollte nicht gleich beim Eintritt in Meister Berge's Haus in ein unangenehmes Verhältniß mit diesem gerathen, vielmehr beschloß er, sich noch näher über die herrschende Stimmung zu unterrichten, da es ihm ja immer freistand, Stuttgart wieder zu verlassen, sobald es ihm hier nimmer gefiel. Mit solchen Gedanken beschäftigt,

ſchlief er zum Erſtenmale in dem Hauſe ein, das ſeine zweite Heimath werden ſollte.

In den nächſten Tagen beſuchte Konrad Freunde und Verwandte und machte ſie auch mit Martin bekannt. Nach vollendeter Tagesarbeit gingen die Jünglinge in die Trinkſtube der Schmide, zu deren Zunft ſie gehörten, und der Nürnberger wußte ſich nicht nur durch heitere Laune zu empfehlen, ſondern auch durch Kraft und Klugheit Achtung zu verſchaffen. Wenn er Sonntags, das Sammetbarett auf die dunkeln Locken gedrückt, das Schwert an der Seite, im ſchwarzen Wamms mit aufgeſchlitzten Aermeln, durch welche das gelbrothe Futter ſchaute, ſtattlich durch die Straßen einherſchritt, blickte manches ſchöne Auge ihm nach; ſelbſt Mechtild ſtellte ſich bisweilen heimlich an's Fenſter und folgte ihm mit ihren Blicken, bis er an der Straßenecke verſchwand. Der Jüngling hatte ſich beim Meiſter und bei Frau Gertrud beliebt zu machen gewußt; gegen dieſe zeigte er ſich ehrerbietig und dienſtfertig, und beim Arbeiten fleißig und geſchickt. Daher wurde er einige Wochen nach ſeiner Ankunft ſchon als ein Mitglied der Familie betrachtet, und darnach geſtaltete ſich auch ſein Verhältniß zu Mechtild. Die Jungfrau war in ſtrenger Eingezogenheit aufgewachſen. Selten nur bei feſtlichen Gelegenheiten, trat ſie mit den Ihrigen in den größern Kreis der Freunde und Bekannten; ſonſt war ſie faſt allein auf den Umgang mit ihren Geſpielinnen beſchränkt. Es iſt daher nicht zu verwundern, wenn ſie Wohlgefallen fand an dem ſtattlichen Jüngling, welcher mit Ausnahme ihres Bruders ihr näher ſtand, als irgend

ein anderer junger Mann; ein lebhafteres Gefühl für ihn aber war in ihrer Bruſt damals noch nicht erglüht. Auch Martin zeigte ſich höflich und freundlich gegen die Tochter ſeines Meiſters, er dachte aber nicht daran, daß er je in ein näheres Verhältniß mit ihr treten werde; obgleich es ihm in Stuttgart wohlgefiel, war er doch geſonnen, nach einiger Zeit wieder in die Heimath zurückzukehren und dort ſich häuslich niederzulaſſen.

Das längere Zuſammenleben im engen Familienkreiſe aber brachte die beiden jungen Leute einander immer näher. Martin ſah Mechtild täglich bei ihren häuslichen Verrichtungen, wo ſich das weibliche Geſchlecht am unbefangenſten und daher auch am liebenswürdigſten zeigt und ſie hörte gar oft das Lob ſeines Fleißes und ſeiner Geſchicklichkeit aus des Vaters Munde, während der Bruder ihr von ſeinem Freunde ebenfalls nur Lobenswerthes erzählte. Unter ſolchen Umſtänden bedarf es oft nur eines ſcheinbar geringfügigen Ereigniſſes, um die ſchlummernde Neigung in der Bruſt zu wecken und ein ſolches kam auch hier.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert hatte Stuttgart ſeinen eigenen Adel; die Herrn von Stuttgart waren Dienſtleute der Grafen von Wirtenberg. Damals lebte in hohem Alter Rügger von Stuttgart, ein Mann, der durch getreue Dienſte ſich die Gunſt ſeiner Herrn, durch Freundlichkeit und Eifer für das Gemeindewohl die Zuneigung der Bürger erworben hatte. Aber er lag ſeit einiger Zeit an einer ſchweren Krankheit darnieder, und das Herzeleid, welches ihm ſein Sohn An-

ſelm verurſachte, nagte an ſeinem Leben faſt noch mehr als die tückiſche Krankheit. Junker Anſelm führte ein zügelloſes, ausſchweifendes Leben, und nur die allgemeine Achtung, in welcher ſein Vater ſtand, machte, daß man ihn noch in der Stadt duldete. Seit einiger Zeit hatte er auch ein Auge auf Meiſter Berge's Tochter geworfen, und um ſie für ſich zu gewinnen, ſchickte er eine Perſon aus, welche ihm in dieſer Hinſicht ſchon früher Dienſte geleiſtet hatte. Es war ein Weib, —

„— — — — wie auserleſen.
Zum Kuppler- — und Zigeunerweſen,"

von widerlichem Ausſehen, häßlich und verwachſen, mit ſchielenden, tückiſchen Augen. Man nannte ſie die alte Helkraphzin; im Hauſe des Meiſters Berge hatte ſie ſeit längerer Zeit Zutritt, weil ihr verſtorbener Gatte deſſen Jugendgenoſſe geweſen war, und durch ihr einſchmeichelndes, unterwürfiges Weſen wußte ſie ſich namentlich bei Frau Gertrud zu empfehlen. Sie erhielt von der Meiſterin manches Geſchenk, manchen guten Biſſen und Trank und darum legte ſie auch ihrer böſen, allgemein gefürchteten Zunge in Rückſicht auf ſie und ihre Familie Zügel an und entſchuldigte ſich für dieſen Zwang nur im Kreiſe ihrer vertrauteſten Freundinnen, wo ſie dann freilich auch um ſo ſchonungsloſer von Gertrud und ihren Angehörigen ſprach. In der neueſten Zeit ſuchte ſie ſich vornämlich bei Mechtild einzuſchmeicheln und unterhielt ſie beſonders von Junker Anſelm, von dem Reichthum ſeines Geſchlechts und von der Pracht ſeines väterlichen

Hauſes. Behutſam ſchritt ſie vorwärts, darum eben auch langſam, viel zu langſam für Anſelms Begierde. Obgleich ſie dieſem ſtets günſtige Nachrichten von ihren Erfolgen brachte, ſo ſchalt er ſie doch und begehrte immer dringlicher, daß ſie ihm eine Zuſammenkunft mit Mechtild verſchaffen ſollte. Der ſtolze Junker meinte, wie das wohl heut zu Tage bisweilen auch noch geſchehen mag, wenn er nur Gelegenheit bekomme, ſich in ſeiner liebenswürdigen adeligen Perſönlichkeit zu zeigen, werde er das Bürgermädchen leicht erobern können.

An einem Abende ſaß Mechtild einſam in der Stube, mit Spinnen beſchäftigt, Vater und Mutter waren ausgegangen. Konrad befand ſich in der Trinkſtube, nur Martin hämmerte noch drunten in der Werkſtätte, denn der Meiſter hatte ihm die Verfertigung eines vom Grafen Eberhard beſtellten Harniſches übertragen, der bis zum nächſten Tag abgeliefert werden ſollte. Er arbeitete raſch darauf los; denn er ſehnte ſich, in die Geſellſchaft ſeiner Freunde zu kommen. Von Zeit zu Zeit aber warf er auch einen Blick auf den immer dunkler werdenden Marktplatz. Da gewahrte er einen Mann, welcher, dicht in ſeinen Mantel gehüllt, mit raſchem Schritt dem Hauſe Meiſter Berge's zueilte. Martin wurde aufmerkſam, leiſe näherte er ſich der Thüre der Werkſtätte und öffnete ſie ein wenig. Da hörte er an der Treppe flüſtern und meinte, die, wenn gleich möglichſt unterdrückte, doch immer noch bemerkbare kreiſchende Stimme der alten Helkraphzin zu vernehmen. Dieſes Weib war ihm, ſeit er ſie *zum erſtenmale* erblickt hatte, zuwidergeweſen und er faßte

sogleich einen schlimmen Verdacht, als er sie mit ihrem Begleiter die Treppe hinaufschleichen hörte. Nur wenige Minuten besann er sich, was hier zu thun seie, hierauf stieg er so still als möglich die Treppe hinan, aus der Wohnstube tönte ihm das Gekreisch der Helkraphzin entgegen und rasch öffnete er die Thüre.

Todesbleich stand Mechtild am Fenster, wo das alte Weib mit grinsender Freundlichkeit zu ihr sprach; Junker Anselm aber hatte sich an den Tisch gelehnt und seine Blicke ruhten gierig auf der Jungfrau. Beim Geräusch der aufgehenden Thüre wandte er sich um und rief zornig: Was habt Ihr hier zu thun, unverschämter Geselle? Martin aber war nicht der Mann, der sich durch eines Junkers herrische Rede schrecken ließ. Diese Frage richte ich an Euch, Junker, entgegnete er, es ist schlechte Sitte, in Abwesenheit der Eltern in's Haus zu dringen und ein armes Mädchen so zu erschrecken; darum entfernt Euch auf der Stelle mit der Kupplerin dort. Diese aber hatte sich schon der Thüre zugeschlichen und eilte rasch die Treppe hinab. Der Junker schien sich zu besinnen, ob er den frechen Gesellen nicht züchtigen sollte; als er aber den kräftigen Jüngling näher betrachtete, hielt er es für klüger, sich ebenfalls zu entfernen; er schritt möglichst stolz zur Thüre, warf einen Blick der Verachtung auf Martin und sprach: Deine Unverschämtheit soll dir schlimmer bekommen, grober Geselle!

Als er fort war, trat Martin der Jungfrau näher, welche noch immer bleich und zitternd am Fenster stand. Gott sei Dank, sprach er, daß ich noch zur rechten Zeit

kam, um euch aus den Klauen des Buben zu erretten. Aber faßt euch, liebe Mechtild, der soll euch euer Haus nie mehr betreten, so lange ich darin verweile. Da trat raschen Schrittes und erschreckt Frau Gertrud herein; was ist vorgefallen, rief sie; eben ging ich an einem Manne vorbei, der fluchend an mir vorübereilte und mich beinahe umgerannt hätte; er schien aus unserem Hause zu kommen. Martin erzählte ihr den ganzen Vorfall und Gertrud ließ ihrem Zorn über „die alte Hexe und den liederlichen Junker" freien Lauf. Martin selbst, so erzürnt er über beide Personen war, suchte sie zu beschwichtigen und stellte ihr vor, es würde besser sein, den Vorfall geheim zu halten, denn, wenn er bekannt würde, könnte die Ehre ihrer Tochter darunter leiden. Das sah Frau Gertrud auch ein, schwur aber, weder der Junker, noch die alte Kupplerin sollten jemals wieder über ihre Schwelle treten. Dieß geschah auch nicht, die Helkraphzin ließ sich nie mehr im Hause blicken, und der Junker wußte sich schnell zu trösten, denn: Junkerlieb' und Maienschnee dauern nicht lang und thun doch weh! Die Liebe vergaß er bald, nicht so die Rache.

Mechtild hatte für Martin nur wenige, aber innige Worte des Dankes; um so reichlicher war der Dankbarkeitserguß ihrer Mutter, und gerne hätte sie den Vorfall ihrem Gatten mitgetheilt; nur die Furcht, dieser möchte im Zorn darüber einen unbedachtsamen Schritt thun, hielt sie zurück. Meister Berge hätte freilich aus dem Benehmen seiner Frau und Tochter gegen den Nürnberger beim Nachtimbis merken können, daß etwas

Besonderes vorgegangen sein müsse; er war jedoch zu viel mit den wichtigen Angelegenheiten des Tages beschäftigt, über welche er sich mit seinen Freunden an diesem Abend wieder eifrig besprochen hatte. Konrad aber war von der Sache noch vor dem Nachtimbis durch seine Schwester unterrichtet worden, und hatte ihr feierlich versprochen, sie zu verschweigen.

Einen guten Theil der Nacht brachte Martin noch damit zu, den Harnisch zu vollenden. Der Schlummer hätte ja doch seine Augen geflohen, und während er mit Hammer, Meisel und Feile ruhig hanthierte, fand er auch noch Zeit, über sich und die neue Gestaltung seines Verhältnisses zu Mechtild nachzudenken. Er selbst hatte sich für ihren Beschützer erklärt, und sie, stillschweigend wenigstens, sein Anerbieten angenommen; dieß war ein entscheidender Schritt. Rasch, vielleicht zu rasch hatte er ihn gethan, wer aber hätte auch die bleiche, zitternde Jungfrau anschauen können, ohne so wie er zu handeln! So zog die Liebe in des Jünglings Herz ein und auch Mechtild's Herz wurde von Gefühlen bewegt, die ihr früher unbekannt waren. Obwohl in dem äußerlichen Benehmen beider Liebenden gerade keine besonders sichtbare Aenderung eintrat, so hätte ein aufmerksamer Beobachter doch bald bemerken können, welche Veränderung in ihrem Innern vorgegangen war. Ihre Blicke sagten, was sie in Worten noch nicht auszusprechen wagten, Mechtild aus jungfräulicher Scheu, Martin, weil er nicht wußte, wie der Geliebten Eltern seine Bewerbung aufnehmen würden. Aber die Zeitumstände, welche ja stets

gewaltiger, als menſchliche Kraft wirken, führten raſcher, als die Liebenden hofften und erwarten mochten, eine Entſcheidung herbei.

Der September war indeß herangekommen und mehr und mehr hatte ſich das Kriegsgetümmel der Stadt Stuttgart genähert. Der Entſchluß des Grafen Eberhard, ſich im feſten Ringe ihrer Mauern gegen die ihn drängende Uebermacht zu vertheidigen, war bekannt geworden und täglich erwartete man ſeine Ankunft. Am 19. September hielt der Graf ſeinen Einzug durch das Dunzhofer Thor. Vogt, Rath und Gericht ſtanden hier, ihn zu empfangen, die bewaffnete Bürgerſchaft ſchloß ſich an ſie an. Es war eine ſtattliche Schaar; jeder hatte den friſchgeputzten, glänzenden Harniſch an; die einen waren mit ſcharfen Schwertern, die andern mit ſchweren Streitkolben, viele auch mit Spießen bewaffnet. Getrennt von ihnen ſchaarten ſich die Geſellen der verſchiedenen Zünfte, je unter ihren Anführern, von denen auch Martin einer war; denn ihn hatte die Schmidzunft in dieſem Kampf zu ihrem Führer gewählt. Zwiſchen den Bewaffneten trieb ſich die Jugend herum, welche, mit der nahenden Gefahr unbekannt, ſich an dem ihr ungewohnten Anblick erfreute. Die Fenſter der nahegelegenen Häuſer waren gedrängt voll von Frauen und Jungfrauen.

Es dauerte nicht lange, ſo hörte man draußen Trompetengeſchmetter, das bis dahin verſchloßene Thor öffnete ſich und herein ritt an der Spitze ſeiner Krieger Eberhard der Erlauchte, Graf von Wirtenberg, damals noch ein Jüngling von einundzwanzig Jahren.

Er ſaß auf einem Streitroß von kräftigem Bau und ſtarken Gliedern; ſtatt des Helmes trug er ein mit nickenden Federn geſchmücktes Barett und ſein ganzes Ausſehen kündigte den Herrſcher an. Die gewölbte Stirne, unter welcher ein paar feuriger Augen hervorblitzte, vor deren ſcharfen durchdringenden Blick Jeder unwillkührlich ſeine Augen niederſchlug, die ſtark hervortretende Adlernaſe und der Mund mit den feſtgeſchloſſenen Lippen. Nur die vollen Wangen, das rundliche Kinn und der eben aufſproßende Bart, welcher das Kinn, die Oberlippe und die Wangen bedeckte, zeugten von der Jugend des Grafen, denn auch ſein Blick war männlich und ernſt. Er trug einen ſchwarzen, mit ſilbernen Buckeln beſetzten Harniſch, denſelben, welchen Martin verfertigt hatte. Ein breites, langes Schwert hing ihm von der einen, ein Dolch von der andern Hüfte herab. Einige Minuten überſchaute er, das ungeduldig in die Zügel beiſſende Pferd mit ſtarker Fauſt anhaltend, die um ihn ſich drängende Menge, dann ſprach er mit lauter Stimme: Treue und wackere Bürger meiner Stadt Stuttgart, ich freue mich ſehr, euch ſo zahlreich im Waffenſchmuck um mich verſammelt zu ſehen und mit euch die kräftige Jugend der Stadt. Ihr wißt, daß ich von ſtarker Heeresmacht bedroht bin, welche mein väterliches Erbe mir zu entreißen gekommen iſt. Aber ich werde es vertheidigen, bis auf den letzten Blutstropfen. Iſt Gott mein Freund, ſo mag alle Welt mich anfeinden. Doch auf euern Beiſtand trau ich feſt, ſo ſprecht denn, wollt ihr mich in dieſem Kampfe nicht verlaſſen?

Ein donnernder Beifallsruf antwortete der Rede des Grafen, deſſen ernſte Züge ſich ſichtlich aufheiterten und hervortrat Konrad Amrain, der Schultheiß, und verſicherte den Grafen, die Bürger Stuttgarts ſeien entſchloſſen, treu bei ihm auszuharren. Dankend reichte Eberhard dem Schultheißen die Hand und ſprach: das will ich ihnen nie vergeſſen. Hierauf grüßte er die Verſammelten und wollte weiter reiten. Als er aber den Meiſter Berge erblickte, winkte er ihn zu ſich und ſagte: Euch bin ich noch beſonderen Dank ſchuldig, Meiſter, denn ihr habt mir da einen trefflichen Harniſch geliefert. Geſtern erſt erprobte ich ſeine Güte; die ſchweren Bolzen der Armbrüſte haben kaum eine Spur darauf zurückgelaſſen. Erlauchter Herr Graf, entgegnete der Angeredete, Euer Lob gebührt nicht mir, ſondern meinem Geſellen dort, welcher den Harniſch verfertigte. Er iſt ein gar geſchickter Arbeiter und auch ſonſt ein wackerer Junge, der Sohn eines meiner Jugendfreunde, des kunſtreichen Meiſters Behaim zu Nürnberg. Ein Reichsſtädter alſo, ſprach der Graf lächelnd, nun das hätt' ich nicht geglaubt, daß ein ſolcher mir eine ſo tüchtige Wehre verfertigen würde. Wenn euer Geſelle da iſt, ſo ruft ihn doch einmal herbei. Martin kam und auch ihm reichte der Graf die Hand, indem er ihn ſcharf betrachtete. Der Harniſch alſo, ſagte er hierauf, iſt euer Werk, er hat mir ſchon gute Dienſte geleiſtet und ich werde dergleichen Rüſtzeug noch mehr brauchen. Wenn ihr euch daher in Stuttgart anſiedeln wollt, ſeid ihr mir willkommen; an einem Ehegeſpans wird es euch nicht fehlen. Jungfrauen, ſchön

und tugendſam, treu und häuslich, gibt es in Stuttgart nicht wenige.

Noch einmal grüßte hierauf der Graf die Verſammelten und ritt dann raſch dem Schloſſe zu. Jetzt erſt erhob Martin recht den Blick und ſchaute ihm nach: Meiſter Berge und ſeine Freunde aber umringten ihn und wünſchten ihm Glück. Der Jüngling fand, daß er dem erſehnten Ziele einen bedeutenden Schritt näher ſtehe; des Grafen Fürſprache, hoffte er, werde ihm nicht fehlen, und er gelobte deßhalb in ſeinem Innern, deſſen Sache treu und muthig zu vertheidigen.

In ſeiner Freude bemerkte er den Reiter nicht, der, an ihm vorbeieilend, einen Blick voll finſtern Grimmes und tückiſcher Schadenfreude auf ihn warf. Es war Junker Anſelm, den des Vaters ſtrenges Gebot hinausgetrieben hatte in das Feldlager, welches er nun gerne wieder mit dem behaglicheren Aufenthalt in Stuttgart vertauſchte, wo er neben neuen Vergnügungen auch die Befriedigung ſeiner Rache zu finden hoffte.

Das Erſcheinen des Grafen Eberhard aber hatte ihm nicht nur Martins Herz gewonnen, ſondern auch in Stuttgarts Bürgern die letzten Zweifel unterdrückt, was ſie thun ſollten. Er hatte ſein feſtes Vertrauen auf ſie öffentlich ausgeſprochen; dieſes zu täuſchen, ſchien ihnen eine arge Schande, zumal jetzt, wo er von mehr als einer Seite ſchwer bedrängt wurde.

„In Fährden und in Nöthen zeigt erſt das Volk ſich ächt,“ ſagt ein vaterländiſcher Dichter und ſein Ausſpruch hat ſich zu allen Zeiten erprobt. Ein deutſcher

Fürſt, der ſich vertrauensvoll ſeinem Volke naht, iſt auch in der größten Noth nicht verlaſſen. Des Volkes Liebe iſt ſtärker als jede Mauer, das haben Stuttgarts Bürger im Jahr 1286 bewieſen. Wohl dem Fürſten, der dieſe Liebe zu verdienen weiß.

Seit Graf Eberhard in Stuttgart angekommen war, am nämlichen Tage, wo König Rudolph mit einer beträchtlichen Heerſchaar in Eßlingen einrückte, ſeitdem rüſtete man ſich hier auf's Eifrigſte zur Gegenwehr. Mauern und Thürme, Zwinger und Gräben wurden auf's Genaueſte unterſucht und was ſich daran ſchadhaft fand, ausgebeſſert; auf die Mauern und Thürme ſtellte man die Wurfgeſchoße und häufte Steine und Balken neben ihnen auf; von den Stadtthoren aber blieb für jetzt nur das obere Thor unverrammelt. Eberhard ſelbſt ſah fleißig hiebei nach und beſchleunigte durch ermunternde Worte und Lobſprüche die Arbeiten. Nirgends ging es aber wohl geſchäftiger her, als in der Werkſtätte des Meiſters Berge, denn noch manches Rüſtungszeug mußte ausgebeſſert, noch manches neu gemacht werden.

Am 23. September 1286 erſchien König Rudolph mit ſeinem Heere vor der Stadt und ſchlug ſein Lager auf dem Eßlinger Berge auf. Sein eigenes Zelt erhob ſich unter der alten Eiche, welche Konrad vom Haſenberg aus ſeinem Freunde gezeigt hatte, und ſie hieß deßwegen ſeit dieſer Zeit die **Königseiche**. Rings umher ſtanden Zelte und Hütten in Menge, und das Ganze war gegen plötzliche Ueberfälle mit Wagen und Karren umgeben, welche man durch Ketten feſt verbunden hatte;

daher heißt die Halde, wo das königliche Lager ſtand, bis auf den heutigen Tag die Wagenburg.

Die Belagerung wurde mit großem Ernſt und Eifer eröffnet; die Belagerer hieben die Bäume in der Nähe der Stadt um, rißen die Gartenzäune ein und füllten die Feldgräben aus, um für ihre Maſchinen einen bequemen Zugang zu erhalten; dann wurden dieſe ſelbſt herbeigeſchleppt, die Mangen, große Kiſten, gefüllt mit Steinen, welche man nach den Vertheidigern der Stadt warf, und die Blydern, mittelſt welcher man ſtarke Balken gegen die Mauern ſchleuderte. Solchem Beginnen aber ſahen die Belagerten auch nicht müßig zu, ihre Armbruſtſchützen verwundeten und tödteten manchen wackern Krieger und durch ihre Wurfgeſchoße wurden einige der Maſchinen beim Herannahen zerſtört. Beſonders heftig wurde der Kampf, als die königlichen Krieger einen Theil des Stadtgrabens auszufüllen ſuchten, was ihnen nicht ohne ſchweren Verluſt gelang. Jetzt rollten ſie mit Rädern verſehene Schirmdächer herbei, unter welchen ſchwere, vornen mit Eiſen beſchlagene, Balken hingen, die dann mächtig in Schwung geſetzt, die Mauern erſchütterten; eine Anzahl kühner Männer nahm wohl auch einen ſolchen Mauerbrecher auf die Schultern und rannte damit gegen die Mauern; die Belagerten aber ließen Wollſäcke herab, um die Gewalt des Stoßes zu ſchwächen oder ſuchten in Schlingen die Mauerbrecher zu faſſen. Ueberall war wildes Geſchrei und Getümmel. Endlich war es den Belagerern gelungen, an einigen Stellen große Stücke der Mauern nieder zu werfen und der König

beſchloß, nun einen Sturm zu wagen. Am frühen Morgen ſchon war in ſeinem Lager Alles in lebhafter Bewegung, die Schaaren ordneten ſich zum Kampfe und rückten hierauf, jede unter ihrem Banner, gegen die Stadt. Da ſah man die Banner von Hohenberg und Teck, von Weinsberg und Vaihingen, neben den Fahnen verſchiedener Reichsſtädte; der König ſelbſt mit der Reichsfahne hielt auf einer Anhöhe, um von hier aus den Angriff zu leiten. Als ſo der Feind in drohender Haltung heranrückte, ermahnte Graf Eberhard die Seinigen zur ſtandhaften Gegenwehr und Bürger wie Krieger drängten ſich herbei, um die Mauerlücken auszufüllen, wo ſie nun die Schilde vorhaltend eine lebendige Mauer bildeten. Bald kam es zum heftigſten Handgemenge; einigemal wurden die Reihen der Vertheidiger der Stadt von den übermächtigen Feinden durchbrochen, aber jedesmal erſchienen neue Schaaren und drängten die Angreifenden wieder zurück. Albrecht Remſer, der das Banner von Eßlingen trug, hatte dieſes ſchon auf den Mauertrümmern aufgepflanzt, aber Martin ſchmetterte ihn mit einem Kolbenſchlag nieder, faßte das Banner und ſchwang es hoch in der Luft; da erhoben die Seinigen ein Siegesgeſchrei und die Feinde wichen zurück. So dauerte der Kampf bis nach Mittag fort; endlich jedoch, als der König die nutzloſen Anſtrengungen der Seinigen ſah und erfuhr, daß mancher ſeiner beſten Krieger ſchon gefallen ſeien, gab er das Zeichen zum Rückzug.

Auf dieſen glücklich zurückgeſchlagenen Sturm folgte eine kurze Waffenruhe, während welcher die Belagerten

die Mauerlücken durch ſtarke Balken verrammelten. Bald begann jedoch von Neuem die Arbeit der Belagerungsmaſchinen, ein zweiter Angriff wurde gewagt, aber er gelang nicht beſſer, als der erſte. Nun beſchloß der König, keinen neuen Sturm mehr zu unternehmen, bis der Erzbiſchof von Mainz ankäme, welcher mit einer beträchtlichen Verſtärkung vom Rheine her auf dem Marſche zu ihm war.

Auch die Belagerten hatten manchen Todten zu beklagen und unter den Verwundeten war auch Konrad, dem ein Steinwurf die Hüfte verletzt hatte. Martin dagegen hatte keine Wunde empfangen, obwohl er ſtets unter den Vorderſten kämpfte. Er brachte die erbeutete Fahne mit nach Hauſe, wo ſie nun die Werkſtätte Meiſter Berge's ſchmückte. Mechtild verlebte, während ihr Geliebter die Stadt ſo muthig vertheidigen half, eine angſtvolle Zeit; oft wenn der Kampf ſo gar gewaltig tobte und der Lärmen bis zu ihrem ſtillen Kämmerlein drang, erſtieg ſie die höchſte Kammer unter dem Giebel und ſchaute mit thränenden Augen nach dem Kampfplatze. Ihr einziger Ausgang war nach der Kirche, wo ſie mit brünſtiger Andacht zu Gott betete, daß er ihren Martin beſchützen möge, auch ihrer Schutzheiligen, der Jungfrau Maria, eine ſchwere Wachskerze opferte.

Gott hatte ihr Gebet erhört und wohlbehalten kehrte Martin zurück; allein er konnte ſtets nur einige Stunden des Tags bei der Geliebten verweilen; denn in der Werkſtätte gab es viel zu ſchaffen und der Kampf um die Stadt hatte auch nicht ganz aufgehört, die Belage-

rungsmaſchinen beſonders ſetzten noch immer ihr Zerſtörungswerk fort.

Indeß arbeitete aber auch im Finſtern die Rache. Junker Anſelm hatte, nach langem Nachſinnen, einen Plan erdacht, durch welchen er den verhaßten Panzermacher völlig zu verderben hofft. Er kannte des Grafen Widerwillen gegen die Reichsſtädte, welche ſich ihm überall in den Weg ſtellten, und wußte, daß auch die Nürnberger eine Kriegerſchaar zum königlichen Heere geſchickt hatten. Darauf gründete er ſeinen heimtückiſchen Plan. Er beſchuldigte Martin, daß er in einem geheimen Einverſtändniſſe mit ſeinen Landsleuten ſtände und ſie in die Stadt einlaſſen wollte. Anfangs ſchenkte ihm der Graf keinen Glauben, da ihm des Jünglings tapferes Benehmen bei der Vertheidigung der Stadt nicht unbekannt geblieben war; allmählich aber ſchlichen ſich doch Mißtrauen und Argwohn gegen den Nürnberger in ſein Herz ein. Da brachte einer der Wächter auf der Mauer einmal einen Bolzen, welcher von außen herein in die Stadt geſchoſſen worden, und an einem Balken ſtecken geblieben ſei. Wie zufällig erſchien auch der Junker; man unterſuchte den Bolzen, der etwas dicker als gewöhnlich war und fand darin einen Pergamentſtreifen, worauf die Worte ſtanden: Martin Boheim, gedenke deines Verſprechens, heute um Mitternacht kommen wir an die bezeichnete Stelle. Jetzt erſchien des Jünglings Verbrechen nicht mehr zweifelhaft und in der erſten Hitze befahl der Graf, ihn ſogleich zu verhaften, ein Auftrag, den der Junker mit dem größten Vergnügen übernahm.

Sorglos und in heiterer Stimmung, denn er kam von ſeiner Mechtild, ging Martin auf ſeinen Poſten zurück, als ihm Anſelm, von einigen Bewaffneten begleitet, mit einem Geſicht, deſſen häßliche Züge durch hämiſche Schadenfreude und das Gefühl befriedigter Rache noch mehr entſtellt wurden, in den Weg trat. Der Jüngling wurde durch den Befehl, ihn zu verhaften, zu ſehr überraſcht, als daß er an Widerſtand hätte denken können; gebunden ſchleppten ihn die Kriegsknechte in einen finſtern, feuchten Keller, deſſen mit Eiſen beſchlagene Doppelthüre der Junker ſelbſt verſchloß. Da lag nun auf halbvermodertem Stroh der unglückliche Martin, den verzweiflungsvollen Blick ſtarr an die Decke ſeines Kerkers gerichtet. Der Liebe ſonniger Maientag hatte ſich für ihn in dunkle Nacht verwandelt, und er wußte nicht, ob und wenn ein neuer Morgen für ihn anbrechen werde. Denn da er ſich keiner Schuld bewußt war, erkannte er bald, daß allein Anſelms Tücke ihm dieſes Unglück bereitet habe, und deſſen bösartiger Charakter, ſo wie das Anſehen, in welchem auch am gräflichen Hof ſeine Familie ſtand, waren ihm zu wohl bekannt, als daß er nicht das Schlimmſte hätte fürchten ſollen. Der Gedanke an das Schickſal ſeiner Geliebten aber drückte ihn noch mehr, als der an das ſeinige. Sein Toben jedoch war fruchtlos, ſeine Verwünſchungen verhallten ungehört in dem finſtern Gewölbe. Endlich behauptete die Natur ihr Recht, erſchöpft ſank der Jüngling auf ſein Schmerzenslager, wo bald der wohlthätige Genius des Schlafes ſeine Fittige über ihn ausbreitete.

Denn gerne naht ſich der tröſtende Gott dem Unglücklichen und erfreut ihn mit glücklichen Träumen, nur dem Lager deſſen bleibt er fern, der ſein Gewiſſen mit ſchwerer Schuld belaſtet hat.

Bei Junker Anſelm war dieß damals freilich nicht der Fall; dieſer lag in feſtem Schlafe auf ſeinem weichen Pfuhle; wer ihn aber ſpät in der Nacht hätte nach Hauſe wanken ſehen, würde wohl gewußt haben, daß es mehr Betäubung des Rauſches als ein geſunder Schlaf war, und nach kurzer Zeit begann er auch, von ſchweren Träumen geängſtigt, ſich unruhig auf ſeinem Lager umherzuwälzen. Die Sonne ſtand ſchon ziemlich hoch am Himmel, als er erwachte und ſein Diener ihm meldete, der Graf habe nach ihm geſchickt und verlange, daß der Junker ſogleich vor ihm erſcheine. Das Haupt von Weindünſten beſchwert, dachte der Junker nicht über die Urſache dieſes Befehls nach, ſondern eilte, demſelben zu gehorchen; er konnte ja vielleicht Gelegenheit erhalten, ſeine Rache vollends ganz zu befriedigen.

Aber die Vorſehung wachte über Martin, und der Blitz, der ihn zerſchmettern ſollte, traf den Urheber ſeines Mißgeſchicks. Als der Jüngling erwachte, drang durch das enge Gitterfenſter, welches in der Höhe ſeines Kerkers angebracht war, gerade ein freundlicher Sonnenſtrahl. Martin hätte ihn mit ſeinen Blicken einſaugen mögen, denn er goß von Neuem Troſt und Hoffnung in ſein Herz; er begrüßte ihn als ſeinen Rettungsſtrahl und nicht vergebens.

Nach einiger Zeit öffnete ſich ſeine Kerkerthüre, und

ein Leibdiener des Grafen trat herein, um ihn zu ſeinem Herrn zu führen. Martin wußte nicht, was geſchehen ſollte, und die Wache vor des Grafen Zimmer erregte in ihm gerade keine guten Hoffnungen. Als er eintrat, ging Eberhard raſch auf ihn zu. Verzeiht mir, wackerer Junge, ſprach er, dem Jüngling die Hand reichend, daß ich euch in unbeſonnener Hitze ſo großes Unrecht that, doch der Bube dort iſt an allem Schuld. Bei dieſen Worten deutete er auf Anſelm, der ſich in den fernſten Winkel des Zimmers geſchmiegt hatte. Ich bin aber jetzt von eurer Unſchuld völlig überzeugt; der elende Verleumder hat ſich ſelbſt verrathen und Alles geſtanden.

Ihr ſeid frei und ſollt die Genugthuung, die euch gebührt, in vollem Maße erhalten. Martin wußte nicht, wie ihm geſchah, auch verſtand er des Grafen Rede nicht ganz, er dankte aber dieſem mit herzlichen Worten und erzählte ihm offen, wie er Anfangs gar nicht im Sinne gehabt habe, ihm ſeine Dienſte zu widmen, wie ſich aber bei deſſen Einzug ſein Entſchluß geändert habe. Nun, erwiederte der Graf lächelnd, ſo ganz kann ich es doch nicht glauben, daß ihr allein meinetwegen beſchloſſen habt, länger in dieſer Stadt zu verweilen.

Erröthend ſchlug Martin die Augen nieder; der Graf aber fuhr fort: Ihr dürft euch nicht ſchämen, Meiſter Berge's Tochter iſt eines wackern Mannes wohl werth und mein Fürwort bei ihrem Vater ſoll auch nicht fehlen, dieſes aber gilt, wie ich weiß, bei dem Alten nicht wenig.

Da tönte das Schmettern der Trompeten aus dem

königlichen Lager herüber und rasch trat Eberhard an ein Fenster, das eine freie Aussicht nach dem Eßlinger Berge gewährt. Ha! rief er, dort seh' ich das Banner von Mainz, der Erzbischof ist angekommen (23. Oktober) und nun wird's wieder Schwertschläge und Lanzenstöße geben. Doch, fuhr er nach einigem Besinnen fort, Heinrich von Isny ist ja von frühen Zeiten her mein Freund, wer weiß, was seine Ankunft mir Gutes bringt. Ich bin des langen Kampfes ebenfalls müde, und wenn der Habsburger mir nur billige Bedingungen macht, so könnte es wohl zu einer Aussöhnung zwischen uns kommen.

Rasch wandte er sich hierauf um, rief der Wache und befahl ihr, den Junker Anselm in den Kerker zu führen, grüßte den Jüngling, ihm die Worte, wir sehen uns bald wieder, zurufend, und verließ das Gemach.

Martin eilte natürlich zunächst in Meister Berge's Haus; er fand die ganze Familie dort versammelt, welche seine Befreiung schon wußte. Denn Ritter Werner von Tagersheim, welcher beim Kampfe zur Vertheidigung der Stadt den Jüngling kennen und schätzen lernte, und dem dieser auch vornämlich seine Befreiung verdankte, hatte ihr alles mitgetheilt.

Junker Anselm nämlich, kam an dem Tage, wo ihm die Verhaftung seines Todfeindes gelungen war, mit triumphirender Miene in die Weinstube unweit des Schlosses, welche gewöhnlich der Versammlungsplatz der Hofleute und des Adels war.

Die Freude über den errungenen Sieg, vielleicht aber auch die mahnende Stimme seines Gewissens, welche

er betäuben wollte, bewirkten, daß er übermäßig viel trank und in der Trunkenheit allerlei Reden führte, welche seine Schandthat zwar nicht ganz enthüllten, aber doch hinreichend waren, unter den Anwesenden einigen Verdacht gegen ihn zu erwecken. Vielleicht jedoch hätte Niemand von ihnen sich weiter um die Sache bekümmert, wäre nicht Werner von Tagersheim dagewesen, unter dessen unmittelbaren Befehlen während des Kampfes Martin gestanden, der kurz vorher die Verhaftung des jungen Mannes erfahren, und vom Grafen einen Vorwurf darüber, daß er den Nürnberger nicht besser beobachtet habe, empfangen hatte. Werner eilte deßwegen gleich am nächsten Morgen zum Grafen, und da auch zugleich die während der Nacht ausgestellten Wächter meldeten, daß sie nicht das geringste Verdächtige bemerkt hätten, so wurde Junker Anselm vor den Grafen berufen, wo er in der Angst eines schuldbelasteten Gewissens ein Geständniß ablegte, welches hinlänglich war, Martins Unschuld zu beweisen. Er hatte den Wächter, der den für den Nürnberger so verhängnißvollen Bolzen brachte, durch eine bedeutende Geldsumme gewonnen, und wollte ihn, wie er selbst gestand, bei der nächsten günstigen Gelegenheit durch einen seiner Knechte tödten lassen, damit ja Niemand seine Frevelthat entdecken könne.

Meister Berge erzählte dieß dem staunenden Jüngling und verhehlte ihm auch nicht, daß Graf Eberhard ihn zu sich berufen und ein gewichtiges Fürwort für ihn eingelegt habe. Es hätte dessen nicht bedurft', fuhr er fort, ich und mein Hausgespons haben eure Liebe wohl bemerkt,

und eurer Verbindung mit Mechtild ſteht nichts im Wege, wenn ihr euch nur in Stuttgart niederlaſſen wollt. Das will ich, ja! das will ich, rief Martin lebhaft, indem ſein feuriger Blick die Geliebte traf, die Konrad nun hocherfreut in ſeine Arme führte. Einige Monate, ſprach er, haſt du dem Freunde verſprochen, hier zu verweilen, die Liebe, hoff' ich, wird dich nun auf längere Zeit feſſeln.

Der Ruf der Pflicht trennte endlich die Glücklichen, denn Martin mußte auf ſeinen Poſten zurück, da man, nach der Ankunft der beträchtlichen Verſtärkung, welche der Erzbiſchof von Mainz dem Könige zugeführt hatte, einen neuen Angriff befürchtete. Dieſer erfolgte wirklich auch ſchon am nächſten Tage, wurde aber wie die frühern Stürme, mit großem Verluſt zurückgeſchlagen.

Unmuthig ſaß König Rudolph in ſeinem Zelte, der Erzbiſchof war bei ihm und ſprach verſöhnende Worte. Er fand jedoch kein geneigtes Gehör; da trat einer der Anführer herein und meldete, die Beſatzung der Weiſſenburg habe einen Ausfall gemacht und eine in das königliche Lager beſtimmte Viehheerde fortgeführt.

Raſch ſprang nun der König von ſeinem Sitze auf und rief: Wollen denn dieſe kecken Burſche uns gar keine Ruhe laſſen. Nichts hat uns, das verſichere ich euch, Herr Erzbiſchof, die Belagerung ſo erſchwert, als dieſe Burgen rings um die Stadt. Nie ließen ihre Beſatzungen uns ins Ruhe, und wollten wir Stuttgart einmal angreifen, gleich ſaßen ſie uns auf dem Nacken. Ich habe, ſcheint es, die Sache dießmal falſch angegriffen,

komm' ich wieder einmal, ſo müſſen zuerſt dieſe Burgen fallen.

Dem Erzbiſchof, welcher gern vermittelt hätte, kam dieſe Rede ganz erwünſcht. Erlauchter Herr, ſprach er, jetzt wird es wohl nicht mehr die geeignete Jahreszeit ſein, um die Belagerung dieſer Burgen vorzunehmen und da, wie ihr wißt, ein Abgeordneter des Papſtes zu Speier auf euch wartet, möcht' ich zu einem gütlichen Vergleich mit dem Grafen von Wirtenberg rathen, zeigt er ſich dann von Neuem ungehorſam, ſo könnt ihr ihn um ſo ſchärfer ſtrafen. — Es wird wohl jetzt das Klügſte ſein, wenn ich mich mit ihm ausſöhne, erwiederte Rudolph, aber ich fürchte, der ſtolze Graf wird ſich nichts gefallen laſſen wollen, und ohne Strafe kann ich ihm doch ſeinen Ungehorſam nicht hingehen laſſen. Das würde mir Schande bringen im ganzen Reich. — Ueberlaßt das mir, erlauchteſter Herr, ſagte der Erzbiſchof, ich kenne den Grafen ſchon ſeit langer Zeit und bin überzeugt, daß er auch nicht in thörichtem Hochmuth trotzen wird; gleich am nächſten Morgen will ich zu ihm und ich hoffe, die Sache zu eurer Zufriedenheit zu beendigen.

So ſei es, ſprach der König, ich kenne eure Klugheit und gebe euch daher unumſchränkte Vollmacht. Schließt mit ihm ab und ſehet nur darauf, daß ihr meiner Würde als Reichsoberhaupt nichts vergebet. — Sicher nicht, erlauchteſter Herr, erwiederte der Erzbiſchof, nahm von dem Könige Abſchied und verließ ſein Zelt.

Am nächſten Morgen ſahen die Wächter auf Stuttgarts Mauern einen ſtattlichen Zug aus dem königlichen

Lager herabkommen, aber die weiße Fahne, welche an deſſen Spitze getragen wurde, überzeugte ſie bald, daß er in friedlicher Abſicht komme. Es war der Erzbiſchof mit ſeinem Gefolge, der bald vor dem Eßlinger Thor erſchien und Einlaß begehrte, weil er mit dem Grafen ſelbſt Wichtiges zu verhandeln habe. Eberhard, von ſeinem Herannahen ſchon früher benachrichtigt, kam ſelbſt herbei, das Thor öffnete ſich und die beiden Herrn, einander herzlich begrüßend, ritten nach dem Schloſſe. Was ſie hier miteinander verhandelten, erfuhr Niemand; gleich aber, nachdem der Erzbiſchof wieder fortgeritten war, wurde in der ganzen Stadt verkündet, daß ein Waffenſtillſtand geſchloſſen ſei und bei ſchwerer Strafe Niemand ſich weitere Feindſeligkeiten gegen die Belagerer erlauben ſolle. Dieſe Nachricht erregte unter Stuttgarts Bürgern viele Freude, denn auch ſie ſehnten ſich nach der Beendigung des verderblichen Kampfes, der ihre Gärten und Felder dem Feinde lange preisgegeben hatte.

Noch einige Tage aber ritt der Erzbiſchof zwiſchen dem Lager und der Stadt hin und her, bis endlich die erfreuliche Nachricht vom wirklichen Abſchluß des Friedens erſcholl. Dieſer kam den 10. November zu Stande, der Graf bat den König um Verzeihung, unterwarf ſich ihm und übergab ihm, als Bürgſchaft künftigen friedlichen Verhaltens, zwei ſeiner Burgen.

Hiezu kam aber noch eine Bedingung, welche in Stuttgart viele Unzufriedenheit erregte, daß nämlich die Mauern der Stadt niedergeriſſen werden ſollten. Man konnte nicht begreifen, wodurch der Graf zu bewegen

geweſen ſei, hierein zu willigen, und ein großer Lärmen entſtand, als Rudolphs Krieger wirklich den Anfang mit dem Niederreißen machten. Es waren aber nur einige während der Belagerung ſchon ſchadhaft gewordene Mauerſtücke, welche ſie zerſtörten, und bald folgten ſie dem Könige nach, welcher ſchon am 11. November nach Speier aufgebrochen war.

Jetzt erreichte auch Martin das Ziel ſeiner Wünſche, Frau Gertrud war mit den Vorbereitungen zur Hochzeit ſchneller fertig als man glaubte, obwohl ſie dieſelbe aufs Stattlichſte zurichtete. Das ſchmucke Ehepaar, dem Verwandte und Freunde in anſehnlicher Menge das Geleite zur Kirche gaben, lockte ſo viele Zuſchauer herbei, daß die Kirche ſie kaum faſſen konnte, und die geräumige Zunftſtube, wo nach damaliger Sitte das Hochzeitsmahl gehalten wurde, war für die geladenen Gäſte beinahe zu klein. Auch Graf Eberhard erſchien hier und unterhielt ſich gar freundlich mit den Anweſenden.

Er hatte damals die Mauern Stuttgarts ſchon wieder hergeſtellt und rüſtete ſich, um, wenn es ſein müßte, noch einen zweiten Kampf mit König Rudolph zu beſtehen. Denn der Erzbiſchof hatte ihm zwar Hoffnung gemacht, der König werde die Burgen, welche der Graf als Friedensunterpfand hatte abtreten müſſen, bald wieder herausgeben; dieß aber geſchah nicht und zugleich ſprach man wieder viel von Rudolphs altem Plane, die Herzogswürde in Schwaben an ſeine Familie zu bringen. Dieſe Umſtände waren wenig geeignet, dem Frieden eine lange

Dauer zu verſprechen; doch währte es länger als man glaubte, bis die Feindſeligkeiten von Neuem ausbrachen; der Hauptgrund hievon war die Kirchenverſammlung, welche im Frühlinge des Jahres 1287 zu Würzburg gehalten wurde und die volle Thätigkeit des Königs in Anſpruch nahm.

Erſt im Julius brach Rudolph mit ſeinem Heere nach Schwaben auf, wo ſeine Anhänger ihn kampfgerüſtet ſchon erwarteten. Vor Stuttgart ſchlug er ſein Lager wieder auf derſelben Stelle auf, wie das Jahr zuvor; ſein erſter Angriff aber galt nicht der Stadt ſelbſt, ſondern den um ſie her liegenden Burgen. Während ein Theil ſeiner Krieger mit der Beſatzung Stuttgarts, die häufige Ausfalle machte, ſich herumſchlug, betrieb er ſelbſt mit dem größten Eifer die Eroberung ſchon früher genannter Burgen, von denen eine nach der andern von Grund aus zerſtört wurde; die Weiſſenburg allein ſtand noch, als der König mit einem Theile ſeines Heeres aufbrach, verheerend durch's Rems- und Filsthal zog und ſich vor Herwartſtein, die Burg des Grafen Ulrich von Helfenſtein, legte, welcher er ebenfalls eine Züchtigung zugedacht hatte.

Ein heißer Kampf entbrannte nun um die Weiſſenburg; die Belagerten waren entſchloſſen, ſich bis auf den letzten Mann zu wehren, die Belagerer aber, durch die bisherigen glücklichen Erfolge ſtolz gemacht, eröffneten mit großem Eifer den Angriff, deſſen günſtiger Ausgang ihnen nicht zweifelhaft ſchien. Aber die Lage der Burg

erſchwerte ihr Unternehmen ſehr, ſie konnten ihr nur auf einer Seite beikommen, und hier war ſie durch einen breiten, tiefen Graben und ſtarke Mauern geſchirmt. Es koſtete manchen tapfern Krieger, bis es endlich gelang, die Belagerungsmaſchienen ſo aufzuſtellen, daß ſie die Burg wirkſam beſchießen konnten. Der hohe Thurm, auf welchem das Banner von Wirtenberg flatterte, war das Hauptziel, welches die Belagerer ſich auserſahen; einen Sturm zu wagen hatte ihnen König Rudolph bis zu ſeiner Zurückkunft verboten. Vor einem Angriff aus der Stadt, der ſie in der Belagerung hätte ſtören können, waren die königlichen Krieger ſicher, denn kurz nach des Königs Abzug war auch Graf Eberhard ausgezogen, hatte ſich mit dem Pfalzgrafen Göz von Tübingen vereint, und durchſtreifte nun verheerend das Gebiet ſeiner Gegner. Die Eßlinger beſonders, gegen welche er einen alten Groll hegte, hatten viel von ihm zu leiden. Sie riefen deßwegen den Grafen Albrecht von Hohenberg, des Königs Schwager, um Hilfe an und als dieſer erſchien, beſchloſſen ſie mit ihm vereint im wirtenbergiſchen Gebiete einzufallen.

Die Flammen der Orte Ober- und Untertürkheim verkündeten dem Grafen, der gerade im Begriff war, von den Fildern in das Neckarthal herabzuziehen, ihre Abſicht und raſch eilte er herbei. Zwiſchen Wangen und Untertürkheim kam es zur Schlacht. Das Stuttgarter Aufgebot ſtand den Truppen des Grafen von Hohenberg gegenüber. Auch Martin war mit ihm ausgezogen, denn

Waffendienſt galt damals für die größte Ehre des Mannes, und Vertheidigung der heimathlichen Gefilde für ſeine erſte Pflicht; Mechtild wagte es daher nicht, ihren Gatten zurückzuhalten; auch dießmal aber ſuchte ſie durch Gebete, Weihgeſchenke an ihre Schutzheilige und reichliche Gaben an die Armen ihn dem göttlichen Schutze zu empfehlen. Als die Hohenbergiſchen anrückten, erblickte Martin unter ihnen den Junker Anſelm, welchen der Graf aus Rückſicht auf ſeinen todtkranken Vater, der auch bald darauf ſtarb, noch im vorigen Jahre aus ſeiner Haft entlaſſen aber auch aus ſeinem Gebiete verbannt hatte. Ein wilder Grimm erfüllte des Jünglings Bruſt und er wandte ſich gegen ſeinen Todfeind, ihn zum Zweikampf herausfordernd. Dieß war damals ſo gewöhnlich, daß die Krieger beider Parteien ſogleich ſtill hielten und Platz für die Kämpfenden machten. Anſelm wäre dem Kampfe gerne ausgewichen, aber unvertilgbare Schmach hätte ihn getroffen, würde er ihn nicht angenommen haben. Mangel an Muth und böſes Gewiſſen jedoch lähmten ſeinen Widerſtand und bald ſank er tödtlich verwunden zu Boden; noch ſinkend ſchleuderte er mit dem Blick des grimmigſten Haſſes ſein Schwert nach Martin, aber ohne ihn zu treffen, und hauchte unter wilden Flüchen ſeinen Geiſt aus. Jetzt wurde der Kampf wieder allgemein; der Sieg aber entſchied ſich für die Wirtenberger, die Feinde eilten in wilder Flucht nach Eßlingen zurück.

Graf Eberhard mit den Seinigen zog über den Eßlinger Berg; als die Belagerer der Weiſſenburg, welche vom Herannahen des Grafen von Hohenberg zuvor ſchon

unterrichtet waren, ſtatt ſeiner Fahne das ihnen nur zu wohl bekannte gelbe Banner mit den ſchwarzen Hirſchhörnern erblickten, zündeten ſie ihre Belagerungsmaſchienen an und machten ſich davon. So wurde die Weiſſenburg gerettet und unter lautem Jubel der Bewohner zog Eberhard in Stuttgart ein. König Rudolph hatte indeſſen nach vierzehntägiger Belagerung Herwartſtein erobert und zerſtört. Dringende Reichsgeſchäfte zwangen ihn, ſich einige Zeit in Gmünd und Giengen zu verweilen und nun, um die Mitte des Oktobers, kam er nach Eßlingen, deſſen Bewohner ihn herbei gerufen hatten, weil ſie nach der neulich erlittenen Niederlage einen Angriff vom Grafen von Wirtenberg befürchteten. Hier gelang es den erneuten Bemühungen des Erzbiſchofs von Mainz am 23. Oktober 1287, zwiſchen dem König und Eberhard einen feſten Frieden zu Stande zu bringen, den auch der Graf bis zu Rudolphs Tode nicht mehr brach; denn der Hauptanlaß zum Streite mit dieſem wurde dadurch weggeräumt, daß der König das Herzogthum Schwaben völlig auflöste.

Martin wurde vom Grafen als Hofdiener und Panzermacher angenommen und trieb in Verbindung mit ſeinem Schwager das Geſchäft Meiſter Berge's fort, welcher den Reſt ſeiner Tage in Ruhe zu verleben beſchloſſen hatte. Der Graf ſchenkte ihm, als Erſatz für das ihm früher zugefügte Unrecht, eine zwiſchen Stuttgart und Häslach gelegene Strecke Landes, welche zur Weiſſenburg gehörte; hier baute Martin ein Haus und legte einen Garten an. Daraus entſtand im Laufe der Zeit der

nach seinem ersten Gründer benannte Weiler Behai reute, später Böhmisreute geheißen. Unter s neuen Mitbürgern erwarb sich der Nürnberger g Ansehen und starb in hohem Alter, wenige Wochen seiner geliebten Mechtild.

Otto von Horrheim und die Nonne von Reichertshofen.

Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert.

1.

Die Schatten des späten Abends hatten sich bereits über das Metterthal ausgebreitet, und so eben hatte das Geläute der Abendglocke ausgesummt, als Ludwig von Horrheim, von der nahen Eselsburg kommend, in die Stadt Horrheim einritt und vor seinem stattlichen, burgähnlichen Hause abstieg.

Wie auf den Fluren, so lag auch auf seinem Angesichte ein Schatten, und es war leicht zu erkennen, daß der sonst so lebensfrohe, adelige Herr heute düstere Gedanken in seinem Innern beherbergte. Kaum war er auch in seiner Wohnstube angekommen, als er seiner trüben Stimmung Luft zu machen suchte. Seinen 24jährigen Sohn Otto neben sich winkend, setzte er sich in den behaglichen Lehnsessel und begann in kurzen Ausrufungen: „O, daß ich das erleben mußte! Es ist vorüber

mit den Grafen von Vaihingen! Bald wird der Wirtenberger auch vollends seine Hand nach der Eselsburg und den Städten Horrheim und Hohenhaslach ausstrecken, und dann ist's um unser Geschlecht geschehen!" Otto verlangte nähere Aufklärung von seinem Vater, welche ihm in Folgendem gegeben ward:

„Du weißt, wie unsere adelige Familie von jeher auf's engste mit dem Geschlecht der Grafen von Vaihingen zusammenhing. Als die Herren von Vaihingen noch in ihrer Blüthezeit waren, da stand's auch gut mit den Herren von Horrheim. Daß unsere Vorfahren die Stadt Horrheim als Lehen von den Grafen empfingen, ist fast das Geringste, was wir ihnen verdanken; aber als Ministeriale (Hofmeister-Intendanten) derselben, als Aufseher über den größten Theil des Einkommens der Grafen und des Klosters Reichertshofen wurden uns sehr viele Rechte und Vergünstigungen zu Theil, welche uns erst die Mittel gaben, unserem Stande gemäß zu leben und ein adeliges Haus zu machen. Nun aber die Grafschaft zerfällt, und ein Stück um's andere von derselben abgerissen wird, nun brauchen die Grafen bald keine Ministeriale mehr, und uns bleibt zuletzt nichts als dieses Lehen, und wenn wir von diesem leben müssen, dann sind wir übel daran. In der herrlichen Burg in Vaihingen sitzt jetzt ein wirtenbergischer Burgvogt, der die Einkünfte für die Grafen von Wirtenberg bezieht. Doch wenn wir auch zwei Drittheile der Grafschaft verloren haben, so hatten wir bis jetzt noch unsere Eselsburg, wir hatten noch die Städte Horrheim und Hohenhaslach, wir hatten noch die Dörfer

Enſingen und Klein-Glattbach und die Vogtei über Reichertshofen. Aber, denke dir, heute hat Graf Heinrich den letzten Reſt ſeiner herrlichen Grafſchaft dem Grafen Eberhard von Wirtenberg teſtamentlich vermacht und denſelben aus beſonderer Liebe und Freundſchaft — ſo hat er angegeben — zu ſeinem Erben eingeſetzt. Mechtilde, ſeine Schweſter, that alles, um es zu verhindern. Bitten und Thränen hat ſie angewendet, ihren Bruder von dieſem unſeligen Vermächtniß zurückzuhalten, aber vergebens; der Wirtenberger hat den rechten Weg zu Heinrichs ſchwachem Herzen gefunden — er iſt nun ſein Erbe geworden und ich fürchte, die Zeit iſt nahe, wo er die Erbſchaft einthut. Dann, mein lieber Sohn, hat es mit uns ein Ende, dann wird auch dieſer Theil der Grafſchaft vollends dem Burgvogt von Vaihingen untergeordnet werden; man braucht uns nicht mehr, uns bleibt nur noch dieſes Lehen Horrheim, und auch das iſt ungewiß, denn Eberhard iſt unſerer Familie nicht günſtig, weil er weiß, daß ich bei den Grafen von Vaihingen immer gegen ſeine eigennützigen Plane gearbeitet, und die Grafen immer ſo viel als möglich — wenn auch vergebens — über ihre eigenen Intereſſen aufgeklärt habe. O, dieſer Wirtenberger tritt noch Alles unter ſeine Füße! Die Herzoge von Teck ſind gefallen, die Pfalzgrafen von Tübingen die Grafen von Aichelberg, von Urach, von Neuffen, von Calw, von Helfenſtein — Alle — alle hat er verſchlungen und auf ihren Burgen weht nun die wirtenbergiſche Fahne! Bald, bald wird ſie auch auf Eſelsburg wehen, wie ſie ſchon auf der Vaihinger Burg flattert!

O, daß ich diesen Tag erleben muß! — Rüste dich, Otto, — deines Bleibens ist nicht länger hier! Mag für mich kommen, was da will, meine Lebensuhr ist bald abgelaufen; aber Du bist jung, hast einen ritterlichen Sinn, gürte Dein Schwert um, zieh' in Fehde und Krieg hinaus, verdiene Dir dort durch Tapferkeit den Ritterschlag und werde Du dann der Gründer eines neuen Geschlechtes! Der Herr wird mit Dir sein! Morgen mehr, — schlafe wohl!"

Der alte Ludwig von Horrheim hatte sich in sein Schlafgemach begeben, aber sein Sohn Otto ging noch lange, in stilles Nachdenken versunken, im Zimmer umher. Daß der Vater Recht habe, das konnte er sich nicht verbergen, und einige Augenblicke lang schlug auch der jugendliche Muth in leichten Flammen empor, und Otto träumte stolz von ritterlichen Thaten und Kämpfen. Doch bald war diese Aufwallung zu Ende und traurig seufzte er: „O Antonie, wenn Du nicht wärest, wie gern würde ich hinausziehen in die Welt, wie gern Theil nehmen an den Kämpfen und Fehden!" Und traurig und mit beklommenem Herzen begab auch Otto sich endlich zur Ruhe und dachte an seine Antonie.

Wer war diese Antonie? diese Antonie, welche das Herz des jüngern Otto von Horrheim so sehr gefesselt hatte, war eine Tochter des Ritters Rudolph von Roswag und befand sich zu dieser Zeit als Novize im Frauenkloster Reichertshofen, eine halbe Stunde von Horrheim entfernt. — Auch die adelige Familie von Roswag war damals bereits sehr herabgekommen, und was das Kloster

Maulbronn nicht von ihren Beſitzungen verſchlungen hatte, war kürzlich von Eberhard von Wirtenberg an ſich gebracht worden. Rudolph von Roswag hatte zwar noch ſeinen Sitz in der Burg Alt-Roswag und die Nutznießung einiger Güter und Gefälle, allein die Burg war in ſo ſchlechtem Zuſtande, daß ſie kaum noch zu bewohnen war, und da ſein Stolz auch durch die ſchönen, kürzlich von dem Wirtenberger erbauten Burg Neu-Roswag empfindlich verletzt wurde, ſo übergab er nach dem Tode ſeiner Gattin, einer gebornen von Sternenfels, ſeine einzige Tochter dem Kloſter Reichertshofen und trieb ſich nun als Abenteuer in Krieg und Fehden herum, wo er als ein tapferer Ritter überall mit offenen Armen empfangen wurde. Die Aebtiſſin des Kloſters Reichertshofen war eine Schweſter ſeiner verſtorbenen Gattin; ihr übergab er ſeine Tochter Antonie und befahl ſie ihrem Schutze und ihrer Obhut. Antonie war damals 17 Jahre alt, ſchön, lebhaft und der Liebling ihrer Tante, der Aebtiſſin. Das Kloſterleben wurde ihr daher ſo angenehm als möglich gemacht, und ſo einſam auch das Kloſter Reichertshofen in den Wäldern des Stromberges lag, und ſo wenig ſie für das abgeſonderte Kloſterleben paßte, ſo fehlte es der jungen Novize doch nicht an Zeitvertreib und angenehmer Unterhaltung. Manchmal nahm ſie die Tante mit zum Beſuche bei den benachbarten adeligen Familien, beſonders nach Groß-Sachſenheim, wo Hermann von Sachſenheim ſie ſtets gaſtfreundlich aufnahm; auch beſuchten ſie nicht ſelten benachbarte Kirchen, wo oft reiſende Bettelmönche als Prediger auftraten. Auf dieſe Art kam eine

angenehme Abwechslung in das einsame Klosterleben und es floßen der jungen Novize mehrere Jahre leidlich dahin. Was Antonie aber in ihrer Einsamkeit am meisten beschäftigte und beglückte, war Otto von Horrheim. Von Kindheit an kannten sich diese jungen Leute, denn ihre Väter, Rudolph von Roswag und Ludwig von Horrheim, waren innige Freunde, die früher unter bessern Verhältnissen einander gegenseitig mit ihren Familien gar häufig besucht hatten. Bei den Kindern zeigte sich große Anhänglichkeit und Zuneigung, die mit den Jahren wuchs, und als der Knabe zum Jüngling, das Mädchen zur Jungfrau erstarkt war, in jene zarte, innige Liebe überging, die jugendliche Gemüther so stark aneinander fesselt und so froh beglückt. Auch jetzt noch, da Antonie Novize im Kloster Reichertshofen war, sahen sie sich häufig, und jedes Wiedersehen knüpfte inniger das Band ihrer Herzen. Ruhig lag die Zukunft vor ihnen, denn Otto hatte bisher nichts anderes gedacht, als Lehensmann und Beamter des Grafen von Vaihingen zu werden und dann seine geliebte Antonie zu ehelichen. War ja doch Antonie noch nicht Nonne, und so lange sie der Schleier nicht bedeckte, so lange stand ihrem Rücktritte vom Kloster kein Hinderniß im Wege, und je weniger sie sich bei ihrem lebhaften Temperamente für's Klosterleben geschaffen wähnte, desto freundlicher erschien auch ihr die Hoffnung, daß Otto Mittel und Wege finden werde, sich eine feste Existenz zu gründen und sie aus dem Kloster zu erlösen. Ganz andere Pläne trug aber ihre Tante, die Aebtissin, im Herzen. Sie hatte ihrem Schwager die Sorge für

seine Tochter abgenommen, und nach ihrem Dafürhalten konnte diese nirgends eine bessere Versorgung finden, als im Kloster. Bei der allgemeinen Verarmung des Adels und bei den damaligen traurigen Zeitverhältnissen wurden die Klöster als Asyle betrachtet, in welchen man das ruhigste und sorgenfreieste Leben führen könne, und so sollte auch ihre Nichte, sobald sie das gesetzliche Alter erreicht hatte, den Schleier nehmen und sich ganz dem Klosterleben weihen. Antonie erfuhr nur zu bald die Absichten ihrer Tante, welche sie in die größte Betrübniß versetzten. Auch bemerkte sie zu ihrem tiefsten Leid, wie ihre Tante Ludwig von Horrheim und seine Familie von ganzem Herzen hasse und allen Umgang mit denselben meide; wie sie, wenn Ludwig im Kloster die vogteilichen Geschäfte als Beamter des Grafen von Vaihingen zu besorgen hatte, demselben stets mit der größten Unzufriedenheit begegnete, und ihm so viele Hindernisse als möglich zu bereiten suchte. Diese Wahrnehmungen schmerzten Antonie sehr. Sie wußte nicht, daß ihre Tante als junges Fräulein von Sternenfels ihre Netze nach Ludwig von Horrheim, dessen schöne, männliche Gestalt ihr Wohlgefallen erregt hatte, ausgespannt, und daß er sich diese, indem er ihr ein Fräulein von Hohenscheid vorgezogen, zu einer unversöhnlichen Feindin für's ganze Leben gemacht habe.

So standen ihrer Liebe und ihrer Hoffnung die größten Hindernisse im Wege und traurig sah Antonie der Zukunft entgegen. Jedoch ließ sie die Hoffnung nicht ganz sinken, die Liebe verliert auch unter den größten Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen, den Muth

nicht ganz, — sie hofft von der Zukunft eine glückliche Aenderung der Umstände.

So standen die Dinge an jenem Abende, als sich Ludwig von Horrheim und sein Sohn Otto nach ihrem Zwiegespräch zur Ruhe begeben hatten.

2.

Ludwig von Horrheim hatte am andern Morgen in Beziehung auf seinen Sohn den Sinn nicht geändert. Auf's Neue setzte er ihm die Nothwendigkeit auseinander, den Gedanken, sein Nachfolger als Ministeriale der Grafen von Vaihingen zu werden, fahren zu lassen, und redete ihm wiederholt zu, in die Welt zu ziehen und mit Hülfe seines guten Schwertes sich eine andere, bessere Stellung zu erwerben. Er rieth im zugleich, sich zu Rudolph von Roswag zu begeben, der sich damals bei dem Herzoge von Oesterreich befand, welcher eine bedeutende Zahl von Kriegern, namentlich vom Adel, um sich gesammelt hatte, um mit ihnen gegen die Schweizer zu ziehen. Otto war bereit, das väterliche Haus zu verlassen, und sein Glück im Kriege zu versuchen, allein Oesterreich lag ihm zu weit entfernt. Er wollte seiner Antonie näher sein, sie nicht ganz aus den Augen lassen, und er schlug deßhalb seinem Vater vor, bei dem Grafen Eberhard von Wirtenberg, der damals von den Reichsstädten hart bedroht wurde, Dienste zu nehmen. So unangenehm dieser Vorschlag dem Vater war, welcher schon längst eine starke Abneigung gegen den Grafen hatte, so gab er doch endlich den Bitten seines Sohnes nach, da

er es nicht in Abrede ziehen konnte, daß — wenn ſein Sohn das Wohlwollen dieſes mächtigen Grafen ſich erwerbe, es ihm nicht fehlen dürfte, ein bedeutenderes Lehen als Horrheim oder ſonſt eine einträgliche Stelle zu erhalten. Schon am andern Tage reiste Otto nach Stuttgart, wohin ſeit ungefähr dreißig Jahren die Grafen von Wirtenberg ihre Reſidenz verlegt hatten, und bot Eberhard II. ſeine Dienſte an. Dieſer nahm den jungen, ritterlichen Mann, der auch in allen Kriegskünſten wohl geübt und erfahren war, freundlich auf, verſicherte ihn ſeiner Gewogenheit und drückte ihm den Wunſch aus, daß er ſchon am dritten Tage bei ihm eintreffen möchte, weil der Krieg mit den Städten täglich zu beginnen drohe. Otto verſprach, pünktlich einzutreffen, und wurde gnädig entlaſſen.

Ludwig von Horrheim vernahm mit Freude den Bericht ſeines Sohnes, und je mehr er bisher gegen Eberhard eingenommen war, deſto befriedigender war für ihn die freundliche Aufnahme, die Otto gefunden. In großer Eile wurde nun die Ausrüſtung betrieben, die Otto für ſeinen neuen Beruf nöthig hatte, und ſchon am andern Tage waren Vater und Sohn in der Frühe auf der Eſelsburg, wo Graf Heinrich von Vaihingen, ein Freund Eberhards II. mit Vergnügen den Entſchluß des jüngern Horrheim vernahm und ſeine Zuſtimmung dazu gab, daß dieſer in Eberhards Dienſte trete. Während ſein Vater und Graf Heinrich noch Mancherlei beſprochen, ſchaute Otto durch's hohe Burgfenſter hinüber nach Reichertshofen und das Herz klopfte ihm ſtärker, als er dachte:

Was wird Antonie zu deiner ſchnellen Abreiſe ſagen? Die innigſte Sehnſucht zog ihn zu ihr hin und er beſchloß, ſie noch heute zu ſehen, was ihm leicht war, da Antonie ihre Abende im Sommer meiſt in dem großen Kloſtergarten zubrachte, zu dem ſein Vater als Miniſteriale des Schutzvogtes einen eigenen Schlüſſel hatte.

Der Abend kam und bereits ſtand Otto auf der Lauer in einem der entfernteſten Theile des Gartens. Bald ſah er Antonie von weitem, das wohl bekannte Zeichen ſeiner Anweſenheit ward gegeben und ſie eilte flugs dem lieben Platze zu, der ſo ganz geeignet war, ſie von neugierigen Augen und Ohren zu ſchützen. Die reinſte Freude und innigſte Liebe ſtrahlte aus ihren Augen, als ſie den Geliebten begrüßte.

Aber bald ward der Blick düſter, bald ſchwamm das Auge in Thränen, als ſie von Otto gehört hatte, was in den vorigen Tagen geſchehen und was ihnen nun bevorſtehe. An eine Trennung von Otto hatte Antonie noch nie gedacht, daher wurde ihr jetzt dieſer Gedanke, der ſo plötzlich in ihre Seele geworfen wurde, entſetzlich und fürchterlich. Es wurde ihr zu Muthe, als möchte ſie nimmer leben, wenn Otto nicht mehr in ihrer Nähe ſeie. Doch gelang es ihm, ſie allmälig zu beruhigen und zu tröſten, indem er ihr vorſtellte, wie er gerade aus Liebe zu ihr des Vaters Bitte, ſich an den Herzog von Oeſterreich zu wenden, widerſtrebt, und wie er denn doch von Eberhards Hofe aus oft Gelegenheit haben dürfte, ſie wieder zu ſehen, da die Entfernung nicht groß ſeie. Aber kaum beruhigt durch die friedliche Hoffnung des

öftern Wiederſehens, gedachte ſie der Gefahren, denen er im Kriege entgegengehe und ſie fing auf's Neue bitterlich zu weinen an. Auch in dieſer Beziehung beruhigte er ſie endlich wieder mit dem religiöſen Troſte, daß ja ſein Leben unter dem Schutz und Schirm des Allerhöchſten ſtehe, und daß ohne den Willen Gottes kein Haar von ſeinem Haupte fallen könne, und auf's Neue verſicherten ſich beide ihre ewige Liebe und Treue. Noch zwei Jahre ſollte das Novizenleben Antoniens dauern, dann ſollte ſie nach dem Willen ihrer Tante den Schleier nehmen und als Nonne eingekleidet werden; aber ſie verſicherte Otto, wie nichts in der Welt ſie bewegen könne, ihrer Tante nachzugeben und ihn zu verlaſſen, und daß ſie im Nothfalle auf die Unterſtützung ihres Vaters baue; Otto dagegen gab ihr dafür das feierliche Verſprechen unter allen Umſtänden vor Ablauf dieſer zwei Jahre wieder zu kommen und ihr Hand und Herz zum Ehebunde zu bieten. Lange erſchien ihnen freilich die Zeit noch bis zu dieſem erſehnten Ziele, aber ſie nahmen ſich vor, geduldig zu harren, täglich und ſtündlich einander in treuer Liebe zu gedenken und dann tröſteten ſie ſich hauptſächlich damit, daß es ja doch möglich ſein, daß Otto manchmal ſeine Eltern beſuchen dürfe, und daß dann auch bei ihnen ein kurzes Wiederſehen zu hoffen ſei. So war die Stunde des Abſchieds gekommen. Noch eine letzte Converenz, noch ein feierlicher Schwur, einander anzugehören bis zum Tode, und Otto riß ſich mit thränenden Augen und zerriſſenem Herzen los, während Antonie ſtille weinend noch die einſamſten Plätze des Gar-

tens aufſuchte, bis ſie ſich wieder nothdürftig geſammelt hatte, um in der Geſellſchaft der Nonnen erſcheinen zu können.

Ebenſo traurig war der Abſchied Otto's von ſeinen Eltern in Horrheim. Er hatte Vater und Mutter noch vorher ſeine Liebe zu Antonie und ihren gegenſeitigen Bund anvertraut, ihre Billigung erhalten und zugleich des Vaters Verſprechen, über Antonie zu wachen, damit ſie nicht von ihrer Tante zu frühe zur Einkleidung gezwungen werde. — So zog Otto mit dem Segen der Eltern, zwar traurig, aber dennoch beruhigt von dannen und befand ſich bald am Hoflager Eberhard II., wo ihm bei andern ritterlichen Mannen eine Wohnung angewieſen wurde. — Sein Sinn war nun ganz auf Kampf und Krieg gerichtet. Er wollte ſich auszeichnen durch ritterliche Thaten, er wollte Eberhards Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, ſeine Gewogenheit erwerben, ſich einen Namen machen und die Ritterwürde verdienen; dann hoffte er, daß ihm in Bälde eine ſolche Stellung zu Theil werde, die es erlauben würde, ſich mit Antonie zu verbinden. Und war je eine Zeit geeignet, ſich durch Muth, Tapferkeit und ritterlichen Sinn emporzuſchwingen, ſo war es dieſe. Die Kurfürſten waren gegen den Kaiſer, der ſeine Beſitzungen immer weiter ausdehnte, aufgebracht; die Fürſten waren über die den Kurfürſten ertheilten Vorrechte, der Adel über die Beſchränkung des Fehderechtes, die Städte wegen Kürzung ihres Einigungsrechtes und wegen des Verbots, Pfahlbürger aufzunehmen, mißver-

gnügt. Ueberall Uneinigkeit und Zwietracht, überall Anläſſe zu Krieg und Fehden.

So hatten damals die Grafen von Wirtenberg mancherlei Streit mit den Städtern, deren wachſende Macht ihnen ein Dorn im Auge war. Die Städte ſtanden den Grafen bei manchem vortheilhaften Kauf im Wege, zu ihnen flüchtete ſich, wer deren Rache fürchtete, zu ihnen flohen auch viele Unterthanen derſelben, durch Erwerbung des ſtädtiſchen Bürgerrechts, der Grafen Herrſchaft ſich entziehend. Dieſe dagegen thaten den Städter auf andere Art wehe, ſie ſtörten durch Wegelagerungen, durch Erhöhung von Zoll und Mauth deren Handel, ſie ſperrten ihnen die Zufuhr von Lebensmitteln, oder verboten ihren Unterthanen den Verkehr mit denſelben; auch übten ſie ihre vogteilichen Rechte mit großer Strenge aus. So gab es beſtändig Anlaß zu Händeln, welche häufig in ernſtliche Fehden ausbrachen. Eben zu der Zeit, als Otto v. Horrheim in die Dienſte des Grafen Eberhard II. getreten, war die Erbitterung der Reichsſtädte gegen die Grafen auf's Höchſte geſtiegen. Die Eßlinger fielen zuerſt den Grafen von Wirtenberg in ihr Land. Strümpfelbach wurde angezündet, Felder und Weinberge verheert, der Wein ausgeſchüttet. Die Herzoge von Baiern und Grafen von Oetingen, welche mit Eberhard verfeindet waren, unterſtützten die Städte und bald kam es zum blutigen Kampfe. Graf Eberhard, dem ſein Bruder, Graf Ulrich, zu Hülfe kam, zog mit ſeiner Schaar Eßlingen zu. Dort erhub ſich auf der Plienshalde ein ſcharfes Gefecht, in welchem die Wirtenberger, mit ihnen

Otto von Horrheim, Wunder der Tapferkeit verrichteten, ſo, daß der Städte Volk total geſchlagen wurde und mehrere ſeiner Hauptleute fielen. Bald nachher zogen die Wirtenberger vor Heilbronn, belagerten die Stadt, verheerten ihr Gebiet und erfochten auch hier einen glänzenden Sieg. Otto hatte ſich auch bei dieſem Feldzug ritterlich und tapfer gehalten, daher er von Eberhard zum Leibknappen ernannt wurde. Im Uebrigen gab es wenig Raſt und Ruhe, denn an Eberhard's Hoflager herrſchte ſelten Friede und als Leibknappe mußte er meiſt um die Perſon des Grafen ſein. Gab's nichts mit den Städten zu thun, ſo gab's Fehde mit irgend einem adeligen Herrn, oder man mußte einem Kloſter zu Hülfe kommen, oder es war ein Exekutionszug auf Befehl des Kaiſers zu machen, da Eberhard auch Landvogt in Schwaben war; und ſo war Otto bald ein Jahr in Eberhard's Dienſten, ohne nur ein einzigesmal Gelegenheit gefunden zu haben, ſeine Eltern und Antonie zu beſuchen. Er hatte auch bereits längere Zeit nichts von ihnen gehört und war in großer Beſorgniß, da eine leidige Peſt, welche auf Schiffen aus dem Morgenlande nach Italien verſchleppt wurde, ihren verheerenden Zug von dort durch Frankreich und Deutſchland genommen und jetzt alle Gemüther in Schrecken und Entſetzen verſetzt hatte. In den Städten ſtarben die Menſchen zu Tauſenden. Schwarze Beulen und Drüſen von der Größe eines Eies bedeckten ſchnell den Körper und in weniger als drei Tagen, oft in wenigen Stunden folgte der Tod. Die Krankheit griff ſo ſchrecklich um ſich, daß ganze Geſchlechter aus-

ſtarben und ganze Gegenden entvölkert wurden. Das Volk ſchrieb dieſe Seuche den Juden zu und verfolgte, beſonders in Städten, dieſe Unglücklichen auf's Grauſamſte. So viele Opfer auch in Otto's Nähe fielen, ſo blieb er doch von dieſer fürchterlichen Krankheit gnädig verſchont, war aber nur um ſo unruhiger und beſorgter wegen ſeiner Lieben in der Heimath, und nahm ſich daher feſt vor, einen kurzen Urlaub bei Eberhard zu erbitten, um ſeine Eltern und Antonie wieder zu ſehen.

3.

An demſelben Tage, da Otto um einen Urlaub von einigen Tagen nachſuchen wollte, wurde derſelbe ſchon Morgens früh zu Eberhard berufen. „Das paßt ſich gerade," ſprach Otto zu ſich ſelbſt, „da kannſt du dein Geſuch gelegenheitlich vortragen." Allein, als er von dem Grafen erfuhr, wovon es ſich handle, mußte er mit ſeiner Bitte um Urlaub auf's Neue zurückhalten, da Eberhard ihm einen Auftrag gab, der ihn in einer andern Gegend beſchäftigte. Graf Eberhard hatte ſo eben einen Eilboten von ſeinem Burgvogt in Achalm mit der Nachricht erhalten, daß der Handelsmann Anſel und deſſen Sohn, welche ſich in Eßlingen niedergelaſſen hatten, ſich gegenwärtig in Reutlingen befinde und in der kommenden Nacht nach Eßlingen zurückkehren würden. — Dieſer Anſel, ein ſehr vermöglicher Handelsmann, war früher Bürger in Cannſtatt und ein Unterthan von Graf Eberhard geweſen. Eberhard war dieſem Anſel nie gewogen, denn er war ein ſtolzer, aufgeblaſener Mann, der auf

seinen Reichthum sich gar zu viel einbildete und mit seinem Gelde auf eine unverantwortliche Weise wucherte. Graf Eberhard behandelte ihn deßhalb nicht nur mit vieler Geringschätzung, sondern ließ ihm auch einigemal wegen Wucher Strafen ansetzen. Hierüber erbittert, beschloß Ansel, in die Reichsstadt Eßlingen überzusiedeln. Da er aber wohl wußte, daß er hiezu die Erlaubniß des Grafen nicht erhalten würde, so trieb er im Stillen seine Ausstände ein, verkaufte unter der Hand sein Haus, zog unversehens in finsterer Nacht davon und begab sich nach Eßlingen, wo er bereits das stattliche Haus eines Patriziers angekauft und das Bürgerrecht erworben hatte. Als Graf Eberhard die Entweichung des Ansel erfuhr, wurde er im höchsten Grad aufgebracht und schwur nicht nur ihm, sondern auch der Reichsstadt Eßlingen, welche er so oft vergebens gewarnt hatte, keinen seiner Unterthanen ohne seine Einwilligung in das Bürger- oder Beisitzrecht aufzunehmen — Rache. Die Fehden mit Eßlingen wurden daher immer erbitterter geführt; aber an Ansel sich zu rächen, war für Eberhard nicht leicht, da dieser die Reichsstadt selten verließ und hinter ihren Mauern alle Sicherheit genoß. — Darauf einmal bekam Eberhard die dem Leser bereits bekannte Nachricht von seinem Burgvogt auf Achalm. Schnell wurde nun Otto von Horrheim beordert, mit sechs Gewappneten sich am Abend auf den Weg zu begeben, über die Filder das Neckarthal — etwa in der Mitte zwischen Eßlingen und Plochingen — zu erreichen zu suchen, sich dort in einen

Hinterhalt zu legen, die beiden Anſel zu erwarten, gefangen nehmen und nach Stuttgart zu führen.

Mit der größten Bereitwilligkeit und vollem Eifer unterzog ſich Otto dem Befehle des Grafen. Er hatte mit ſeinen Kriegern etwa eine halbe Stunde oberhalb Eßlingen eine für ſeinen Plan ſehr zweckmäßige Stellung eingenommen und wartete nun mit Verlangen der Dinge, die da kommen ſollten. Nach zwei Stunden ertönte Hufſchlag; aber man erkannte bald, daß die beiden Anſel nicht allein kämen, ſondern ein Geleite von wenigſtens acht Gewappneten bei ſich hatten. Dennoch kommandirte Otto muthig zum Angriff, als ſie näher herangekommen waren. Er ſelbſt ſtürmte auf die beiden Anſel mit Ungeſtüm los, während ſeine ſechs Begleiter ſich auf die acht Bewaffneten warfen. Heftig war der Kampf zwiſchen Otto und dem jungen Anſel, welch' letzterer in der Waffenführung wohl erfahren war. Indeſſen ſuchte der alte Anſel in der Flucht ſein Heil und war ſchon glücklich in die Nähe von Eßlingen gekommen. Otto verließ ſchnell ſeinen Gegner und folgte dem alten Anſel; doch auch der Sohn eilte nach, dem Vater Hülfe zu bringen, während die beiderſeitigen Bewaffneten den Kampf auf dem Platze, wo ſie zuſammengeſtoßen waren, hartnäckig fortſetzten. Bereits hatte Otto den älteren Anſel zum Gefangenen gemacht, als der Sohn heranſtürmte und ſich auf Otto losſtürzte. Es entbrannte nun der furchtbarſte Kampf, der mit dem Sturz des jungen Anſel endigte, welchem das Blut aus vielen Wunden hervorſtrömte. Aber auch Otto ſank verwundet vom Pferde. Auf den

Hülferuf des älteren Anſel waren einige ſeiner Knechte, die im Thore auf die Ankunft ihres Herrn gewartet zu haben ſchienen, herbeigeeilt, und Anſel befahl, die beiden Verwundeten in ſeine Wohnung zu bringen. Als ſie aber dort ankamen, hatte der junge Anſel bereits ſein Leben ausgehaucht. Fürchterlich wüthete der Vater gegen Otto, als er die Leiche ſeines Sohnes erblickte. „Du biſt ein Mörder!“ ſchrie er, und ſeinen Knechten gab er den Befehl, den Verwundeten ſogleich in das feſte Gefängniß neben dem Keller zu bringen, und ſchwur, ſchwere Rache an dem Mörder ſeines Sohnes zu nehmen. Des Herrn Befehl wurde vollführt, und Otto lag nun auf einem Haufen Stroh in einem Gefängniß, das von feſten Mauern umgeben war. Seinen Knechten aber gebot Anſel, tiefes Schweigen zu bewahren, über alles, was geſchehen und durchaus nichts davon laut werden zu laſſen, daß ſich ein fremder Ritter in ſeinem Gewahrſam befände. — Indeſſen hatten Otto's Begleiter die Reutlinger Schutzwehr der beiden Anſel vollſtändig beſiegt und in die Flucht geſchlagen; als ſie ſich aber nach ihrem Anführer umſahen, ſo war er nirgends mehr zu finden. Vergeblich war alles Suchen und Forſchen und erſt, als der Tag anbrach, ritten ſie Stuttgart zu, um dem Grafen Bericht zu erſtatten über den traurigen Verlauf ihres nächtlichen Zuges.

Otto, der eine ſtarke Wunde am Kopf und auf der Bruſt erhalten hatte, war im Kerker wieder zum völligen Bewußtſein gekommen und erkannte das Mißliche und Gefährliche ſeiner Lage. Er kannte die böſe, heimtücki-

ſche und rachſüchtige Natur des alten Anſel nur zu gut, um nicht das Schlimmſte befürchten zu müſſen. Schrecklich war für ihn der Gedanke, daß der junge Anſel vielleicht todt ſeie. Er hatte deſſen Tod gar nicht beabſichtigt, ſondern ſich zuletzt nur noch um ſein eigenes Leben gewehrt, da Anſel immer heftiger auf ihn eingedrungen war. Endlich bedeckte ein wohlthätiger Schlaf ſeine müden Augenlieder und erſt ſpät am Morgen erwachte er wieder, aber nur um das ſchreckliche ſeiner Lage jetzt in ihrem ganzen Umfange zu erkennen. Aber in ſeinem, von feſten, dicken Mauern umgebenen Gefängniſſe erblickte er eine Oeffnung, durch welche ihm ſo eben Waſſer und Brod herabgelaſſen wurde; aber zugleich auch hörte er aus dem Munde des alten Anſel die ſchrecklichſten Verwünſchungen und Flüche und die Drohung, daß er — der Mörder ſeines Sohnes — nie mehr das Licht der Sonne erblicken, ſondern in dieſem Kerker langſam dahinſchmachten ſolle. Und ſo wiederholte es ſich jeden Morgen; ſo oft ihm Brod und Waſſer herabgelaſſen wurde in den finſtern, feuchten Keller, ſo oft ertönten auch die Verwünſchungen und Flüche des rachſüchtigen Vaters. Welche Pein für den, durch ſeine Wunden noch geſchwächten Jüngling, der ſich nichts vorzuwerfen, ſondern, was er gethan, im Dienſt und auf Befehl ſeines Herrn gethan hatte! Nur manchmal — oft nach langer Unterbrechung — ward ihm eine warme, kräftigere Speiſe zu Theil, und zwar jedesmal, wenn er die Stimme des Anſel nicht vernahm, woraus er ſchloß, daß dieſer abweſend ſeie und irgend eine Seele im Hauſe doch Mitleid mit ihm habe.

Oft erhob er, während Anſel oben beſchäftigt war, Waſſer und Brod in den Kerker herabzulaſſen, ſeine Stimme und bat um Erbarmen, da er ja doch nur den Befehl ſeines Herrn vollzogen und den Tod ſeines Sohnes durchaus nicht beabſichtigt habe; allein ſein Flehen blieb ohne Erfolg, und Woche um Woche, Monat um Monat verging, ohne daß ſein Schickſal ſich änderte. Der Gedanke an Antonie war im Anfange ſeines Kerkerlebens oft ſein Troſt geweſen, und ſtundenlang hatte er in der Erinnerung an ſie ſein Leiden vergeſſen; aber jetzt, da ſeine Hoffnung auf Befreiung immer ſchwächer wurde, jetzt dachte er mit Schrecken an ſie. „Habe ich ihr nicht verſprochen," ſo ſagte er, „vor Ablauf ihrer zwei Novizenjahre unter allen Umſtänden wieder zu kommen und ihr Herz und Hand anzubieten? — Wie, wenn meine Einkerkerung noch länger dauern ſollte? Wenn der Termin verſtrichen und Antonie nun ihr Gelübde als Nonne ablegen würde?!" Quälende Gedanken! — Am nächſten Morgen bat er wieder um ſeine Freilaſſung und wieder vergebens.

Graf Eberhard gab ſich indeſſen alle Mühe, über das Schickſal Otto's nähere Auskunft zu erhalten, allein alle Nachforſchungen waren umſonſt; man glaubte endlich allgemein, er hätte bei jener nächtlichen Expedition den Tod gefunden und ſein Leichnam ſeie wahrſcheinlich in den Neckar geworfen worden.

Auch nach Horrheim kam endlich die Nachricht von dem traurigen Verſchwinden Otto's und verſetzte die Eltern, ſowie Antonie, die durch die alte Amme Otto's,

Margaretha Trippel, immer erfuhr, was im elterlichen Hause vorging, in tiefe Trauer. Ludwig von Horrheim jammerte: „Warum habe ich meinen Sohn zu dem Wirtenberger ziehen lassen! Hatte ich doch niemals Vertrauen zu ihm!“ Und Antonie war bleich geworden, alle Lebenslust war von ihr gewichen und alle Hoffnung hatte sie verlassen. „Er ist todt“ — sprach sie — „er ist todt, ach! und auf welch' schreckliche Weise!“ Und immer näher rückte der Schluß ihrer Novizenzeit herbei. Betrübt, beinahe gefühllos ging sie der Zukunft entgegen, und war nirgends lieber, als im Garten — an der Stelle, wo sie Abschied von ihm genommen hatte. „Ist Otto todt,“ sagte sie zu ihrer vertrauten Margaretha, „so ist ja das Kloster der beste Aufenthalt für mich; ich habe dann nichts mehr zu thun, als zu trauern.“ Und doch regte sich manchmal noch ein Funke von Hoffnung in ihr, wenn sie an seine Worte gedachte, unter allen Umständen vor Ablauf zweier Jahre wieder zu kommen und ihr Hand und Herz zu bieten. Aber als das zweite Jahr zu Ende ging, da sagte sie nochmals traurig: „er ist todt!“ und als die Tante ihr endlich ankündigte, daß der Tag anberaumt seie, an welchem ihre Einkleidung als Nonne erfolgen solle, da gab sie fast willenlos, zwar unter Thränen, aber doch gefaßt ihre Zustimmung.

4.

Durch einen Knecht, der dem reichen Ansel in Eßlingen entlaufen war und eine Unterkunft in Stuttgart gefunden hatte, wurde es endlich ruchbar, daß Ansel

einen Dienſtmann Eberhard's in einem Kerker ſeines Hauſes gefangen halte, und dies Gerücht kam bald auch vor die Ohren des Grafen. Gerade zu dieſer Zeit rüſtete ſich Eberhard wieder zur Züchtigung der Reichsſtadt Eßlingen und beſchloß, bei dieſer Gelegenheit jener Sage genau auf den Grund zu ſpüren. — Es war nämlich von Kaiſer Karl IV. im Jahr 1356 mit Zuziehung der Reichsſtände zu Nürnberg ein neues Reichsgeſetz gegeben worden, welches unter dem Namen „der goldenen Bulle“ bekannt wurde und in dreißig Hauptſtücken die Rechte der Kurfürſten, die Ordnung der Kaiſerwahl und der Krönung, die Reichs-Erzämter ꝛc. beſtimmte, auch wegen den gegenſeitigen Befehdungen und zu ihrer Beſchränkung einige Vordnungen enthielt. Beſonders aber wurde darin den Städten verboten, fürderhin Unterthanen von Landesherren zu Bürgern aufzunehmen, weil dieſen dadurch großer Schaden geſchah, indem ſolche Leute alsdann ſich nicht mehr zum Gehorſam gegen ſie für verpflichtet hielten. Hiedurch entſtand große Unzufriedenheit bei den Städten, indem ſie meinten, das ſeie eine Beſchränkung ihrer Freiheit. Zu Eßlingen kam es ſogar in des Kaiſers Anweſenheit im Wintermonate 1360 zu einem Auflaufe, vor dem ſich Kaiſer Karl durch den Garten des Barfüßer-Kloſters in das wirtenbergiſche Gebiet flüchten mußte. Erzürnt bot er nun das Reichsheer auf, die Stadt zu züchtigen und Eberhard ſollte hiebei den Oberbefehl führen. Mit großer Freude ergriff dieſer die angebotene Gelegenheit zur Rache an den Städten. Eberhard zog zuerſt gegen Eßlingen, ſchloß die Stadt

ein und nöthigte die Einwohner, um Gnade zu bitten. Eberhard gewährte ihnen dieſe unter der Bedingung, daß ſie dem Kaiſer zur Sühne ſechzigtauſend, ihm aber zum Koſtenerſatz vierzigtauſend Gulden bezahlten. Als Nebenbedingung verlangte er die Auslieferung des von Anſel auf unrechtmäßige Weiſe in Gefangenſchaft gehaltenen Otto von Horrheim und einem Schadenerſatz für dieſen von dreitauſend Gulden. Die Reichsſtadt Eßlingen hatte keine andere Wahl, als dieſe Bedingungen einzugehen; auch Kaufherr Anſel, der ſich verrathen ſah, wurde genöthigt, den Gefangenen herauszugeben, und — ſo ſehr er ſich auch ſträubte — die von Eberhard angeſetzten 3000 Gulden zu bezahlen, was für jene Zeit eine ſehr bedeutende Summe für einen Privatmann war.

Wie ſehr ſtaunte Otto, der bereits alle Hoffnung auf Befreiung aufgegeben und ſich nur einen ſchnellen Tod gewünſcht hatte, als in früher Morgenſtunde ſein Kerker ſich öffnete, er vor die Stadt hinausgeführt und dem Grafen Eberhard übergeben wurde. Ein unbeſchreiblicher Jubel tönte ihm von ſeinen vormaligen Kriegsgenoſſen entgegen und auch Eberhard empfing den bleichen, jungen Mann, der ſo viel für ihn gelitten hatte, mit unverkennbarer Freude. Als er dem Grafen die Geſchichte ſeiner Gefangenſchaft ausführlich erzählt hatte, gab dieſer im Angeſichte der jubelnden Menge dem bisherigen Knappen den Ritterſchlag, nahm ſeine goldene Kette vom Halſe und hing ſie ihm mit eigenen Händen um und verkündigte ihm zugleich, daß dreitauſend Gulden als ein kleiner Schadenerſatz für ihn bereit liegen. Otto wußte

nicht, wie ihm geſchah; erſt nach und nach konnte er ſein Glück faſſen, und jetzt erſt fand er Worte, um dem Grafen ſeinen innigen Dank auszudrücken. Als Eberhard aber bemerkte, daß die Geſundheit Otto's durch ſeine lange Gefangenſchaft und ſchlechte Behandlung bedeutend gelitten hatte, ſo gewährte er demſelben, auf deſſen Bitte einen längeren Urlaub, und verabſchiedete denſelben mit dem freundlich ausgeſprochenen Wunſche ihn ſo bald als möglich wieder bei ſich zu ſehen, da er tapferer Ritter ſo ſehr benöthigt ſeie.

Zwei Jahre und ſechs Wochen waren verſchwunden, ſeit Otto Abſchied von ſeinen Lieben in der Heimath genommen hatte. Groß war ſeine Sehnſucht, dieſelben wieder zu ſehen, und je näher er der Heimath kam, deſto mehr trieb er ſein Pferd zu haſtiger Eile an. Bald lag die Eſelsburg vor ihm, und einige Augenblicke ſchwankte er, ob er nicht den Grafen Heinrich von Vaihingen zuerſt mit einem Beſuche überraſchen ſollte; aber die kindliche Liebe trieb den Sieg davon. Er eilte raſch vorwärts, und in wenigen Minuten ſah er ſeine Vaterſtadt vor ſich liegen, in wenigen Minuten war er vor dem ritterlichen Hauſe abgeſtiegen. Drinnen ſaß der alte Ludwig von Horrheim traurig und niedergeſchlagen in ſeinem Lehnſeſſel und dachte an ſeinen Sohn und an deſſen trauriges Schickſal, und machte ſich, wie alle Tage, ſo auch jetzt wieder im Innern die bitterſten Vorwürfe darüber, daß er denſelben veranlaßt habe, die Heimath zu verlaſſen, ja — er klagte ſich als die Urſache ſeines Todes an. Horch', da vernimmt er das Klirren von Spor-

nen; und wohlbekannte Tritte, auf der Treppe! Er erhebt ſich und geht langſam, aber erwartungsvoll der Thüre entgegen. Dieſe öffnet ſich und — welcher Anblick für den trauernden Vater! — der verloren- und todtgeglaubte Otto ſteht leibhaft da; zwar bleich und abgemagert, aber mit freundlichen Blicken ſtreckt er dem überraſchten, zitternden Vater die Arme entgegen und Vater und Sohn weinen Freudenthränen Einer in des Andern Armen.

Indeſſen kommt die Mutter herbei, ſieht zu ihrem größten Erſtaunen den ſo ſchmerzlich beweinten Sohn in des Vaters Armen und mit lautem Frohlocken ſchließt ſie ihr geliebtes Kind an die Bruſt und ruft mit einem Jakob: „Nun will ich gern ſterben, daß ich dein Angeſicht noch einmal geſehen habe!“ die Sprache iſt zu arm, um alle die Gefühle und Empfindungen zu beſchreiben, welche Vater, Mutter und Sohn in dieſer ſchönen Stunde des Wiederſehens durchſtrömten und beglückten. Bald wußten die Eltern Otto's ganzes Schickſal. O wie weinte die Mutter ſo herbe Thränen, als der Sohn ihr ſein bitteres Loos im Kerker erzählte! O wie glänzte des Vaters Auge, ſo froh und ſtolz als er die goldene Kette am Halſe des Sohnes betrachtete! Die Ritterwürde war die höchſte, kriegeriſche Auszeichnung während des ganzen Mittelalters; Ludwig hatte ſie nicht erhalten, aber ſein ſehnlichſter Wunſch war erfüllt, ſein Sohn zum Ritter emporgeſtiegen, und von einem tapfern Fürſten dazu ernannt. Das galt ihm mehr als jene bedeutende Summe, von der ihm der Sohn erzählte, daß ſie bei Eberhards

Rentmeiſter für ihn bereit läge; obgleich dieſe Summe völlig hinreichend war, eine Burg, ſammt einem Dorfe dazu als Eigenthum zu kaufen. Auch hatte ſich Ludwig ganz mit dem Grafen Eberhard ausgeſühnt, dem er jetzt alles Gute von Herzen wünſchte.

Froh ſchwand die erſte Stunde des Wiederſehens dahin, aber nun konnte ſich Otto — da ſeine Eltern keine Silbe von Antonien berührten — nicht länger halten, nach ihr zu fragen. Aber mit dieſer Frage war auf einmal alle Freude von der Eltern Angeſicht verſchwunden, und verlegen ſahen ſie einander an. Otto ahnete, daß etwas Trauriges geſchehen ſein müſſe und fragte unwillkürlich: „Sie iſt doch nicht todt?“ Sein Vater ermannte ſich aus ſeiner Verlegenheit und antwortete: „Otto ſei ein Mann und höre mit Ergebung in den Willen Gottes, was ich dir zu ſagen habe! Antonie iſt nicht todt, ſie lebt, aber iſt ſeit geſtern — eingekleidet, ſeit geſtern eine Braut des Himmels, und nun für dich verloren. Mit großem Schmerze gebe ich dir dieſe Nachricht, ſie iſt unſchuldig, ſie hielt dich für todt, ſie trauerte tief um dich, und da ſie keine Hoffnung mehr hatte, gab ſie dem Willen ihrer Tante nach. Ach, geſtern, erſt geſtern ging ſie für dich verloren!“ Otto fiel faſt bewußtlos in den Lehnſeſſel ſeines Vaters und bedeckte lange mit den Händen das Geſicht. Endlich fand er Worte für ſeinen Schmerz. „Nun iſt alles verloren,“ ſprach er, „da ich Antonie verloren habe.! Als ich meine Freiheit erhielt, freute ich mich derſelben wegen ihr; als mir Graf Eberhard die Ritterwürde verlieh, legte ich einen hohen

Werth darauf, ach, nur wegen ihr; — o, nun ſie verloren für mich iſt, ſo iſt auch Alles verloren, Alles — Alles für mich dahin!"

5.

Mehrere Tage brachte Otto in einer geiſtigen und körperlichen Erſchlaffung hin, verließ ſein Zimmer nicht, und fand nur im Umgang mit ſeiner alten Amme, Margaretha, einige Beruhigung und einigen Troſt. Von ihr erfuhr er den harten Seelenkampf, den Antonie beſtanden; von ihr hörte er, wie ſie die Hoffnung nicht ganz habe ſinken laſſen, ſo lange auch nur noch ein Tag von den zwei beſtimmten Jahren übrig geblieben, wie ſie aber zu zweifeln angefangen, als das dritte Jahr begonnen und nun oft geſagt habe: „er iſt nicht mehr unter den Lebenden, ſonſt hätte er ſein Wort gehalten." An eine Gefangenſchaft habe Niemand gedacht. Nun habe Antonie es endlich für Pflicht gehalten, ihrer Tante Gehorſam zu leiſten, ja — ſie habe gerade dadurch ihre Liebe zu Otto auch nach ſeinem Tode bethätigen wollen, indem ſie der Welt völlig entſage. „Ach," jammerte Margaretha, „wie bang iſt mir auf einen Beſuch bei ihr! Welcher Schlag für ſie, wenn ſie hört, daß Otto noch lebt, und durch mich jetzt ſo unglücklich geworden iſt!" „Sage ihr nichts von mir," befahl Otto, „bis ich dir den Auftrag dazu gebe; überhaupt wünſche ich, daß du nicht nach Reichertshofen geheſt, bis ich dir Weiteres geſagt habe." Margaretha verſprach, Alles thun zu wollen, was Otto verlange.

Am kommenden Tage mußte Otto den Grafen Heinrich auf der Eſelsburg beſuchen. Freundlich ward der Leidende von dem Leidenden aufgenommen. Graf Heinrich lebte wie ein Einſiedler. Die einzige Schweſter Mechtilde, verheirathet an den Grafen von Zollern, war im Verdruß von ihrem Bruder geſchieden, wegen des im Anfange der Erzählung berührten Vermächtniſſes an den Grafen von Wirtenberg, und noch war der Friede unter den Geſchwiſtern nicht wieder hergeſtellt. Es ſchien, als litt Graf Heinrich an demſelben Herzweh, wie Otto von Horrheim. Er war — wie man ſagte — in Folge einer unglücklichen Liebe unverheirathet geblieben und der letzte ſeines Stammes. Ueberhaupt ſchien ſeit dem unglücklichen Morde, den Graf Konrad, der Vater Heinrich's, an Ulrich von Bromberg im Jahr 1338 in der Vaihinger Burg verübte, ein finſteres Geſchick auf der Familie zu ruhen. Wohlthätig war daher der Beſuch Otto's für den Einſamen, und bald hatten ſich beide recht herzlich an einander angeſchloſſen. — Oft ſchaute Otto aus den hohen Burgfenſtern wieder hinüber auf das nahe Reichertshofen; — aber wie ganz anders, als bei ſeinem letzten Beſuche auf der Burg! Damals lebten die ſchönſten Hoffnungen in ſeinem Herzen, jetzt waren ſie alle zertrümmert. Noch lag das Kloſter in demſelben hellen Sonnenſchein vor ihm, aber Antonie, die er damals im Geiſte die Seinige nannte, war jetzt für ihn todt. Und doch tönte eine Stimme aus ſeinem Innern heraus:

Noch einmal muß ich vor ihr ſteh'n,
Noch einmal ihr ins Auge ſeh'n,
So lieb und klar!"

Doch aus seinen Träumen weckte ihn Graf Heinrich mit der Nachricht, daß ein weiterer Besuch zu erwarten seie, indem so eben ein Ritter den Burgberg heraufreite. Bald wurde zur größten Ueberraschung Otto's der Ritter Rudolph von Roswag, Antoniens Vater, angemeldet und vom Grafen in Gegenwart Otto's empfangen. Freundlich begrüßte der Ritter die beiden Anwesenden, und als Graf Heinrich ihm Otto von Horrheim vorgestellt hatte, umrmte der Ritter von Roswag diesen auf's Liebreichste, gratulirte ihm zur kürzlich empfangenen Ritterwürde und erklärte, daß er gerade von Horrheim komme, um Otto, den er nicht zu Hause getroffen, hier aufzusuchen, da er Dinge von Wichtigkeit mit ihm zu verhandeln habe. Nachdem Graf Heinrich mehreres über die mit dem Herzog von Oesterreich gemachten Feldzüge mit ihm gesprochen, verließ er das Zimmer und die Ritter Rudolph und Otto waren nun allein. „Endlich sehe ich dich wieder, den Sohn meines liebsten Jugendfreundes, den Jugendgenossen meiner geliebten, unglücklichen Antonie, sei mir noch einmal gegrüßt! Ich komme vom Kloster, von ihr, ach, und bin zu spät gekommen! Wohl bewahrte ich die Zeit, in der ihre Novizenjahre zu Ende gehen würden. Treu in meinem Gedächtniß, aber im Drange der Kriegsereignisse konnte ich erst einige Wochen später abkommen um meine Tochter aus dem Kloster abzuholen und sie als Ehrenfräulein zu der Herzogin von Oesterreich zu führen. Nie dachte ich daran, meine Tochter ganz dem Kloster zu widmen: als Novize sollte sie so lange bei meiner Schwägerin, der Aebtissin, verweilen, bis sie das Alter erreicht

hätte, um als Ehrenfräulein bei einer Fürstin eintreten zu können. Das war mein Plan für sie, — und nie dachte ich daran, daß man meine Tochter ohne meine Einwilligung als Nonne einkleiden werde. Auf den Flügeln der Liebe und Sehnsucht bin ich hieher geeilt, ach, und finde das liebe, sonst so lebensfrohe Kind als Nonne; finde sie in Thränen, in Verzweiflung, denn gerade hatte sie erfahren, daß du noch lebest und in der Nähe seiest. Sie hat mir euer Verhältniß enthüllt, ihr Herz voll Liebe und Anhänglichkeit für dich aufgedeckt und ich habe ihren Gefühlen beigestimmt, denn ich kenne dich ja von Jugend auf und gestehe dir gerne, daß ich schon früher oft mit Freude daran gedacht habe, dich und Antonie als ein Ehepaar zu sehen. Und jetzt soll das arme Kind im Kloster sein Leben verkümmern und seine jungen Tage vertrauern! O das Herz möchte mir zerspringen! Ich habe meiner Schwägerin die bittersten Vorwürfe gemacht, daß sie mit der Ablegung des Gelübdes so sehr geeilt und nicht abgewartet habe, bis ich meine Einwilligung dazu gegeben, ich habe ihr gesagt, wie sie durch ihre Eile mein einziges Kind grenzenlos unglücklich gemacht; allein — das will sie durchaus nicht zugeben; vielmehr glaubt sie, Antonie habe das beste Theil erwählt, sie werde zwar einige Wochen traurig sein, allein es werde bald besser gehen und für die Zukunft sei es nun in jeder Hinsicht für sie am besten gesorgt. Ich nahm darauf einen ziemlich kalten Abschied von meiner Schwägerin, meiner Tochter aber habe ich im stillen gesagt, daß ich alle in meiner Gewalt stehenden Mittel

anwenden würde, um sie vom Kloster los zu machen, sie solle sich mit Geduld indessen in die Umstände fügen und die Hoffnung nicht aufgeben. Vom Kloster aus kam ich nach Horrheim. Dort erfuhr ich von deinen Eltern alles Weitere, deine Gefangenschaft, deine Befreiung, deine Erhebung zum Ritter, deine Trauer um Antonie. Und wenn nun alles so ist, wie ich höre, so bin ich fest entschlossen, alles daran zu wagen, um Antoniens Gelübde wieder zu lösen. Graf Eberhard, zu dem ich mich jetzt begebe, wird mir ein Zeugniß von den besonderen Verhältnissen, in denen du dich als Verlobter Antoniens, zur Zeit ihrer Einkleidung, befandest, nicht versagen, der Bischof von Speier ist ein vertrauter Freund von mir, und die Herzogin von Oesterreich, deren Beiden ich kürzlich das Leben gerettet, ist eine nahe Verwandtin des Papstes, und so bin ich nicht ohne Hoffnung, daß dieses Klostergelübde, das ohne des Vaters Willen eingegangen wurde, auch wieder gelöst werde. Darum lasse auch du deine Hoffnung nicht sinken, mein Otto! Mache dich wieder fort zu Eberhard und binnen eines Vierteljahrs sollst du Weiteres von mir hören!"

Je länger der Ritter Rudolph sprach, desto mehr schwanden die Falten des Trübsinns, die Otto's Stirne umlagert hatten, desto leichter wurde ihm um's Herz. Und als er geendet, — wie innig dankbar er ihm für seine väterliche Sorgfalt und für die liebevollen Gesinnungen, die derselbe gegen ihn an den Tag gelegt. Nachdem Ritter Rudolph auch noch gegen den Grafen Heinrich in dieser Beziehung sich offen ausgesprochen und den

Beifall deſſelben erhalten hatte, ſchied er, um ſich nach Stuttgart an das Hoflager Eberhards II. zu begeben. Schon am dritten Tag folgte ihm Otto nach, und widmete ſich dem Dienſte Eberhards mit neuem Eifer und mit den Gefühlen der Dankbarkeit. Zwar waren die Streitigkeiten mit den Reichsſtädten für den Augenblick beigelegt, aber da Eberhard zu dieſer Zeit auch die Landvogtei in Niederſchwaben erhielt, und von Jahr zu Jahr bedeutende Erwerbungen machte, ſo hatte er immer Beſchäftigung für ſeine Ritter und Mannen und ſo ging auch dem Ritter Otto ein Vierteljahr ſchnell herum, obwohl er jeden Tag an die fernere Entwickelung ſeines Schickſals ſehnſuchtsvoll dachte. Schon vier Monate waren verſchwunden, ſeit Rudolph von Roswag abgereist war, und bereits fing Otto an, an dem Erfolg ſeiner Bemühungen zu zweifeln. Eines Morgens ließ ihn aber Eberhard II. zu ſich rufen, gab ihm einen ſchriftlichen Auftrag an den Grafen Heinrich von Vaihingen und befahl ihm, denſelben ſogleich zu beſorgen. Gedankenvoll ritt Otto ſeines Weg's dahin und dachte an Antonie und ihren Vater. Mittags ſchon war er auf der Eſelsburg. Er wurde ſogleich vorgelaſſen, aber — welche Ueberraſchung! — als er die Thüre geöffnet, ſah er den Ritter von Roswag und Antonie an ſeiner Hand auf ſich zukommen, und hinter ihnen winkten ihm Vater und Mutter freundlich zu. „Antonie iſt frei,“ ſprach Rudolph, „ſie iſt durch den Machtſpruch des Papſtes von ihrem Gelübde entbunden. Haſt du deine Liebe und Treue ihr bewahrt, ſo empfange ſie aus meiner Hand zur Gattin.“

Sprachlos lagen die Liebenden sich in den Armen. Alle Leiden der Vergangenheit waren vergessen und Eltern und Kinder weinten Freudenthränen. In der Pergamentrolle, die Otto von Horrheim dem Grafen Heinrich von Eberhard II. zu übergeben hatte, war bestimmt, daß die Burg Neu-Roswag dem Ritter Otto von Horrheim bis auf Weiteres zu seiner Wohnung angewiesen sei. In der Kirche zu Horrheim wurden die Liebenden nach einigen Tagen getraut, worauf sie die neue, schöne Burg in Roswag bezogen, wo ihnen viele glücklichen Stunden schlugen. Doch dauerte ihr Aufenthalt in Roswag nur kurze Zeit. Heinrich, der letzte Graf von Vaihingen, starb schon nach einem halben Jahre, worauf Eberhard II. Otto mit der Eselsburg und den dazu gehörigen Städten und Dörfern belehnte. Otto zog nun mit seiner geliebten Antonie auf die ihnen so liebe Eselsburg und verlebte auch hier glückliche Jahre, die nun durch den Tod seiner Eltern und des Vaters seiner Gattin getrübt wurden. Dem Grafen Eberhard aber stand er in allen seinen Kriegen gegen die Reichsstädte und den Adel treu zur Seite, zeichnete sich besonders in dem blutigen Treffen bei Altheim auf der Alp, im Jahr 1372, in der Schlacht bei Reutlingen, im Jahr 1377, und in der Schlacht bei Döffingen, im Jahr 1388 durch seine Tapferkeit aus, und erwarb sich hiedurch Eberhards Liebe und Achtung in immer höherem Grade. Da ihm aber in seiner Ehe nur zwei Töchter geboren wurden, so blieb er der letzte vom adeligen Geschlechte von Horrheim, welches schon im zwölften Jahrhundert geblüht hatte. Im

Kloſter Reichertshofen, dem Otto und Antonie manche fromme Spende zuwendeten, fanden ſie ſpät — nach wohl vollbrachtem, glücklichen Lebenslaufe, ihrem Wunſche gemäß — ihre letzte Ruheſtätte. Otto, der letzte Herr von Horrheim, im Chore der Kloſterkirche, neben dem Sarge des letzten Grafen von Vaihingen, Antonie auf dem Kirchhofe der Nonnen, der an der Stelle lag, wo jetzt der Sommergarten der Gutspächter Staudt vor dem Wohnhauſe deſſelben, ſich befindet. Ihr Andenken blieb lange im Segen.

Das erste Freischießen in Stuttgart.

Es war am ersten September des Jahres 1501, als die Mitglieder der neu gegründeten Schützengesellschaft in festlicher Kleidung mit grünem Wamms und Sammtbarett, die schweren Kugelbüchsen oder die stählerne Armbrust auf der Schulter, in Gesellschaft vieler Zunftgenossen von Nah und Fern, die Gassen Stuttgarts durchzogen. Voran die Musikanten, dann die Fähndriche, so zogen sie vom Rathhause, allwo sie den Magistrat begrüßten, zur Kirche, um ihr Fest mit Gebet und Messe zu eröffnen, und von da durch das Armbrustthor in den Schießgraben, wo jetzt die neue Krähenschule steht. Die fremden Gäste, worunter viele Vornehme geistlichen und weltlichen Standes, wurden bei den Bürgern einquartirt, wofür diese eine Entschädigung erhielten, denn die Festlichkeiten dauerten bis gegen das Ende Oktober. Damit es an Lebensmitteln in der Stadt nicht fehle, verordnete

)erzog Ulrich, daß die umliegenden Aemter bis auf
infzehn Stunden im Umkreise nach einander einliefern
llten, was sie an Ochsen, Kälbern, Hammeln, Gänsen
nd anderem Geflügel, Eier, Butter, Käse und Gemüse
uftreiben könnten. Die Morgenimbisse und Mahlzeiten,
elche auf dem Schießgraben stattfanden, bestanden aus
nem Voressen mit Brühe, Fleisch und Hühnern, einem
)emüse, Gebratenem und Hühnern; dazu wurde rother
nd weißer Wein von Degerloch, Uhlbach, Stetten und
leuffen kredenzt.

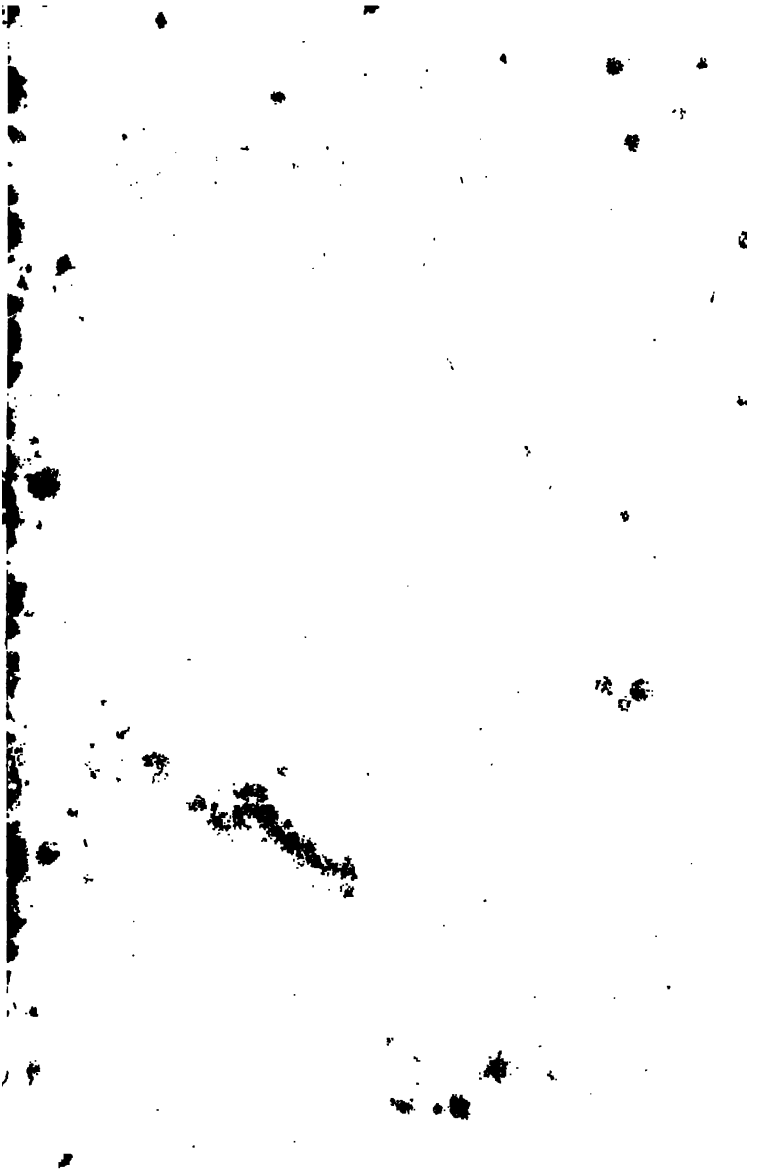
Dabei ging es sehr lustig her, denn die Sage er-
ihlt, daß nicht nur mancher mit schwerem Kopfe heim-
egangen oder unter den Tisch getrunken worden, auch
iele gute Schützen wegen Doppelsehens das Schwarze
efehlt haben, sondern daß auch Manche blutige Köpfe
nd zerschlagene Glieder davon getragen haben, von
)egen unterschiedlicher Jalousien, die sie sich haben bei-
ehen lassen, denn die Schönheit und Liebenswürdigkeit
er Stuttgarter Frauen und Jungfrauen war schon da-
umal weit und breit berühmt. An Gewinnsten fehlte
s auch nicht. Die Stadt allein setzte dafür hundert und
inen Gulden aus.

Zur Vermehrung der Kurzweil wurde auch eine
otterie veranstaltet, wobei mit nur einem Kreuzer Ein-
ge der Hauptgewinnst 61 Gulden betrug. —

Das waren fröhliche Tage!

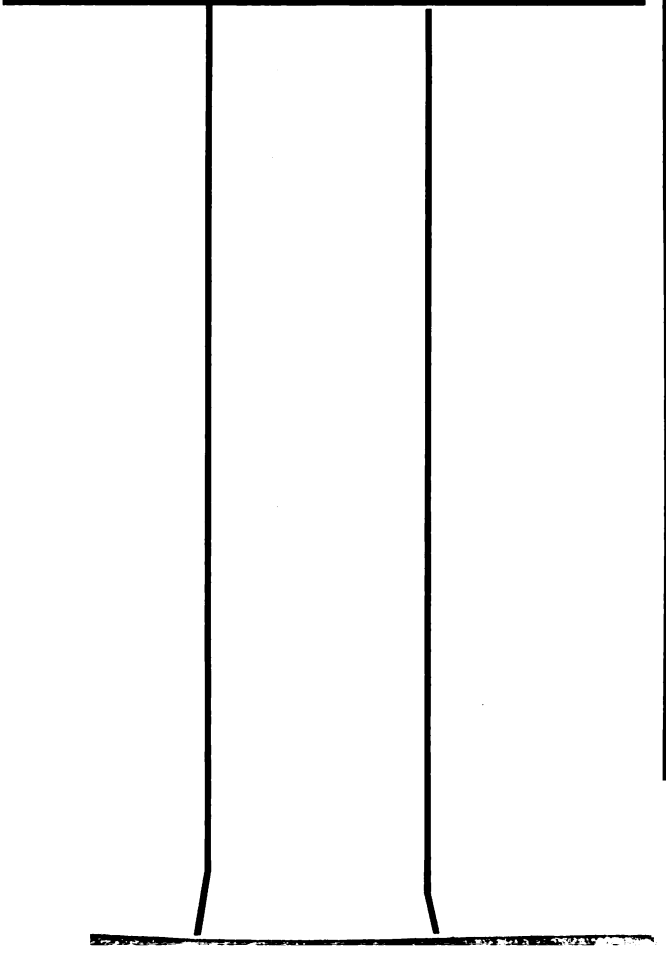
Von dort an wurden in Stuttgart zu verschiedenen
eiten große Schießen gehalten. Bei einem solchen, das
en 4., 5. und 6. September 1682 stattfand, stellte der

Herzog Administrator Friedrich Karl als besten Gewinnst einen werthvollen silbernen Pokal auf, den derselbe selbst wieder gewann und hernachmals der löblichen Schützengesellschaft gnädigst verehrte. Derselbe wird bis auf den heutigen Tag von derselben aufbewahrt.



T NIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01470 1877